

Neue Folge
der
Gesundheits-Beitung.

Herausgegeben und redigirt
von
Med. Dr. J. H. Beer.

Erster Band.

Wien, 1840.
Gedruckt bei F. P. Collinger.

Neue Folge

Rechnungs-Beitrag

Erhalten von

1840

1840



J. N. 154739

Erster Band

Wien, 1840

Verlegt bei J. G. Colling

Dem Andenken

des

als Mensch, Staatsbürger, gelehrter Naturforscher und öffentlicher Lehrer
allgemein hochverehrten und hochgeachteten, am 9. December 1839
verbliebenen,

Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Joseph Franz Freiherrn v. Jacquin,

des k. k. ungarischen St. Stephans-, des k. k. dänischen Dannebrog- und des kaiserl.
russischen Wladimir-Ordens Ritter, k. k. wirkl. n. ö. Regierungsrathe, emeritirtem Pro-
fessor der Chemie und ordentl. öffentl. Professor der Botanik an der Wiener Hochschule,
Ehrenmitglied und Vice-Präsidenten der k. k. Gartenbau-Gesellschaft, Ausschuß der k. k.
Landwirthschafts-Gesellschaft, Mitglied der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, so wie
vieler in- und ausländischer Akademien, und gelehrten Gesellschaften etc. etc.

dem menschenfreundlichen Förderer alles dessen, was das Wohl der Mensch-
heit, der Wissenschaft und des Vaterlandes betraf,

widmet den ersten Band des vierten Jahrganges
mit innigster Pietät

sein ehemaliger Schüler,

der Herausgeber.

Dem Kaiser

1800

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche die Wissenschaften und Künste zu fördern und zu beleben hat, hat die Ehre, dem Kaiserlichen Hofe die folgenden Schriften zu überreichen, welche von dem Kaiserlichen Hofe angeordnet sind, und die dem Kaiserlichen Hofe zu dienen sind.

Geographie und Geschichte

von Herrn

Joseph Franz Freiherrn v. Jacquin

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche die Wissenschaften und Künste zu fördern und zu beleben hat, hat die Ehre, dem Kaiserlichen Hofe die folgenden Schriften zu überreichen, welche von dem Kaiserlichen Hofe angeordnet sind, und die dem Kaiserlichen Hofe zu dienen sind.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche die Wissenschaften und Künste zu fördern und zu beleben hat, hat die Ehre, dem Kaiserlichen Hofe die folgenden Schriften zu überreichen, welche von dem Kaiserlichen Hofe angeordnet sind, und die dem Kaiserlichen Hofe zu dienen sind.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche die Wissenschaften und Künste zu fördern und zu beleben hat, hat die Ehre, dem Kaiserlichen Hofe die folgenden Schriften zu überreichen, welche von dem Kaiserlichen Hofe angeordnet sind, und die dem Kaiserlichen Hofe zu dienen sind.

sein ehemaliger Schüler

der Oberlehrer

Neue Folge
der
Gesundheits = Zeitung.

Neue Folge

1818

Gesundheits-Zeitung

Inhaltsanzeige des ersten Bandes.

Nr. 1. Solon und Plato. — Einige Worte über Dampfbäder. — Ueber Verhütung der Blattern. — Miscellen. — Beilage: Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Miscellen.

Nr. 2. Briefwechsel eines Einsamen mit seinem Freunde in der Residenz. — Orfila, über den gegenwärtigen Zustand des medizinischen Unterrichts in Frankreich. — Mittheilungen eines geheilten Geisteskranken. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 3. Fromme Wünsche. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 4. Der Morgen- und Abendgruß. — Fromme Wünsche. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscellen.

Nr. 5. Die Dipsaden. — Pillen. — Schönes jährliches Einkommen eines Protomedicus (Hofarztes). — Miscellen.

Nr. 6. Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte von Eger-Franzensbad. — Miscellen.

Nr. 7. Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien. — Zur Geschichte von Eger-Franzensbad. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 8. Die Glasperlen. — Die Opiumesser mit Rücksicht auf Englands Opiumhandel mit China. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 9. Zur Geschichte der Orthopädie. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 10. Zur Geschichte der Präservative. — Zur Geschichte der Orthopädie. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 11. Zur Geschichte der Präservative. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 12. Ueber Siechenhäuser. — Gallerie berühmter Aerzte. — Sittliche Zustände in Paris. — Gemeinnützige Nachrichten.

Nr. 13. Ueber die Wahl des Standes. — Marc, erster Arzt Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen. — Sittliche Zustände in Paris. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 14. Charakteristische Federzeichnungen. — Starb als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen. — Sittliche Zustände in Paris. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 15. Die Insel Muraköz. — Starb als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 16. Die Insel Muraköz. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 17. Esquirol über Leitung der Irrenanstalten. — Ueber die Versendung der Mineralwasser zu Eger-Franzensbad. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 18. Das lesbische Märchen. — Esquirol über Leitung der Irrenanstalten. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 19. Die unglücklichen Kuren durch Delkateffe. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Hermann's Erzieh-Anstalt in Wien. — Miscelle.

Nr. 20. Einige Bemerkungen über Arzneien wider medizinische Vorurtheile. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 21. Ein Wort über ärztliches Genie. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nr. 22. Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 23. Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt. — Ueber die vorzüglichsten Heilanstalten Italiens. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nr. 24. Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne. — Ein Wort über Verhütung psychischer Krankheiten. — Einige Worte über die Zahl der zu gebrauchenden Bäder. — Wissenschaftliche Nachricht. — Miscelle.

Nr. 25. Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne. — Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung. — Einige Bemerkungen über das zu Ratheziehen der Aerzte bei Einführung der Strahhäuser. — Miscelle.

Nr. 26. Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung. — Einige Bemerkungen über das zu Ratheziehen der Aerzte bei Einrichtung der Strahhäuser. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 1.

Donnerstag, den 2. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Solon und Plato. — Einige Worte über Dampfbäder. — Ueber Verhütung der Blattern. — Miscellen. — Beilage: Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Miscellen.

Solon oder Plato.

(Ein Beitrag zur Theorie vom Glück.)

Trog der gelbsten Karte kann ich der alten guten Sitte nicht entsagen, dem freundlichen Leser beim Beginne des Jahres — Glück zu wünschen. Da aber nichts unbeständiger und treulosser ist, als gerade das, was die Welt Glück nennt, so will ich einige Umstände aus dem Leben von Personen anführen, denen der große Solon den Preis des Glückes zuerkannte, will die Theorie dieses Weisen vom Glücke näher auseinander setzen, und es alsdann der freien Wahl meiner Leser überlassen, ob sie mit dem, was der griechische Philosoph „glücklich sein“ nennt, einverstanden, und es daher für sich in Anspruch nehmen wollen, oder ob sie es, wie wir, mit Plato halten, und ihr Glück in dem suchen, um welches er, wie wir später noch erwähnen werden, täglich die Götter gebeten.

In einem ziemlich hohen Alter unternahm Solon mit dem bescheidenen Denkpruch: „Ich werde lernend alt“*) eine große Reise, um Menschen und Völker zu sehen. Er kam auf dieser Reise auch zu dem unermesslich reichen König Krösus, der ihm alle seine Schätze und Kostbarkeiten zeigte, und alsdann an den Philosophen die Frage stellte: „Wen er denn für den Glücklichsten halte?“ — Der reiche König erwartete, daß Solon ihm den Preis des irdischen Glückes zuerkennen werde. Aber er täuschte sich gewaltig! Den ersten Preis ertheilte Solon einem atheniensischen Bürger Tellus! Für jenen Theil meiner Leser,

*) »Μαθων γερασκι,»

die gerade den Herodot nicht gelesen, erlaube ich mir, einige von Solon zur Begründung seiner Meinung angegebene Umstände aus dem Leben jenes Glücklichen aufzuzählen: Er lebte zu einer Zeit, da sein Vaterland im Wohlstande war; er genoß des einfachsten und natürlichsten häuslichen Glückes — viele Kinder und Enkel zu haben; seine Kinder waren alle schön und gut; er war im Genusse eines langen Lebens und eines gesunden Alters; alle Kinder und Enkel, die ihm geboren wurden, blieben ihm am Leben; er zeichnete sich unter seinen Mitbürgern durch Wohlhabenheit und genossene Achtung aus. Aber das Glück des Tellus erreichte, nach Solon's Meinung, erst dadurch den höchsten Gipfel, daß er als Schlachtopfer für sein Vaterland und als Sieger fiel; die Athenienser begruben ihn auf der Stelle, wo er gefallen war, und seinem Leichnam wurde all' die gottesdienliche Verehrung bewiesen, welche die Dankbarkeit und der Glaube der Griechen ihren verdienstvollen Todten zuerkannte. Den zweiten Preis des Glückes erkannte der reisende Philosoph zwei Brüdern aus Argos, Namens Cleobis und Biton zu, deren Mutter eine Priesterin der Diana war. Es ist für die Geschichte der Ansichten des Alterthums über das wahre Glück nicht ohne Interesse zu erfahren, warum diese beiden Jünglinge „glücklich“ genannt wurden. Sie zeichneten sich durch kindliche Liebe und Frömmigkeit, so wie durch außerordentliche Leibesstärke aus, und erhielten Beide in den öffentlichen Kampfspiele die Siegespalme. Ihre Mutter, stolz und freudig über den Beweis kindlicher Liebe, den ihr beide Söhne öffentlich gegeben, ging als Priesterin in den Tempel, bat die Gottheit, ihren Söhnen das Beste zu geben, was sie den Menschen zu geben hätte — und nach geendetem Opfer legten sich die, durch den ihrer Mutter erzeugten Beweis von Liebe *) äußerst ermüdeten Jünglinge im Tempel nieder und entschliefen. Da man sie nach geraumer Zeit wecken will, findet man sie — todt. Sie fanden also einen sanften und schmerzlosen Tod unmittelbar nach einer guten Handlung — einen Tod, der zur Erfüllung der Fürbitte einer frommen Mutter für das Wohl ihrer Söhne diesen zugeschiedt wird.

Ist der reiche Krösus mit diesen beiden Preisen zufrieden?

„Und von mir sagst du Nichts?“ fragte er den Philosophen verdrießlich. Was antwortete Solon? „Um dir zu sagen, ob du ein

*) Bei einem Feste der Diana, in welchem ihre Mutter zu einer bestimmten Stunde im Tempel erscheinen mußte, spannten sie sich, da das Joch Ochsen, welches den Wagen ihrer Mutter führen sollte, zu lange ausblieb, selbst davor, und zogen sie einen Weg von 85 Stadien bis zum Tempel.

glücklicher Mann bist, müßte ich zuerst wissen, wie du dein künftiges Leben zubringen und wie du es endigen werdest," sagt Solon. Und wir glauben, statt eines Glückwunsches, besser zu thun, die Theorie, welche dieser Weise vom Glücke aufstellt, in gedrängter Kürze mitzutheilen.

Es ist (glaubt er) an sich ein Unterschied, zwischen reich und mächtig, und zwischen glücklich sein. Der Reiche und Mächtige hat vor dem glücklich Gebornen nur zwei Vortheile voraus, dieser vor jenem sehr viele. Jener hat mehr Mittel in Händen, heftige Begierden zu befriedigen und außerordentliche Unglücksfälle zu überstehen. Dagegen hat der wahrhaft Glückliche weder so heftige Begierden, für deren Befriedigung — noch solche Unglücksfälle, zu deren Ertragung er so große Hilfsmittel beraucht. Die ersten Anlagen zum glücklichen Manne liegen in den Gaben, mit welchen die Natur seinen Geist und seinen Körper ausgerüstet hat, und in der Stimmung seines Gemüthes. Gesund und wohlgebaut, ist er vom gesunden Verstande, von mäßigen Wünschen und heiterer Laune, er weiß wenig von Krankheiten und behält bis am Ende alle seine Sinne und Gliedmaßen unverstümmelt. Dazu kommt, daß seine Verwandten, seine Kinder, seine Freunde, der Zustand seines Vaterlandes, die Begebenheit seiner Zeit — kurz alle die Dinge um ihn, unter welche ihn der Zufall geworfen hat, tragen bei, um ihn froh zu machen. Wenn er nun ein solches Leben mit einem sanften und ruhigen Tode beschließt, so ist er der glücklichste Mann. Der Neid gegen die Glücklichen, und eine Neigung, den Ruhestand der Sterblichen zu stören, ist eine Eigenschaft der höheren Wesen, welche das menschliche Leben regieren. Daher ist es mißlich, über menschliche Schicksale und über den Werth der Güter, die Jemand besitzt, zu entscheiden. Das Leben des Menschen ist lang, und in dem Theil desselben, der noch zukünftig ist, kann er noch viele Dinge erfahren, noch viele Uebel leiden, die unser Urtheil über sein heutiges Glück gänzlich umstalten. Sechs und zwanzig tausend zwei hundert und fünfzig Tage machen das Leben eines Mannes von siebzig Jahren aus. Von allen diesen Tagen ist kein einziger dem andern ähnlich, und das ganze Leben des Menschen ist ein beständiger Wechsel! Das Ende jedes Dinges muß erst abgewartet werden, ehe über den Zustand desselben ein Urtheil gefällt werden kann. Dies ist am meisten von den Menschen wahr; und Vielen hat das Schicksal nur den Schimmer von Glückseligkeit gewiesen, um ihren gänzlichen Untergang vorzubereiten. — Krösus, der mehr glücklich scheinen als es sein wollte, hat bei seinem bekannten traurigen Ende sich an Solon's Lehre schmerzlich, aber zu spät erinnert. Und Plato? Worin bestand nach ihm

das größte Glück des Menschen? Natürlich in dem, um welches er täglich die Gottheit gebeten. Dieser Philosoph aber erbat sich von Gott zwei Dinge: Frieden unter den Menschen — und Schlaf nach Arbeit und Kummer*). Es bedarf wohl dieses Gebet keines Commentars. Wer fühlt nicht jeden Tag das Bedürfnis eines innern und äußern Friedens — bei Tag und bei Nacht? Gibt es ein größeres Unglück für den Menschen, als Krieg — er sei der des Geistes mit dem Körper, oder der des Ehrgeizes mit dem schroffen Schicksal — und Schlaflosigkeit aus Körper- und Seelenqual? Daher kein Commentar über Plato's Gebet, und nur noch der Wunsch, daß Jedem unserer Mitmenschen die beiden Dinge, um die der griechische Weise die Vorsehung gebeten, zu Theil werden möge. Sie scheint uns die beste Theorie des Glückes. Dr. Beer.

*) *Ειρήνην μὲν ἐν ἀνθρώποις, ὕπνον δὲ ἐν ἑαυτῷ.*

S Einige Worte über Dampfbäder.

Von Med. Dr. v. — t*).

In unseren Zeiten, wo Wasser und Dampf eine so große Rolle spielen, daß der Mensch sich derselben nicht bloß zur Förderung seiner geistigen und materiellen Interessen, sondern auch zur Gründung und Befestigung seines kostbarsten Gutes — der Gesundheit — bedient, dürften einige Worte über einen Gegenstand nicht am unrechten Orte sein, der meines Erachtens bisher zu wenig gewürdigt wurde; ich meine damit den Nutzen und die Anwendung der Dampf- oder sogenannten russischen Schwitzbäder.

Die Erfindung derselben gehört dem frühesten Alterthume an, und schon die Römer, Griechen und Egyptianer erkannten in der Anwendung derselben ein Mittel zur Erhaltung und Wiedererlangung der Gesundheit.

Die balnea laconica der Alten nannte man die über dem Wärmeofen befindlichen Räume, welche außer dem gewöhnlichen noch einen anderen hölzernen Boden hatten, der mit Oeffnungen versehen war, um die warme Luft und die Dämpfe durchstreichen zu lassen.

Mit diesen Bädern verband man, je nach den verschiedenen Heilanzeigen, Salbungen und Waschungen der Haut, oder bloßes Schaben, Kratzen oder Reiben derselben.

Der Gebrauch dieser Bäder, welche überdies noch ein Hauptgegenstand des Luxus bei den Alten waren, hat sich mit mehr oder weniger Modificationen durch Jahrhunderte fortgepflanzt, und der Nutzen und das Wohlthuende derselben sich so vielseitig erprobt, daß sie heutzutage noch der gemächliche Türke eben so, als der dem Islam anhängende Egyptianer, anwendet.

Aber nicht bloß im Orient, auch im hohen Norden, besonders in Rußland (wo sie bekanntlich seit den frühesten Zeiten existiren), hat der außerordent-

* Mit Rücksicht auf das in Wien bestehende Sophienbad.

liche Nutzen, den die Dampfbäder allen Gesunden, wie auch einer großen Klasse von Kranken gewähren, selbe zu einem der wesentlichsten Bedürfnisse des Volkes gemacht, und Rußlands Czare gebrauchen selbe nicht anders, als deren leibeigene Knechte.

Europa's Befreiungskriege, der längere Aufenthalt der Russen in unseren Ländern, ihre Verwunderung, hier keine solchen Badeanstalten anzutreffen, waren, nebst der Aufzählung von Thatfachen über die große Wirksamkeit derselben, die erste Veranlassung zur Errichtung von Dampfbädern, und es dürften in Deutschland wohl wenige Provinzen sein, wo man nicht eine oder mehrere solcher Anstalten antrifft.

Um den Lesern, die noch nicht Gelegenheit hatten, sich von der Einrichtung eines solchen Bades zu überzeugen, eine kleine Skizze davon zu geben, theile ich Ihnen Folgendes mit.

Der Baderaum besteht in einem hölzernen, die Fenster und die Thüre gut schließenden Zimmer, an dessen Wänden sich 3 bis 4 übereinander liegende terrassenförmige Erhöhungen befinden, auf deren obersten natürlich der den Baderaum ausfüllende Wasserdampf, nach physikalischen Gesetzen, den höchsten Wärmegrad besitzt.

Dieser Raum, in welchem sich die meistens völlig entkleideten Badenden aufhalten, wird nun mit Wasserdampf erfüllt, der entweder aus einem daneben stehenden Ofen, in welchem man Steine glühend erhitzt und mit Wasser begießt, oder aus einem mit diesem Raum in Verbindung stehenden Dampfkessel gewonnen wird. Die Temperatur in einem solchen Raume steigt von 26° bis 36° R. und auch darüber. Außerdem sind dort auch mit kaltem Wasser angefüllte Gefäße, so wie Vorrichtungen zu kalten und lauen Regenbädern und zu etwa als nothwendig erachteten Douchebädern vorhanden. Der entkleidete Badende setzt sich nun in einer horizontalen Lage den warmen Dämpfen und ihren verschiedenen Temperaturgraden so lange aus, als dies mit Behaglichkeit geschehen kann.

Entstehen Kopfschmerzen oder Wallungen, so macht er sich kalte Ueberschläge, oder wäscht sich mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamme, und diese Erscheinungen sind bald verschwunden.

Fühlt man sich in Folge des zu reichlich ausgesprochenen Schweißes etwas ermattet, so geht man unter ein Regenbad, dessen Wärmegrad man nach seinem Wohlbehagen einrichten kann.

Um die Wirkungen eines solchen Bades zu erhöhen, wird der Badende je nach Bedürfniß entweder mit der bloßen Hand, oder mit in Seifenwasser eingetauchtem Flanell abgerieben, oder auch mit Birkenreisig gelinde gereizt u. s. w.

Die gewöhnliche Zeit, während welcher man in dem Baderaume verweilt, ist ungefähr eine halbe Stunde, auch wohl etwas länger; der Badende begibt sich dann, nachdem er sich zuvor unter einem Regenbade gut abgekühlt und abgetrocknet hat, in ein anderes, mäßig temperirtes Zimmer, und erwartet hier entweder auf einem Lager unter wollenen Decken ein nochmaliges Hervortreten eines oft sehr reichlichen Schweißes, oder er kleidet sich langsam an.

Ich übergehe die Aufzählung aller Krankheiten, bei denen den Gebrauch dieser Bäder seinen großen Nutzen bewährte, behalte es mir vor, meine fortgesetzten Beobachtungen mit der Zeit in einem streng wissenschaftlichen Journale

zu veröffentlichen, und ich will hier den verehrten Leser nur auf die Anwendung dieses Bades als großes diätetisches und nicht als Heilmittel aufmerksam machen.

Welchen großen Werth es auch schon als ein solches besitzt, leuchtet von selbst ein, wenn man bedenkt, daß das Hautsystem das vorzüglichste Gebilde ist, durch welches der Uebergang äußerer Einflüsse in unseren Organismus Statt findet; daher es wünschenswerth ist, wenn die Haut ihre normale Thätigkeit entwickelt, wenn sie alle durch sie aufgenommenen und tiefer fortverpflanzten schädlichen Stoffe aus dem Körper ausscheidet.

Aber in unseren Zeiten, wo das Menschengeschlecht durch eine Menge von Verhältnissen, insbesondere aber durch eine verkehrte Erziehung verweichlicht und geschwächt ist, muß ein die Hautthätigkeit so energisch förderndes und abhärtendes Mittel, wie wir es in dem Dampfbade haben, doppelt wünschenswerth sein.

Die Haut erlangt hiedurch ihre natürliche Spannkraft wieder, und wird nicht nur gestärkt, sondern auch unempfindlicher gemacht gegen die äußeren schädlichen Einflüsse.

So sehr aber im Allgemeinen der Nutzen dieser Bäder bei Gesunden einleuchtet, eben so sehr muß die etwa vorgefaßte Meinung bekämpft werden, als ob man sich desselben unbedingt und ohne Consultation eines Arztes bei Krankheiten bedienen könnte.

Denn so groß das Heer von Krankheiten auch ist, in welchen dieses kräftige Mittel sich bewährt, eben so zahlreich sind jene Uebel, in denen bei dem Gebrauche desselben nicht nur keine Heilung, sondern auch noch Verschlimmerung Statt findet.

Unumgänglich nothwendig bleibt es daher immer, vor dem Gebrauche dieses einerseits eben so nützlichen, als andererseits schädlichen, den Organismus stets mächtig erregenden Mittels, den Rath seines Arztes einzuholen.

Ich halte es hier am Schlusse dieser Zeilen für meine Pflicht, von einer in dieser Kaiserstadt sich seit einigen Jahren befindlichen solchen Anstalt Erwähnung zu thun, ich meine das nach Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie benannte Sophienbad.

Der menschenfreundliche Inhaber desselben, Herr Morawetz, hat weder Mühe noch Kosten gespart, seiner Anstalt einen Glanz zu verleihen, durch den die meisten ihresgleichen überstrahlt werden. Wenn die höchste Eleganz, die größte Bequemlichkeit und Reinlichkeit einem solchen Unternehmen das Wort führen können, so hat sich selbe ohnehin auf das Beste empfohlen, und es wäre überflüssig, noch etwas zu ihrem Lobe zu sagen; man gehe hin und überzeuge sich selbst von der trefflichen Einrichtung desselben, und man wird sehen, daß ich das nur mit schwachen aber wahren Worten angedeutet, das in einer weitläufigen Beschreibung auseinandergesetzt zu werden verdient hätte.

Ich zolle hier öffentlich dem biedereren Besitzer dieser Anstalt meine Achtung, meinen Dank, er hat diese aufrichtigen und herzlichen Gefühle nicht bloß um mich, er hat sie um Hunderte von Kranken und Gesunden verdient, denen er eben so, wie mir, mit gleicher Herzlichkeit und wahrhaft menschenfreundlichem Sinne entgegen kam.

Möge Herr Morawetz all' das Gute sehen, das aus seiner Anstalt hervorgegangen, mögen seine materiellen Interessen sich eben so lohnend gestalten, als es seine menschenfreundliche Unternehmung verdient. Doch hat er jedenfalls jetzt schon das Bewußtsein, die Hauptstadt mit einer Anstalt bereichert zu haben, die gewiß viele segensreiche Früchte, wie bis jetzt, so in der Zukunft tragen wird.

Ueber Verhütung der Blattern.

Von Prof. Pascal in Straßburg *).

Die Impfung greift die Blattern-Epidemien an ihrer Wurzel an, und es sollte daher durch beständige Aufklärung und gesetzliche Verfügungen ihre unerläßliche Nothwendigkeit in allen Klassen der Gesellschaft sanctionirt werden. In keine öffentliche Unterrichtsanstalt, in keine Kinder-Bewahranstalt sollten daher Kinder aufgenommen werden, welche man nicht vorher dieser schützenden Operation unterzogen hat. Kein Armer sollte sich an die öffentliche Wohlthätigkeit wenden dürfen, wenn er nicht früher bewiesen hat, daß seine Kinder geimpft sind; denn besonders in der Mitte dieser Dürftigen entwickeln sich am häufigsten die Blattern in ihrer scheußlichsten und vernichtendsten Gestalt. Von dem Augenblicke an, als man die Impfung auf die angegebene Weise gehörig würdigen wird, werden auch die Blattern seltener werden, und sich um so schwieriger fortpflanzen, je mehr man alle Wege der Ansteckung berücksichtigen wird.

Eben so sollte man auch kein Ehebündniß gestatten, bevor sich nicht die betreffenden Parteien ausweisen können, daß sie geimpft sind. Trotz der Schwierigkeiten, welche sich der Impfung Erwachsener entgegensetzen, wird man sich endlich doch zu diesem Mittel bequemen müssen, um der Seuche so viel als möglich Einhalt zu thun.

Man weiß, mit welchem Eifer die Impfung in der Armee betrieben wird, und doch werden, der größten Aufmerksamkeit ungeachtet, jährlich einige Individuen von den Blattern befallen. Der Grund hiervon liegt in dem nicht immer sichernden Erfolge der Impfung, über den der die Operation machende Arzt besonders wachen sollte, da er mit den Charakteren einer echten Vaccine vertraut sein muß.

Die sich der Impfung entgegenstellenden Schwierigkeiten haben ihren Grund jedoch nicht in den Ansichten des Publikums allein. Gewiß wirken unter demselben Sorglosigkeit und Vorurtheil verderblich; allein ein anderes Hinderniß liegt auch in dem Mangel eines regulären medizinischen Dienstes in nicht wenigen Gegenden. Wie viele Dörfer und Flecken gibt es nicht, welche der Arzt aus der Nachbarschaft nie oder nur gelegentlich besucht, während dem sich doch der öffentliche Sanitätsdienst in seinem ganzen Umfange, also auch die Einführung der Impfung auf jeden einzelnen Punkt des Reiches, erstrecken sollte.

Die Polizei-Ordnung besteht im Falle wirklich ausgebrochener Blattern die Isolirung der Kranken. In manchen Ländern hängt man Warnungstafeln vor die Häuser, in denen diese Krankheit herrscht; aber man ist dadurch noch nicht vor der Verbreitung des Uebels gesichert, wenn man keinen Fremden

*) S. „Gazette médicale,“ Nr. 45.

in das Zimmer des Kranken läßt. Denn diesen letzteren umgeben doch immer Eltern, Freunde, Diener und Nachbarn, deren Visiten sich füglich, besonders in Städten, nicht abhelfen läßt. Daß durch diese der Keim des Uebels weit genug verschleppt wird, davon haben wir, leider! täglich Beweise genug.

Soll also die Isolirung von wahrhaftem Nutzen sein, so muß der Kranke in ein Spital gebracht werden. Hier könnten ihm seine Verwandten in einem eigenen Locale der Anstalt ihre Pflege angedeihen lassen, und in Bezug auf diese die nöthigen Maßregeln eingeleitet werden, daß der Keim der Krankheit sich nicht weiter verbreite.

Die Chlorpräparate, denen man im Allgemeinen eine so gute Wirkung in Bezug auf Zerstörung von Ansteckungsstoffen zuschreibt, sind sonderbar genug in Bezug auf die Blattern fast gänzlich außer Acht gelassen worden. Dieser Umstand ist fast unbegreiflich, während es doch günstige Erfahrungen zur herrschenden Pflicht machen, sich ihrer zur Verhütung und Milderung der Blattern zu bedienen.

Miscellen.

— In einem größeren Artikel in der „France litteraire“ beurtheilt Herr Labatut die von so vielen Seiten gerühmten Verdienste Mehmed Ali's um Egypten. Bei Aufzählung der in Bezug auf Medicinal-Unterricht in Egypten eingeführten Schulen sagt Herr Labatut: „Die medizinische Schule wurde ursprünglich zu Abuzaebel errichtet. Sie bestand anfangs nur in einem Spital, zu dessen Oberleitung Herr Elot berufen wurde. Er wußte es bei dem Pascha dahin zu bringen, daselbst einen Lehrkurs zu errichten und daraus eine Schule zu bilden, indem er versprach, ihm binnen 5 Jahren eine hinreichende Zahl von Individuen für den Sanitätsdienst bei der Armee liefern zu können. Dr. Elot ist thätig und ein geschickter Operateur, aber dieses Talent reicht nicht hin, um eine medizinische Lehrschule zu leiten. Auch wurde er wenig von den Lehrern unterstützt; der so schwer bildsame Stoff, dessen Bildung er auf sich nahm, mußte seine Aufgabe nur noch mehr erschweren. Daher Elot nach den 5 Jahren nur unbehilfliche Personen für den Dienst stellen konnte, die über Kreuz und Quer die Unglücklichen, die man ihnen vertraute, zu schneiden angingen. Im syrischen Kriege sollen diese Leute, wie man erzählt, den Egyptern mehr Böses gethan haben, als der Feind selbst. Elot verließ später die Stelle eines Professors und trat in die Armee, und die Schule wurde unter einem anderen Director nach Bulae verlegt.“

— Einem Schreiben aus Alexandrien vom 6. November (im „Journal de Smyrne“) zufolge, war die Sterblichkeit in dieser Stadt noch niemals so groß gewesen, als in diesem Jahre. Man zählte Anfangs November nicht weniger als 9000 Kranke. Die Europäer leiden an den bössartigen Fiebern noch mehr, als die Eingebornen. Man glaubt, dieser schlechte Gesundheitszustand werde durch die Ausdünstungen bewirkt, die von den verdorbenen Fischen aufsteigen, welche auf dem, mit Erlaubniß der Regierung von dem französischen Consulat angelegten Fischmarkt oft 14 Tage lang liegen bleiben, ohne daß die Polizei für ihre Fortschaffung sorgt.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage

zur

Gesundheits - Zeitung.

N^o 1.

Donnerstag, den 2. Jänner

1840.

Wien, 16. December 1839.

Die am 16. December v. J. stattgefundene Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte eröffnete ihr Präsident, Herr Dr. Massatti von Montereccio, mit folgenden, an den Herrn Reg. Rath und Landes-Protomedicus Dr. Knolz gerichteten Worten:

„Spectabilis! Während das Präsidium die allgemeine Theilnahme an Ihrem begonnenen Amte eines Facultät-Dechants herzlich mißfällt, kann es nicht genug den Verlust eines ersten Gesellschafts-Secretairs durch Ihren Austritt bedauern. Sie haben in der That die, auf dieser Stelle schwer lastenden Obliegenheiten durch Ihre ausgezeichneten Talente und durch eine kenntnißreiche Erfahrung so raslos und so herrlich erfüllt, daß Sie dadurch unstreitig zur Bildung, Gestalt und Befestigung der Gesellschaft am wirksamsten beigetragen haben. Die Annalen unserer Gesellschaft werden gewiß nicht ermangeln, Ihrem verdienstvollen Namen einen rühmlichen Platz einzuräumen. Als Einleitung zu diesem historischen Lohne möge unterdessen die heutige öffentliche Dankagung im Namen des Präsidiums und in jenem der ganzen Gesellschaft im voraus dienen.“ —

Für diesen öffentlichen Act gerechter Anerkennung, welcher von allen anwesenden Mitgliedern mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, sprach Herr Reg. Rath Knolz mit sichtbarer Rührung seinen innigsten Dank aus, wobei derselbe auch in der Zukunft Allem, was das Wohl der Gesellschaft betrifft, seine volle Thätigkeit nach Kräften zusicherte*).

Hierauf trug Herr Dr. Sterz sen. einen vom Herrn Med. und Chir. Dr. und k. k. Salinenbezirks- und Badesarzt Jos. Brenner Ritter von Felsach eingesendeten Bericht über die Badesaison von Ischl im Jahre 1839 vor. Die Gesamtzahl der diesen Sommer hindurch den genannten Kurplatz Besuchenden betrug 8120, worunter 349 Familien mit 1320 Personen als stabil hier waren. Durchreisende, von denen sich viele durch einige Tage der schönen Gegend wegen und um einige Bäder zu nehmen hier aufhielten, waren 6800. Bäder als Kur gebrauchten 413 Personen. Unter den vielen hohen und ansehnlichen Bades-

*) Schon im März v. J. erklärte der damals zum 1. Secretär neuerdings bestellte Herr Reg. Rath Knolz, daß er in Rücksicht seiner so vielfachen amtlichen Berufspflichten die Geschäfte eines Secretärs nur bis December 1839 — dem Antritte seines Decanats — versehen könne, eine Erklärung, die derselbe bei der Versammlung am 1. December wiederholte, so daß einstweilen bis zur neuen Wahl der 2. Secretär der Gesellschaft, Herr Prof. Czermak, die Geschäfte des 1. Secretärs gleichzeitig vertritt.

gästen befanden sich auch Ihre Majestät die Frau Erzherzogin Maria Louise, so wie Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Sachsen-Meiningen. Es wurden gebraucht 3537 Vollbäder, 2790 Wannenbäder, 449 Fußbäder, 1717 Regen- und Douchebäder, und an Sole wurden 11,155 $\frac{3}{4}$ Eimer verbraucht. Die Zahl der Dunstbäder belief sich auf 2116. An Alpenmolken wurden 7720 Seitel getrunken. Nach einer detaillirten Aufzählung der zahlreichen Krankheitsformen, in denen sich die Heilanstalten Ischl's so erfolgreich gezeigt hatten, wird bemerkt, daß nach den verschiedenen Krankheiten, nach ihren verschiedenen Stadien und Complicationen bald die Solenbäder für sich, bald in Verbindung mit kalten Douche- und Regen-, oder mit kalten Flußbädern oder Salzdampfbädern mit gleichzeitigem Gebrauche der Molke, allein oder in Verbindung mit Maria-Louise-Salzquelle, oder diese allein; dann in Verbindung mit Waschungen und Umschlägen oder mit Fußbädern von Sole, oder endlich auch die Sole innerlich angewendet wurden. In mehreren Fällen wurde bloß das Einathmen der Dämpfe an der offenen Pfanne verordnet; als diätetische Hilfsmittel dienten der häufige Genuß der so aromatischen Gebirgserrdbeeren, das reichliche Trinken der sauren Milch und der Wirsersquelle, dann das Besteigen der Anhöhen und höheren Berge, mäßige Bewegung in duftenden Wäldern. Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Notizen geht der Berichtserfasser in Kürze die einzelnen Heilanstalten durch. Die Solenbäder wurden von $\frac{1}{4}$ — 6 Eimer Sole in ein Bad angewendet, dessen Temperatur in der Regel 26° R., selten höher, wohl aber häufig bis 22° R. vermindert wurden, die Dauer betrug von 10 — 30 Minuten. Auch an den kühlen Regentagen wurde ohne irgend eine nachtheilige Wirkung gebadet, und nach dem Bade Bewegung angerathen. Früher gegen Bitterung sehr empfindliche Personen ertrugen nach dem Gebrauche dieser Bäder ohne Nachtheil jeden Temperaturwechsel. Der Berichtserfasser geht nun auch die Wirkungen der Solenbäder in den einzelnen Krankheitsformen durch, nebst Angabe der Umstände, in denen sie nicht gebraucht, und die Kranken in andere Abtheilungen der Anstalt gewiesen wurden. Auch spricht er sich über die heilsamen Wirkungen der Abends mit reiner Sole vorgenommenen kalten Waschungen aus, welche theils auf den ganzen Körper, theils auf einzelne Theile angewendet wurden. Nach Erwähnung jener Fälle, in denen Umschläge von in Sole getauchten Tüchern kalt übergelegt und die ganze Nacht liegen gelassen worden, ohne den Schlaf im Mindesten zu behelligen, spricht er sich über die Wirksamkeit der innerlich theils mit Wasser, theils mit Fleischbrühe verdünnt gegebenen Sole aus, und geht dann zu den heilsamen Wirkungen der Douche-, Regen- und Sturzäder über. Auch die muriatischen Dampfbäder beurkundeten dieses Jahr ihre specifische heilsame Wirksamkeit. Die Kranken blieben von 5—20 Minuten in dem mit Dunst erfüllten Raume, und besonders nützlich und erquickend war es, wenn nach dem Dunstbad sogleich in das kühlere Solenbad gegangen wurde. Auch bei dem schlechtesten Wetter konnten die Dunstbäder ohne Nachtheil fortgesetzt werden. Nachdem der Berichtserfasser zu den heilsamen Wirkungen übergeht, welche von dem bloßen Einathmen der muriatischen oder der Chlordämpfe an der offenen Pfanne bei Brustkranken beobachtet wurden, theilt derselbe auch die vom Gebrauche der Alpenmolke gemachten Erfahrungen mit. In den verschiedenen Flußbad-

anstalten konnten auch zu gleicher Zeit die Douche, das Regen- und Sturzbad, so wie der Wellenschlag, mit sehr großem Nutzen angewendet werden. Wir können nicht näher auf die speciellen Krankengeschichten eingehen, durch welche der Berichtstatter die Heilsamkeit der eben erwähnten, schon im Jahre 1838 bestandenen Heilanstalten Ischl's nachweist, und welche durch mehrere, sowohl vom Herrn Reg. Rathe Dr. Knoll, als von dem Herrn Dr. Sterzsen, in dieser Versammlung mitgetheilten, sehr interessanten Fälle vermehrt wurden. Um so mehr aber glauben wir auf die im Jahre 1839 in Ischl hinzugekommenen neuen Anstalten, von denen der Berichtstatter nähere Daten mittheilt, unsere verehrten Leser aufmerksam machen zu müssen. Zu diesen neuen Anstalten gehören: 1) Die Maria-Louise's-Salzsquelle*). Dieses Mineralwasser ist rein, klar, farblos, hat einen schwachsalzigen, etwas alkalischen Geschmack, und ist angenehm zu trinken. Eine genaue quantitative Analyse derselben wird jetzt mehrseitig angestellt und alsdann bekannt gemacht werden. Es hat bisher in manchen Krankheiten, die der Berichtstatter aufzählt, seine Wirksamkeit bewahrt. 2) Die Schwefelquellen. Im Salzberge entspringt eine salinische kalte Schwefelquelle, die schon in früheren Jahren meistens zum Baden, aber auch innerlich verwendet wurde. Aber eine, an Schwefelgehalt noch reichere, ebenfalls kalte Quelle findet sich an der Straße zum Attersee. Beide Quellen werden auch genauer analysirt und auf ihre Wirkungen die größte Aufmerksamkeit gerichtet. 3) Moorbäder. Eine halbe Stunde von Ischl befindet sich ein ausgedehnter Moorgrund, und dieser Umstand gibt Veranlassung, daß man die Solenbäder mit Moorbädern zu verbinden beabsichtigt, um sie in manchen Fällen von Lähmungen, Nervenkrankheiten u. s. w. anzuwenden. Bis jetzt war die Anwendung derselben wegen zu später Entdeckung noch nicht möglich, sie wird aber im künftigen Sommer sicher zu Stande kommen. Dasselbe ist auch der Fall mit einer im größeren Maßstabe errichteten 4) Schwimm- und kalten Badeanstalt, wodurch einem großen Bedürfnisse der Zeit entsprochen wird. Auch steht zu hoffen, daß 5) der Bau einer neuen Dampfbadeanstalt zu Stande kommen wird, wohin die Salzdämpfe aus der Tyroler-Pfanne geleitet, und zugleich die Abkühlungsbäder angewendet werden können. 6) In der Ueberzeugung, daß körperliche Uebungen in vielen Krankheiten, besonders für die heranwachsende Jugend, den größten Nutzen haben, wurde auch ein Platz außer dem Markte angekauft, eingezäunt und mit Vorrichtungen für gymnastische Uebungen nach Albert von Stephani in Wien ausgerüstet. 7) Zu erwähnen endlich ist noch, daß man im künftigen Sommer auch Anstalt zum Gebrauche von Mollenbädern, welche gewiß bei geschwächten, einer milden Ernährung bedürftigen Kranken von Nutzen sind, treffen wird. Auch wird die Erweiterung der Mollenanstalt, so wie die neue Fassung der

*) Schon seit einigen Jahren machte Herr Hofrath Ritter von Wixra auf eine Salzsquelle, die im Orte Pfandl (1/2 Stunde von Ischl) entspringt, aufmerksam. Es wurde in frühesten Zeiten, ehe noch der Salzberg bearbeitet ward, aus jener Quelle Salz gesotten; sie wurde jedoch seit jener Zeit verschüttet, brach aber seit einigen Jahren mächtig zu Tage. Ihre Majestät die Frau Erzherzogin Maria Louise hatten die höchste Gnade, dieser (ehemals „Pfandlquelle“ genannten) Quelle höchst Ihren Namen zu geben, und zur Fassung derselben in einem schönen Ueberbau die Summe von 1650 fl. zu bewilligen.

Wierer's-Quelle, zur Zierde der Anstalt dienen. Eine neue Vorrichtung im Badehause, wodurch in einigen Bädern das Wasser durch einströmende Luft in Bewegung gesetzt wird, dient dazu, um die Sole in einer besseren Mischung zu erhalten, dieselbe angenehm und belebend auf den Organismus einwirken zu lassen. Schließlich bemerken wir, daß Herr Dr. Sterz sen. diesen von ihm gelesenen Bericht mit mehreren eigenen interessanten Beobachtungen und Bemerkungen, die sich auf die Heilwirkungen Ischl's bezogen, im Verlaufe der Mittheilung bereicherte.

Hierauf trug Herr Primararzt Dr. Haller einige im k. k. Strafhause gemachte Erfahrungen über die heilsame Wirkung des Leberthrans mit, und forderte die Mitglieder der Gesellschaft zu ferneren Untersuchungen über diesen Gegenstand auf. Vorzüglich war es Caries der Knochen, in welchen er nach einigen vorausgegangenen glücklichen Versuchen des Herrn Reg. Rathes Dr. Knolz heilsame Resultate beobachtete. Eine diesfalls vom Herrn Prof. Hager angelegte Discussion bildete den Schluß der heutigen Versammlung. Dr. Beer.

Miscellen.

— In Dingler's Journal (53) macht Herr Brown darauf aufmerksam, daß man doch den in den meisten Seealgen oder Tangen (z. B. den Carrageen) enthaltenen nährenden Schleim besser benutzen möge. Um ihn rein und von Nebengeschmack frei zu bekommen, solle man die Algen mit schwefelsäurehaltigem Wasser auskochen. Durch Fortsetzung dieses Kochens wird der Schleim übrigens in eine, dem Gummi ähnliche Substanz übergeführt, was von praktischer Wichtigkeit sein kann.

— In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 2. December theilte Hr. Muslot in einem Schreiben ein Näheres über das brennbare Gas mit, welches sich bei dem Bohren eines Brunnens in Biletaneuse (bei St. Denis) entwickelt hat. Der Bohrer hatte eine Tiefe von sieben Metres erreicht, als das Wasser wie in einen Kessel zu kochen anfing. Dies währte acht Tage, als zufällig ein Licht der Oeffnung des Brunnens genähert wurde, wodurch sich das Gas mit einer ziemlich starken Detonation entzündete, und Hände und Augenbraunen desjenigen, der das Licht trug, verbrannte. Die Flamme, welche den Durchmesser der Oeffnung und etwa eine Höhe von zwei Metres hatte, wurde allmählig niedriger und verschwand endlich. Man konnte das Gas nach Belieben wieder anzünden, wenn man das Loch einige Minuten lang verstopfte, damit das Gas sich ansammelte.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Wigoth'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiebt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.



d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 2.

Montag, den 6. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Briefwechsel eines Einsamen mit seinem Freunde in der Residenz. — Dr. Fila, über den gegenwärtigen Zustand des medizinischen Unterrichts in Frankreich. — Mittheilungen eines geheilten Geisteskranken. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Briefwechsel eines Einsamen mit seinem Freunde in der Residenz.

Erster Brief.

E an E

Du hast lange, theurer Freund, die Freuden des Stadtlebens entbehrt. Ich ehre die edlen Gründe, die Dich in die Einsamkeit fliehen ließen, und Dein Schmerz war zu gerecht, als daß nicht jeder Willigdenkende Dein plötzliches Verlassen der Stadt für das gehalten hätte, was es war — für eine Zuflucht zu der so oft bewährten Heilkraft der Einsamkeit. Aber jedes Extreme ist tadelnswerth. Deine Freunde, unter denen Du selbst mich immer gezählt, sehnen sich um so mehr nach Dir, als sie die Ueberzeugung hegen, die Zerstreuungen der Stadt, wie sich dieselben besonders zur jetzigen Jahreszeit und bei dem so rege gewordenen gesellschaftlichen Leben der Residenz Jedem, der für sie empfänglich ist, in so reicher Fülle darbieten, daß diese Theilnahme an den Freuden des Carnevals die Wolken von Deiner Stirne verschuchen und Deine düstere Stimmung in eine heitere umwandeln würden. Ich vereinige meine Bitte mit denen meiner Freunde um so lieber, als ich gesonnen bin, der so frohen Stimmung, in der ich seit kurzer Zeit durch günstige Verhältnisse versetzt bin, mich so sehr, als es meine Berufsgeschäfte erlauben, zu überlassen, und den Namen eines Murrkopfes, den ich mir voriges Jahr durch die im Carneval angenommene ernste Haltung bald zugezogen hätte, von mir ein- für allemal abzulehnen. Wirf also

die Ketten des Trübfinnes, der ohnehin Deiner Gesundheit schadet, ab, entreiß dich dem einförmigen Landleben und eile in die Arme Deines Freundes &

Zweiter Brief.

& an &

Ich danke Dir, lieber Freund, für deine so gutgemeinte Einladung, diesen Carneval bei Dir in der Stadt zuzubringen. Ich erkenne daran deinen guten Willen. Du willst mich meinem einsamen und, wie Du es nennst, einförmigen Landleben, das ich nach so schmerzlich erlittenem Verluste gewählt, in der freundlichen Absicht entreißen, meinem so gerechten Schmerz durch Zerstreungen eine andere Richtung zu geben. Aber Du kennst mich noch immer zu wenig, trotz der vielen Jahre, die wir mit einander in besseren Zeiten zugebracht haben. Wüßte ich nicht gewiß, daß Deine Freundschaft hier mit im Spiele ist, beinahe zürnen könnte ich über Dich, daß Du meine stille, aber meinem Herzen so wohlthuende Zurückgezogenheit durch laute Freude und geräuschvolle Ergeßlichkeit verdrängen willst. Habe ich nicht, selbst als ich noch die lärmende Stadt bewohnte, mitten in so vielfacher Gelegenheit zu geräuschvollem Weltleben — Stille und Eingezogenheit, so oft es nur mein Beruf erlaubte, allen sogenannten großen Gesellschaften vorgezogen? War nicht Abneigung gegen große Geselligkeit stets ein Grundzug meines Charakters, als ich noch, wegen meiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, mich gleichsam gezwungen sah, mit vielen Menschen aus allen Ständen und von allen Farben in Berührung zu kommen? Mehr als mir lieb ist, war ich mit den Wegen der Welt bekannt, und je mehr ich Gelegenheit hatte, die Menschen mitten in den großen Circeln der Freude zu beobachten, desto tiefere Wurzel faßte meine Sehnsucht nach einem kleinen, abgeschlossenen Umgange mit nur wenigen Menschen. Und Du mußtest mir bei meiner jetzigen Gemüthsstimmung zu, Freude an Dingen zu heucheln, die mir bei einer besseren Stimmung nie Freude machten? Du willst zu meinem so tiefen Seelenschmerz noch die Folter hinzufügen, da sein zu müssen, wo viele Menschen spielen, essen und Zeitvertreib suchen? Du willst (wie Du mir schreibst) diesen Winter Dich ganz Deiner frohen Laune überlassen, und die gesellschaftlichen Freuden in möglichster Fülle genießen. Was Dich zu diesem Entschlusse bewegt, ist mir, ohne daß Du es deutlich aussprichst, so ziemlich klar. Die Götin des Glückes hat Dich dieses Jahr mit einer jungen Gattin, mit einer kaum erwarteten reichen Ausstattung begünstigt, — auch Dein innigster Wunsch nach einem ausgebreiteten und Deinen Talenten angemessenen

Wirkungskreis ist früher, als Du gehofft, in Erfüllung gegangen; daher Du so viele Freunde als möglich in den frohen Kreis Deines Hauses zu ziehen suchst, daher Du auch mich so gern zerstreuen möchtest. Ich will diesen Deinen heiteren Sinn keinesfalls verstimmen, aber da ich fühle, daß es in zahlreicher Gesellschaft Pflicht ist, einem Jedem Vergnügen zu geben und von Jedem Vergnügen anzunehmen, so muß ich, für dieses wechselseitige Geben und Nehmen nicht mehr empfänglich, schon zu Hause bleiben. Nimm es mir also nicht übel, wenn ich Deine Einladung ablehne. Du glaubst freilich mir eine Freude zu machen, wenn Du mich für einen größeren Cirkel zu gewinnen suchst. Aber, verzeihe meine natürliche Offenherzigkeit! — seitdem ich den Umgang einiger wenigen, aber aufgeklärten, zärtlichen und duld samen Freunde, wo ich ungezwungen sein darf, frei sagen kann, was ich fühle und denke, — wo durch den balsamischen Zuspruch einiger Seelenverwandten mein kranker Geist aus seiner Unthätigkeit, Muthlosigkeit und Todeschlummer zu neuer Hoffnung erwacht, — seitdem ich dieses freundliche und zutrauliche Austausch wechselseitiger Gedanken und Gefühle kennen gelernt, muß ich schon das Opfer bringen, weltsatt gescholten zu werden, aber Weltzerstreuung heilt meine Wunden gewiß nicht. Ich müßte den schweren Kampf, den ich mit der Einsamkeit, bevor ich ihre Freuden näher kennen gelernt hatte, gekämpft, neuerdings beginnen, und die Früchte einer Kur, zu der ich gleichsam vom Instinkt geleitet worden, gerade jetzt, wo sie zu reifen beginnen, durch unzeitige Zerstreungen vernichten. Meinst Du, lieber Freund, daß der Uebergang aus dem Weltleben zur stillen Eingezogenheit so leicht und gefahrlos sei? Meinst Du, die Kunst, mit sich selbst zu leben, bedürfe nicht, so wie jede andere, vieler Erfahrung und Uebung, und daß es endlich, wenn man für die Süßigkeit des Stilllebens durch so mancherlei Schicksale reif und empfänglich geworden, nicht große Ueberwindung kostet, sich neuerdings in die Genüsse der großen Welt zu stürzen? — Daher wirst Du mich, wenn es Dir um die wahre Heilung Deines Freundes zu thun ist, schon noch einige Zeit in meinem stillen Kreise fortleben lassen. Ich könnte Dir eine förmliche Lobrede über die Einsamkeit schreiben, und glaube, daß das Los des geräuschlosen Lebens gerade jetzt, wo das Beispiel des Carnevals so ansteckend wirkt, am nöthigsten wäre; aber ich täusche mich nicht, und weiß nur zu gut, daß solche Ermahnungen wie Stimmen in der Wüste verhallen. Daher wollen wir Jeder unseren Weg gehen, vielleicht gleich die Zukunft die Verschiedenheit unserer Ansichten aus. Lebe wohl und laß recht bald etwas von Deinen Stadtfreuden hören Deinem Freunde E. . . .

(Wird fortgesetzt.)

Drfila, über den gegenwärtigen Zustand des medizinischen Unterrichts in Frankreich.

Um die Anzahl der Aerzte in Frankreich zu beschränken, erging im Jahre 1836 auf Herrn Drfila's Antrag eine Ordonnanz, welche befahl, daß nur solche junge Männer, welche Baccalaurei der Wissenschaften wären, zum Studium der Medizin zugelassen werden sollten. Die Folge davon war, daß die drei Facultäten von Paris, Montpellier und Straßburg, und die 18 Secundarschulen der Medizin, welche im November 1835 im Ganzen 1522 Eleven aufgenommen hatten, im Jahre 1837 nur mehr 744, und nach dem neuesten Berichte des Herrn Drfila an den Minister des Unterrichts im Jahre 1839 bloß 596 Individuen zählten. Es läßt sich also hoffen, daß die Ordonnanz vom Jahre 1836, welche bisher einen so ausgezeichneten Erfolg hatte, denselben auch fernerhin haben werde. Herr Drfila hält dieselbe jedoch nicht für die einzige Ursache der Verminderung der Studirenden, sondern rechnet hierzu auch noch die nun bei weitem strengeren Facultätsprüfungen, die seit zehn Jahren nicht vermehrten öffentlichen Anstellungen im Sanitätsdienste, und den nun immer bemerkbareren Aufschwung im Handel und in der Industrie, welcher nothwendiger Weise viele junge Menschen an sich zieht, die sich sonst dem Studium der Medizin gewidmet haben würden. Nach Drfila kann diese Aenderung auf den Zustand der Dinge nur wohlthätig wirken, indem das Publikum dadurch sichere Garantien, der Unterricht selbst jedoch an Ausbildung gewinnt. Herr Drfila weist nämlich nach, daß sich die Menge der Schüler an den drei Facultäten vom Jahre 1837 bis 1838 um 163 Individuen verminderte, währenddem sie an den Secundarschulen sich um 15 Individuen vermehrte. Herr Drfila zieht daraus den Schluß, daß die Eltern ihre Söhne lieber auf eine der so wohl organisirten Secundarschulen, als auf eine Universität schicken werden, an denen die Menge viel größer und die Gegenstände des Studiums mannigfaltiger sind, indem sie an den ersteren besser geleitet und überwacht werden können, als an den letzteren.

In Bezug auf die Prüfungen ersehen wir aus Drfila's Berichte, daß in dem letzten Schuljahre von den 2301 geprüften Candidaten der Facultät von Paris 323, also einer auf sieben, zurückgewiesen wurden. Eben so wurden von 455 vertheidigten Thesen 26 für unzulänglich erklärt.

An der Facultät von Montpellier wurden von 771 Schülern 37 bei den Prüfungen zurückgewiesen, und von 171 Thesen 9 für unzureichend erklärt. Fünf von diesen Dissertationen wurden gänzlich von der Aufnahme in die Sammlung der Facultät ausgeschlossen, währenddem an den übrigen vieren bedeutende Verbesserungen gemacht werden müssen, um von der Facultät angenommen zu werden.

An der Facultät zu Straßburg wurden 152 Candidaten geprüft und acht von ihnen zurückgewiesen, während von den an dieser Facultät vertheidigten 23 Thesen alle angenommen wurden.

Im Ganzen haben diese drei Facultäten 614 Doctoren creirt, nämlich Paris 429, Montpellier 162 und Straßburg 23.

In den Secundarschulen zeigte sich dieses Jahr ein sehr reges Streben ihrer Zöglinge, die sich sehr durch ihren Fleiß auszeichneten. In jeder Vorlesung

wurden am mehrere derselben Fragen gestellt, die Krankengeschichten unter der Leitung der klinischen Professoren abgefaßt und die anatomischen Uebungen mit großer Aufmerksamkeit betrieben. Bei den gegen Ende August abgehaltenen Prüfungen zeichneten sich die meisten Schüler durch höchst befriedigende Antworten aus, und jene wenigen, welche ihren Anforderungen nicht entsprachen, erhielten keine Zeugnisse, und können ihr Studium auch nicht fortsetzen, wenn sie sich dieser Prüfung nicht noch einmal mit besserem Erfolge unterziehen. Die Professoren der Secundarschulen zeigten übrigens bei diesen Prüfungen einen sehr ehrenden Eifer, große Gewissenhaftigkeit und Parteilosigkeit.

Zur Vervollständigung des Unterrichts haben überdies die General- und Municipalconseils in diesem Jahre für die Schulen von Angers, Lyon und Poitiers sowohl für die im Jahre 1837 neu errichteten Lehrurse, als auch als Entschädigung für die dieselben abhaltenden Professoren, welche bis jetzt unentgeltlich ihre Vorlesungen hielten, eigene Fonds bewilligt. Der Generalconseil von La Vienne bewilligte eine Summe von 30,000 Francs zur Gründung eines Gebäudes, in welchem die Eleven Anleitung zur Geburtshilfe erhalten sollen, während der Municipalrath von Poitiers ein chemisches Laboratorium und Amphitheater errichtete.

Am Schlusse seines Berichtes macht Herr Orfila den Minister des Unterrichts auf die Nothwendigkeit aufmerksam, bei der nächsten Sitzung der Kammern einen Plan für die Gesetzgebung in Bezug auf den Unterricht und die Ausübung der Medizin vorzulegen; denn er glaubt, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge unfehlbar eine Vermehrung der Sanitätsoffiziere nach sich ziehen müßte, weil jene Eleven, welche das Diplom eines Baccalaureus nicht erhalten können, auch dem Doctorate entsagen müßten. Ohne den Nutzen leugnen zu wollen, den eine größere Menge von Sanitätsbeamten nach sich ziehe, sei er doch der Meinung, daß es in Frankreich nur eine einzige Klasse von ärztlichen Praktikern geben solle, und es wären daher an der Gesetzgebung die Interessen der Medizin zu beschützen, aber auch die Mißbräuche zu tilgen, welche in der Medizin nicht weniger als in der Pharmacie bemerkbar seien.

Mittheilungen eines geheilten Geisteskranken.

(Von ihm selbst.)

In London erschien kürzlich von Herrn Percival, einem hergestellten Wahnsinnigen, die Geschichte seiner Behandlung während seiner Krankheit, und er scheint die Erinnerungen aus jener unglücklichen Periode seines Lebens nur in der Absicht mitgetheilt zu haben, um auf die unzumuthige und rohe Behandlung aufmerksam zu machen, welcher man die hilflosen Geisteskranken unterwirft. Vom ärztlichen Gesichtspunkte ist diese Erzählung ein unschätzbare Beitrag; denn nirgends wird so viel theoretisirt und experimentirt, als in der Behandlung der Geisteskranken, währenddem in Percival's Mittheilungen wirkliche Thatsachen mitgetheilt werden, aus denen sich praktische Schlüsse ziehen lassen. Wir werden durch dieselben nicht nur mit dem inneren Leben der Irrenanstalten bekannt gemacht, sondern auch zugleich mit den verworrenen Operationen seines eigenen Inneren, und mit dem Eindrucke, welche die verschiedenen

Heilversuche auf dasselbe machten. Gab es aber je einen Fall von rein religiösem Wahnsinn, so ist es gewiß der, von dem der Verfasser der erwähnten Mittheilungen befangen war. Seine Erzählung ist nicht erdichtet, und die Periode, in welche sie fällt, ist uns nicht so fern; sie fällt nämlich in das Jahr 1830, die Zeit der „Wunder zu Row“ und der „Pfingsten zu Port-Glasgow und Garaboch,“ in denen wahrscheinlich viel echte Religiosität und Frömmigkeit, in Verbindung mit Wahnsinn oder unerhörten Täuschungen, die Bewohner dieser Ortschaften erfüllte, und zu den abenteuerlichsten Handlungen verleitete. Die Geschichte des Verfassers dieser Mittheilungen ist in Kurzem folgende.

Herr Percival ist ein Sohn jenes Premier-Ministers desselben Namens, welcher von Bellingham in dem Vorsaale des Unterhauses ermordet wurde. Seine erste Jugend verlebte er in Frieden und Wohlstand; in seinem 17. Jahre verließ er die öffentliche Schule, die er bis dahin besucht hatte, und setzte seine Studien unter der Leitung eines Hofmeisters fort. Eine kindische Neigung zog ihn zum Militärstande hin, und er erhielt bald durch die Vermittlung des Herzogs von York eine Offiziersstelle in einem Garde-Regimente zu Dublin. Sein Leben und seine Privatstudien glichen jedoch nicht im Geringsten denen eines jungen Gardisten; denn so wie sich in der ganzen Percival'schen Familie Spuren von Fanatismus zeigten, so machte sich auch unser junge Offizier frühzeitig dadurch bemerkbar, daß er zuweilen in fröhlicher Gesellschaft Spuren von Geistesabwesenheit, so wie ein Stillschweigen und einen Ernst zeigte, welche seine fröhlicheren Genossen nicht wenig überraschten. Er war zu dieser Zeit ein unbeugsamer Calvinist. Fanatiker in dieser Beziehung, verband er sich mit einer Gesellschaft, deren Zweck es war, irischen Armen die heilige Schrift zu erklären, und er that dies in der Schule seines Regiments; ferner hielt er den Soldaten seiner Compagnie den Gottesdienst, und verschaffte ihnen religiöse Bücher. Er erregte durch ein solches Benehmen bald die Unzufriedenheit seiner Vorgesetzten, und so sah er sich schon im Jahre 1830 gezwungen, die Armee zu verlassen. Spuren eines beginnenden religiösen Wahnsinns zeigend, verließ er Dublin und begab sich nach Oxford, wohin ihn besonders die Ruhe, Reinlichkeit und Einfachheit des Charakters, welche dort herrschen, wie auch die alterthümliche Schönheit und die berühmte Universität dieser Stadt zogen. Schon vor seiner Ankunft in Oxford hatte er häufig gefastet und gebetet, und sogar schon zweimal Visionen gehabt. Zu dieser Zeit langten in Oxford Nachrichten von den außerordentlichen Ereignissen zu Row und Port-Glasgow an. Percival begab sich daher nach London, wo er von dem berühmten Fanatiker Drummond nähere Aufschlüsse über diese Ereignisse erhielt. In Glasgow sammelte er mit allem Eifer die Pamphlete, welche über die „neuen Wunder“ erschienen, und begab sich endlich nach Row selbst, wo er von Campbell, dem bekannten Prediger des damals herrschenden Fanatismus, mit den Macdonalds, mit Erskine, Lusk, Maria Campbell und den anderen natürlich und übernatürlich begabten Personen und Sehern, welche in dieser Periode figurirten, bekannt gemacht wurde. Er lebte dort in dem Hause Campbell's, ein Aufenthalt, welcher damals für einen jungen Mann von Percival's Gemüthsverfassung gewiß der gefährlichste war. Die Folge davon war, daß seine Geisteskrankheit in kurzer Zeit vollkommen war. Er hatte nun häufige Visionen, hörte

Stimmen, welche ihn in fremden Zungen ansprachen, und fühlte sich sehr unglücklich, daß er das, was sein Inneres erfüllte und stürmisch bewegte, nicht laut verkündigen konnte, wozu er sich doch in seiner Manie verpflichtet und berufen fühlte.

In der vollsten Ueberzeugung nun, ein „echter Gläubiger“ zu sein, verließ er Now, und ging unglücklicher Weise, anstatt sich zu seiner Familie zu begeben, wieder nach Irland. Hier suchte er besonders die Gesellschaft von Personen, welche eben so enthusiastisch und aufgeregte waren, als er selbst, und bei diesen Zusammenkünften verlor er den Gebrauch seiner Vernunft, welche bis jetzt zuweilen in sichten Augenblicken hervorgedämmert hatte, gänzlich. Zu den geistigen Leiden gesellte sich auch bald körperliche Krankheit, und sein Zustand wurde der traurigste von der Welt. Er fand jedoch freundliche Aufnahme in einer wohlwollenden Familie, welche ihm die größte Sorgfalt und Theilnahme angedeihen ließ. Hier erfaßte ihn der Gedanke, daß es Pflicht für ihn sei, vor seiner Abreise nach England in einer unbekanntem Sprache zu reden und Wunder vor dieser Familie zu wirken, um sie von der Wahrheit der zu Now bekannten Lehren zu überzeugen. So wollte er unter Anderem seine Hand in ein Feuer halten, um zu beweisen, daß er sie durch Glaubenskraft unbeschädigt wieder herausziehen könnte, was ihm jedoch nicht gestattet wurde. Die Nacht nach diesem beabsichtigten Experimente versiel er in ein Delirium, in welchem er die sonderbarsten Gesichte hatte.

Da sein Gemüthszustand auch des Morgens noch nicht ruhiger war, so brachte man ihn in einem Wagen nach seiner Wohnung in Dublin, und schickte um seinen Arzt. Hier nun wünschte er nach England zu reisen, und er gerieth in einen außerordentlich gereizten Zustand, als ein starker Mann, welchen man als Wache vor die Thüre gestellt hatte, ihm den Ausgang verwehrte. Er versuchte daher gegen ihn seine „wunderbare Gewalt,“ welche jedoch gänzlich ohne Erfolg war. Noch in späterer Zeit beklagte sich Percival schmerzlich über diese Behandlung und das Verfahren der Aerzte zu Dublin, welche ihn rücksichtslos all' dem Zwange unterwarfen, den man nach den bestehenden Ansichten gewöhnlich über solche Unglückliche verhängt, und er schreibt den Anfang seines Verderbens der Ueberraschung und dem Unwillen zu, welchen die unberufene Aufdrängung eines Hüters in ihm hervorbrachte. Abends zog man ihm die Zwangsjacke an und band ihm noch überdies die Füße an das Bett, wodurch sein gereizter Zustand nur schlimmer wurde. Die Beschreibung, welche er in seiner Schrift von seinem damaligen geistigen und körperlichen Zustande entwirft, ist wirklich herzzerreißend, und er behauptet, daß er bei einer humaneren Behandlung gewiß bald hergestellt worden wäre.

Als man ihn körperlich genug hergestellt glaubte, brachte man ihn auf dem Paketboote nach Bristol, während welcher Reise seine Phantasien und Gesichte höchst beunruhigend waren. Bei seiner Ankunft in Bristol übergab man ihn der Behandlung des Dr. Fox, und er beschreibt jeden Umstand seiner Einführung bei diesem berühmten Irrenarzte mit der größten Genauigkeit. Hier verschlimmerte sich sein Zustand bedeutend, seine Aufgeregtheit gränzte an Wuth, und man wurde gezwungen, heftige Maßregeln gegen ihn zu ergreifen, über welche er sich bitter beklagt. Es muß jedoch bemerkt werden, daß er unter dieser

Behandlung genau, obwohl seine gänzliche Reconvalescenz eigentlich in jene Zeit fällt, welche er in dem Kreise seiner Verwandten verlebte, nachdem er Dr. For's Anstalt verlassen hatte.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Als desinficirendes Mittel gegen ungesunde und unangenehme Ausdünstungen kennen wir wohl die thierische Kohle; allein aus zwei Gründen kann ihre Anwendung nicht allgemein eingeführt werden, der eine besteht in dem zu hohen Preise, der andere darin, daß sie ihre Kraft vor der Zeit verliert. Ein anderes Mittel wäre der Chlorkalk, welcher sich jedoch bald auflöst, und zuweilen mit der Flüssigkeit, deren Geruch neutralisirt werden soll, sich entfernt. Daher schlägt Dr. Hänle zum Behufe der Desinfection Körper vor, welche uns die Natur am nächsten darbietet. Diese sind: 1) Kalkmergel, oder in Ermangelung dessen thonreiche Erde, oder sehr magerer Thon. 2) Gemahlener roher Kalkstein (kohlenaurer Kalk) oder auch Straßensaub, sofern die Straße mit Kalkstein überführt wurde. 3) Feiner Flußsand. Zur Desinfection der Retiraden empfiehlt Dr. Hänle eine Mischung von 3 Vol. Kalkmergel, 6 Vol. Kalksteinsaub und 4 Vol. Sand, womit ein Kasten angefüllt wird, welcher der Art gebaut ist, daß die Flüssigkeit, deren Uebergang in eine übelriechende Gährung man fürchtet, in eine untere Abtheilung fließt. Durch das Pulver senkt sich das Flüssige gleich einer Filtration, und erscheint vor einer unten angebrachten Oeffnung völlig geruchlos, nimmt auch niemals einen üblen Geruch an, denn es kann aus Mangel an animalischen Stoffen keine Fäulniß Statt finden, selbst nicht bei erhöhter Temperatur. Das Durchströmen der Flüssigkeit durch diese pulverige Masse von Thon, Kalk und Kiesel gleicht dem Durchsintern des Wassers durch gewisse Gebirgsformationen.

Miscelle.

— Die zahlreichen Unfälle, welche sich seit einigen Jahren auf Dampfbooten ergaben, haben eine lange und umständliche Untersuchung veranlaßt, die nun gedruckt erschienen ist, und worüber mehrere englische Blätter, namentlich das „Athenäum“ vom 29. October, die entschiedene Bemerkung machen, es gehe daraus hervor, daß fast alle Unfälle aus strafbarer Nachlässigkeit und groben Fehlern hervorgingen. Dies, bemerken die Blätter, ist wenigstens in so weit tröstlich, als es beweiset, daß diese Unfälle nicht nothwendig mit dem Gebrauche des Dampfes überhaupt zusammenhängen. Was indeß für Mittel gegen diese groben Nachlässigkeiten ergriffen werden sollen, darüber ist man noch so wenig einverstanden wie früher.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 3. Donnerstag, den 9. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Fromme Wünsche. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Fromme Wünsche.

Rusticus expectat dum defluit annis. —
Horat.

W o r t.

Der Zustand ärztlicher Wirksamkeit und das Loos, welches dem praktischen Arzte heutzutage in so vielen Ländern Europa's zu Theil wird, haben so manche medizinische Facultät zur ernstlichen Erwägung dieser Zustände angeregt. In neuester Zeit war es vorzüglich Frankreich — das Land, wo von jeher der Charlatanismus sein Unwesen getrieben hatte, — in welchem sich die kräftigsten Stimmen zur Ausrottung des Pfluscherunkrautes mit aller Freimüthigkeit, und man möchte sagen, mit einer Behmuth erhoben haben, die selbst die Theilnahme des nichtärztlichen Publikums anzuregen geeignet sind. Wir wollen einige solcher, von französischen Aerzten erhobenen Klagen, die wir als fromme Wünsche bezeichnen, unsern Lesern mittheilen, und bemerken nur, daß eine in genanntem Lande als Plan schon längst vorliegende und neuerlichst wieder hervorgesuchte medizinische Reorganisation gegenwärtig die Veranlassung zu den ernstesten Verhandlungen der Pariser Facultät gab, und viele Aerzte eben dadurch vermochte, ihre Stimmen über das traurige Loos, das ihnen geworden oder noch bevorsteht, zu erheben.

I.

Man hat, so lauten ungefähr diese Klagen, und schon lange eine medizinische Wiedergeburt versprochen, man verspricht sie noch immer, wir warten mit Sehnsucht auf deren Erfüllung, aber bis jetzt blieb sie noch

ein frommer Wunsch. Wie sollen wir, selbst bei der Gefahr, ewige Zeremiaden anzustimmen, unsere Klagen nicht erheben, wenn wir sehen, wie sehr man das Interesse der Menschheit, das so innig mit dem der Aerzte verschmolzen ist, ganz aus dem Auge läßt. Eils Jahre sind es bereits, daß der menschenfreundliche Minister, Herr von Martignac, den gelehrten Körpern eine Reihe von Fragen, die sich auf eine neue medizinische Organisation bezogen, vorlegte. Man hat, wie bekannt, mit aller ernsten Tiefe diese Fragen studiert, erörtert, und vorzüglich nach einem gelehrten und gründlichen Bericht des Herrn Double dieselben in der Akademie der Medizin vielseitig besprochen. Allein, blicken wir auf das Resultat, so beläuft sich dasselbe auf — Erwartungen, Versprechungen und Glauben. Die Begebenheiten, die Jahre und die gelehrten Sitzungen folgen auf einander — aber die Gegenwart ist noch immer dieselbe, gleichsam wie versteinert, und die Zukunft verspricht nicht Besseres. Sollte man einen solchen Zustand der Dinge für möglich halten, da, wo das Gesetz so dringend nöthig ist, ein Gesetz, dessen Grundlagen schon seit so langer Zeit vorhanden sind? Wozu ein so langer Aufschub? —

II.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Frage über die Eisenbahnen, über den Bau und Verbesserung der Häfen, der Kanäle und des Zuckers sehr wichtig sind; allein ist eine, die ganze Menschheit betreffende Frage von minderer Wichtigkeit? Welches Interesse ist ernster, als das der öffentlichen Gesundheit? Welcher Gegenstand greift tiefer ein in das Leben der Gesellschaft? Wahrlich es ist ein Zeichen der Zeit, daß man bei dieser politischen, gesellschaftlichen und parlamentären Verwirrung, in der wir Franzosen leben, die Frage über Kunkelrübenzucker in unserem Frankreich mit so vieler Umständlichkeit verhandelt, während man das, was auf das Leben der Bürger so nahe Beziehung hat, auf die Seite setzt. Es war immer eine Lüge, wenn die Menschen behaupteten, daß sie die Gesundheit allem Uebrigen vorziehen; denn ihre Thaten beweisen, daß ihnen ein momentaner Vortheil weit mehr gilt, als ihre Gesundheit; daher man die Industrie als die Göttin der Zeit anbetet, und die erhabenste der Wissenschaften hintansetzt.

III.

Man macht den Aerzten mit Unrecht den Vorwurf, daß sie, der ehemahligen dunklen Zeiten noch immer eingedenk, die Fortschritte der Zeit allzusehr anfeinden und ihre Lage, greller als sie ist, schildern. Allein ein Blick auf diese letztere reicht hin, zu behaupten, daß in Frankreich die persönliche Achtung des Arztes eine Seltenheit, die für seine Kunst beinahe auf Null gesunken ist. Das ironische, zuweilen mitleidige Lächeln, das

Jedermann auf den Lippen schwebt, wenn er (besonders wo es sich um irgend eine nähere Verbindung handelt) von einem jungen Arzte spricht, zeigt nur zu sehr, wie es mit den Zuständen desselben sich verhält. „Schade,“ sagt A, »daß man als Arzt das Stückchen Brot, und auch da nicht immer, erst dann verdient, wenn man — ohne Zähne ist.“ — »Und doch,“ erwidert B, »sind unsere Schulen angepropft mit medizinischen Jöglingen, sie drängen sich herbei mit unglaublicher Hast.“ — Aber wissen denn diese Studierenden, welches Loos sie erwartet, wenn sie sich in das bunte Gewühl des Lebens und der Gesellschaft, wo man unaufhörlich gegen Alle und gegen Alles kämpfen muß, mit jugendlichem Eifer stürzen werden? Wissen sie, daß der Stolz auf ein Diplom so viel heißt, als sich das Elend zum Lebeherrn machen? Kennen sie alle harten Proben, die sie noch zu überstehen haben, um nur eine mittelmäßige Position zu erreichen?

IV.

Alles drängt sich nach Paris, und gerade hier hat die Zahl der Aerzte schon lange den Sättigungspunkt erreicht. Junger Mann! dessen höchstes Ziel dahin geht, deine Kunst in der Hauptstadt Frankreichs auszuüben, vergiß nicht, daß gerade hier unsere Kunst aufgehört hat, diesen schönen Namen zu verdienen; sie ist zu einem Industriezweig herabgesunken, in welchem Jeder seine Geschäfte zu machen sucht. Glücklicher! du bist noch unbekannt mit den Nachtwachen, Mühseligkeiten und Geduldesproben, die dazu gehören, um nur zu einer kleinen clientele zu gelangen. Ich zittere für dich, wenn ich bedenke, wie du, vielleicht gerade deines inneren Gehaltes dir bewußt, nur furchtsam und ohne Arroganz in der Gesellschaft auftrittst, alle Intriguen und falschen Umwege verschmähst, und durchaus nicht den Muth hast, herabzusteigen zur medizinischen Geschäftshuerei. Noch größer ist das Unglück jener jungen Männer, welche die ersten und vielleicht die schönsten Jahre ihres Lebens im Dienste öffentlicher Krankenhäuser zubringen. Hier bleiben sie ganz unbekannt mit dem Treiben der übrigen Aerzte der Hauptstadt, entsagen gern einem kolossalen Glück, wenn nur ihr Wissen und ihr musterhaftes Betragen sie auf eine mäßige Stufe von Wohlstand erhebt. Allein unter hundert sind es kaum zehn, denen dieses, wenn auch nur bescheidene Glück zu Theil wird, da unermüdete Arbeit und äußerst günstige Umstände sich vereinigen müssen, um sie nur ein wenig vorwärts zu bringen.

V.

So Mancher geht gleichgiltig vor der schmerzhaften und tiefen Wunde, vor den getäuschten Hoffnungen, Kummer, Unruhe und Kämpfen eines Arztes vorüber! Es wäre freilich gut, wenn Aerzte, die dieses Alles kennen gelernt, denen, die sich zu ihrer Kunst drängen, warnend die tiefe Wunde

ihres Herzens zeigen würden! Allein abgesehen davon, daß Niemand die Wahrheit gestehen will, daß ein Jeder gern sein Leiden in tiefes Stillschweigen hüllt, so erfordert die Stellung des Arztes schon um so mehr Geduld, Resignation und ein Verschweigen seiner Lage, als er durch Klagen nur ein unfruchtbares Mitleiden, ja sogar eine Verschlimmerung seiner Zustände herbeizuführen in Gefahr ist. Es wäre Zeit, daß das Loos der Aerzte bei unseren so zahlreichen socialen Verbesserungen berücksichtigt würde. Seit fünfzig Jahren wurde kein Stand in Frankreich so stiefmütterlich behandelt, als der unserige. Die Pflichten, die der Arzt der Gesellschaft gegenüber zu erfüllen hat, gehören zu den schwersten, und doch gewährt das Gesetz keinen hinreichenden Schutz bei der Ausübung ihrer Kunst. Man darf sich nur an den Unfug erinnern, der in Paris mit den Patenten getrieben wird, und wie sehr, trotz aller Reclamationen der medizinischen Akademie, die brevets d'invention den Verkauf der Geheimmittel begünstigen. Wie kann man unter solchen Umständen den Charlatanismen entgegenarbeiten? Welches Beispiel wird dadurch jungen Aerzten gegeben!

(Der Beschluß folgt.)

Das Irrenhaus zu Palermo *).

(Mitgetheilt von Dr. —n.)

Verehrtester Herr Redacteur!

Mit vielem Interesse las ich in der vorjährigen Nummer 91 Ihres geschätzten Blattes die Schilderung des berühmten Irrenhauses zu Palermo. Zufällig besitze ich die Statuten dieser Anstalt, und glaube daher, es dürfte Ihnen und den geehrten Lesern Ihrer Zeitschrift willkommen sein, wenn ich dieselben im Auszuge mittheile. Betrachten Sie dies gleichsam als Anhang zu jenen Reiseskizzen, der aus dem italienischen Originale nur das Wichtigste enthält.

Die Irrenanstalt steht unter der Leitung eines Verwaltungs-Directors, der unmittelbar dem Vicekönig untergeordnet ist. Er besitzt eine fast unumschränkte Vollmacht in der Verwaltung der Anstalt, schlägt für die Besetzung der ersten Stellen Individuen vor, und kann sie im Falle eines schweren Vergehens auch ihres Postens entsetzen. Er selbst ernennt alle Beamten zweiter Klasse, und hat nur dem Vicekönig über seine Handlungsweise Rechenschaft abzulegen.

Das ärztliche Personale besteht aus zwei Aerzten, einem bloß consultirenden und dem Ordinarius, einem Wundarzte, zwei Praktikanten und vier Zöglingen, zu denen man talentvolle Candidaten der Medizin wählt. Der Ordinarius hält bei

*) Bei dem großen Interesse, welches die Frage über Einrichtung und Organisation der Irrenhäuser erreicht, dürfte es unsern Lesern nicht unwillkommen sein, eine Irrenanstalt, die als Muster in ihrer Art von vielen Sachkennern betrachtet wird, näher kennen zu lernen.

den Irren täglich um die festgesetzte Stunde seine ärztliche Ordination, bei Schwerekranken natürlich so oft, als es der Fall erfordert; dieselben Obliegenheiten hat der Wundarzt bei äußerlichen Kranken. Der consultirende Arzt hat dreimal die Woche Morgens die Irren zu besuchen, und selbst im dringenden Falle den vom Ordinarius eingeschlagenen Heilplan abzuändern, endlich jeden Donnerstag mit Lekterem und dem Wundarzte, unter dem Voritze des Directors, über wichtigere Punkte zu berathen. Neue, durch die Erfahrung noch nicht gehörig geprüfte Mittel dürfen von dem Ordinarius nur unter Beziehung desselben verordnet werden.

Die zwei Praktikanten wohnen in der Anstalt, übernehmen abwechselnd die Inspection bei Tag und Nacht, notiren alle täglichen Veränderungen in dem Zustande der Geisteskranken, haben selbst in der Abwesenheit des Arztes und Wundarztes in dringenden Fällen zu ordiniren u. s. w. Die vier Hörer der Medizin, die in die Anstalt zugelassen werden, beziehen keinen Gehalt, genießen aber den Vortheil, in einem der wichtigsten Zweige der Heilkunde eine ausgebreitete Erfahrung zu sammeln. Die Aufsicht über die Bibliothek, welche die besten Werke über Geisteskrankheiten enthält, ist dem ältesten derselben anvertraut; zugleich werden ihre Beobachtungen jede Woche den Ärzten schriftlich zur Beurtheilung vorgelegt, und zur Herausgabe eines Journal's benützt, das mit Ende jedes Jahres im Drucke erscheint, und die ganze Behandlungsweise der Irren mit ihrem Erfolge öffentlich darlegt.

Alle Leichen von Irren werden in dem anatomischen Theater, das von den Wohnungen der Irren entfernt liegt, geöffnet, und merkwürdige Präparate in dem pathologischen Museum aufbewahrt.

Die nicht ärztlichen Dienstleistungen bei den männlichen Irren hat ein Oberaufseher (soprintendente) zu überwachen, dem ein Gehilfe, vier Wärter und vier ruhige Irren zugetheilt sind. Ueber die weiblichen Irren, deren Zahl bedeutend kleiner ist, wacht eine Aufseherin mit einer Gehilfin und drei Wärterinnen, mit Beihilfe von zwei weiblichen Irren. Was die Erhaltung der Ordnung, die Hütung der Irren, ihre Kost, die Sorge für die nöthige Reinigung u. dgl. betrifft, so ist der Oberaufseher gleichsam die Seele des Hauses. Er vertheilt die abwechselnden Wachen unter die Wärter, ist fast der beständige Begleiter der Irren, und hat jeden Morgen dem Director schriftlich Bericht zu erstatten. Dieselben Obliegenheiten hat die Aufseherin bei den weiblichen Irren zu erfüllen.

Zu dem minderen Dienstpersonale gehören überdies der Koch, Küchenmeister, Kleiderbewahrer, mehrere Wäscherinnen, eine oder mehrere Näherinnen, ein Matrazenmacher und ein Portier; sie werden in ihren Arbeiten von einigen Irren unterstützt. Eine eigene Lehrmeisterin ertheilt endlich Unterricht in weiblichen Arbeiten.

Das Verwaltungspersonale aber begreift einen Rechnungsführer, einen Defonomen und Kassier. Die geistlichen Functionen hat ein Kaplan zu verrichten, der in der Anstalt wohnt.

Aufnahme der Irren. Geistesranke von jeder Klasse und jedem Alter werden in die Anstalt aufgenommen. Die Bewilligung zur Aufnahme ertheilt der Statthalter selbst, in dringenden Fällen auch Civil- und Militärbehörden, die jedoch an den Vicekönig sogleich Bericht zu erstatten und seine Beistimmung einzuholen haben.

Die Irren sind in zwei Klassen getheilt, in jene der Armen und in die der Vermöglichen; jene werden auf Kosten der Anstalt, diese auf ihre eigenen verpflegt. Für Letztere zahlen Verwandte oder Kuratoren monatlich 12 Ducaten voraus, oder eine größere Summe nach Maßgabe der Verpflegung, die man für sie fordert. Die Begleiter der Irren müssen dem Obergesicht eine schriftliche Auskunft über das ganze Natiionale des Irren, die muthmaßlichen Ursachen seiner Geisteszerrüttung, die vorhergegangenen Krankheiten u. s. w. überreichen, ohne dieselbe findet keine Aufnahme Statt.

Nach der Aufnahme werden die Irren sogleich in ein Badezimmer geführt, dort untersucht, ob sie keine gefährlichen Werkzeuge bei sich führen, und in ein warmes Bad gesetzt; dieses wird durch zehn Tage wiederholt, die man sie in eigenen Beobachtungszimmern zubringen läßt. Erst nach genauer Erhebung der Art ihres Irreseins werden sie auf jene Abtheilung gebracht, die sich für die Form ihrer Krankheit am meisten eignet. Ehe man ihnen ein bestimmtes Wohnzimmer anweist, läßt man sie einige Zeit in dem Inneren des Gebäudes herumwandeln, hält sie aber von jenen Abtheilungen entfernt, die einen traurigen Eindruck auf sie machen könnten, wie jene der Tobsüchtigen. Auch sind die Wärter beauftragt, ihnen auf keine Weise zu verrathen, daß sie sich in einem Irrenhause befinden. Nach dem Abendessen und dem Gebete führt man sie in's Schlafzimmer, wo sie ihr Wärter mit dem Hausgebrauche bekannt macht, und erst verläßt, wenn sie zu Bette sind. Den künftigen Morgen erhalten sie die Hauskleidung, wenn es die Sicherheit nicht schon früher erheischte, und besonders wird dafür Sorge getragen, daß sie keine feste Binde an ihrem Leibe tragen. Den zahlenden Irren wird ein eigenes Schlafzimmer angewiesen, nie aber gestattet, ihre eigene Dienerschaft bei sich zu behalten, indem die Anstalt selbst hinreichend damit versehen ist. Bei der anerkannten Schwierigkeit, Geistesranke gründlich zu heilen, so lange sie sich im Kreise ihrer Familie und Verwandten befinden, ist letzteren auch nicht gestattet, den Irren in der Anstalt zu besuchen, bis er nicht der Wiedergenesung nahe ist.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— In einer sehr umfassenden Abhandlung über das Lüften (ventilation) der Bergwerke bemerkt Combes da, wo er auf die Sicherheitslampen zu sprechen kommt, daß seit der Einführung dieser Lampen ohne Zweifel eine zu große Nachlässigkeit in Bezug auf die Ventilation der Bergwerke eingetreten sei, und daß man wohl mit Recht viele der in den letzten Jahren vorgekommenen Unglücksfälle vielmehr ursprünglich dieser Nachlässigkeit als der Unzulänglichkeit der Davy'schen Lampe zuzuschreiben habe. Dies gibt ihm Gelegenheit, auf die neuern Verbesserungen der Sicherheitslampe zu kommen, und er erklärt, nach eigenen Erfahrungen, die Lampe von Roberts für diejenige, welche unter allen Umständen unbedingte Sicherheit gewährt. Wir können auf die Beschreibung derselben, welche unsere Leser im polytechnischen Centralblatt Nr. 68 v. J. finden, nicht eingehend, nur bemerken, daß sich diese Lampe dadurch wesentlich von der Davy'schen unterscheidet, daß die Luft nicht von der Seite, sondern nur

durch kleine Löcher im oberen Theile eines Reservoirs (in gleicher Höhe mit der Basis des Dochtträgers) eindringen kann. Selbst wenn die Luft durch ein, über diesen Löchern angebrachtes dichtes Drahtgewebe gedrungen, tritt sie noch nicht frei in den Raum der Lampe, sondern sie wird durch einen hohlen Kupferblechkegel gegen den Docht geleitet. Die im ganzen übrigen Raume der Lampe befindliche Luft ist also zur Verbrennung ganz ungeeignet. Die größte Schnelligkeit des Luftzuges, die schnellste Bewegung der Lampe können nie ein Heraus schlagen der Flamme hervorbringen.

Miscellen.

— (Spitäler in Algerien.) Aus einem vom „Moniteur“ gegebenen Bericht über den Zustand der Spitäler in Algerien geht hervor, daß daselbst für 5966 Kranke, mit einem Mobiliar von 6500 Betten, 9000 Strohsäcken, 6000 Matragen und 12,000 wollenen Decken organisirte Spitäler bestehen, ohne die 1250 Betten für außerordentliche Fälle mitzurechnen. Das Personale dieser Spitäler besteht aus 219 Sanitäts-Individuen (Officiers de Santé), 60 Verwaltungsbeamten und 326 Krankenwärtern, unter welchen 706 vom Militäre sind. Die Medicamenten-Vorräthe wurden nach dem größten Maßstabe eingerichtet, und einige diesfalls laut gewordene Klagen waren bloß das Resultat einer augenblicklichen Ueberfüllung mit Kranken zu Constantine und Philippeville. Uebrigens verspricht der „Moniteur“ nähere Documente, aus denen hervorgehen soll, daß die Sterblichkeit in Algerien keinesfalls die vom Berichte angegebene Zahl erreicht habe. „Trotz aller verbreiteten Gerüchte,“ fügt das officielle Blatt hienzu, „läßt der administrative Dienst in Algerien nichts zu wünschen übrig. Die Vorräthe an Lebensmittel, an Heizungsmaterialien u. s. w. reichen für die Bedürfnisse von mehr als einem Jahre hin. In Folge eines neu eröffneten Marktes ist der Wein seit einem Jahre von besserer Qualität, und hat bis jetzt zu keiner einzigen wohlgegründeten Klage Anlaß gegeben.

— (Resignation des Herrn Dr. Double auf die Pairswürde.) In einem der letzten Nummern der „Gazette des médecins praticiens“ wird über die neuerliche beabsichtigte Beförderung des Herrn Dr. Double zum Pair von Frankreich bemerkt, daß man diesem Arzte die Pairswürde unter der Bedingung angeboten habe, daß er der Ausübung seiner Kunst entsagen müsse, und daß dieser Letztere einen solchen Vorschlag zurückgewiesen habe. Die obgenannte Zeitung ergießt sich in Lob über diesen Entschluß des Herrn Double. „Innig durchdrungen,“ heißt es, „von den Pflichten, die ihm ein solcher Titel auflegt, fragte er sich, ob die Würde eines Pairs unverträglich sei mit den Verpflichtungen eines Arztes, und ob er durch die Erhebung zu einer der höchsten Functionen des Staates aufhören sollte, seinen Nebenmenschen nützlich zu werden. Sein Gewissen, seine Berufspflicht und die Achtung vor einem Stande, zu dessen ehrenwerthen Repräsentanten er gehört, ließen ihm einen jener Entschlüsse fassen, welche ein ganzes Menschenleben ehren und deren Freisinnigkeit auf den ganzen ärztlichen Körper ein schönes Licht wirft. Wir schätzen uns glücklich, daß ein Mitglied eines Standes, den man leider nur zu oft im Schatten läßt, und welchen man durch einen so unstatthaften Vorschlag nur gekränkt hat, einen so schönen

Zug von Muth, Ehrgefühl und Uneigennützigkeit gegeben hat. — Ist denn der Kaufmann, fragt die Gazette, in seinen Speculationen, der Industrielle in seinen Unternehmungen, der Gelehrte in seinen Forschungen, der General in seinem Dienste, der Literator in der Bekanntmachung seiner Schriften verhindert, wenn man allen diesen den Pairsmantel unwirft? Und doch haben die Männer, welche über Frankreichs Loos wachen, geglaubt, daß ein Arzt, ergraut in der strengen Ausübung seiner Kunst, seinen so edlen Beruf, seinen speziellen Kenntnissen und dem Dienste, welchen die Menschheit von ihm noch zu erwarten hat, aus ehrgeizigem Streben nach einer höheren bürgerlichen Stellung entsagen werde? Ist es denn bürgerlicher und eines Pairs unwürdiger, Kranke zu besorgen, als Spezereihandel im Großen zu treiben? Hat der Verfasser des »Eptre aux mères« dieselben Rechte an die Dankbarkeit des Vaterlandes, als der Verfasser eines guten medizinischen Buches? Wenn der medizinische Körper sich tief gedemüthigt hält durch den, Herrn Double gemachten Vorschlag, wenn er nicht ohne Bitterkeit sehen kann, daß die Ausübung seiner edlen und wohlthuenden Kunst in unseren Zeiten ein Ausschließungsgrund für eine so hohe Würde sei, deren einst ein Cabanis, Bertholet und Fourcroy genossen, so ist er dennoch stolz auf das von Herrn Double gegebene Beispiel, der sich durch sein Benehmen nur neue Ansprüche auf die Achtung und Anerkennung seiner Kunstgenossen erworben hat.»

— (Gelbes Fieber in Fort-Royal.) Einem vom 7. September aus Fort-Royal (Martinique) datirten Schreiben zu Folge herrschte das gelbe Fieber in dieser Gegend, und richtete daselbst gräßliche Verwüstungen an. Auch mehrere Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter vom Civil und der Marine fielen als Opfer dieser Seuche. Auch die Kriegs- und Handelsschiffe blieben nicht verschont. In den übrigen Localitäten ist die Krankheit mit geringerer Intensität aufgetreten, welchen Umstand die eigenthümliche Lage von Fort-Royal erklärt, indem diese Stadt seit dem am 11. Jänner 1839 erlittenen Erdbeben viele Ruinen darbietet, welche bis jetzt nicht gänzlich weggeschafft werden konnten. Diese in Verbindung mit den Ausdünstungen der umgebenden Sümpfe und mit den vielen Schiffen, welche im Hasen zu überwintern gezwungen sind, mußten nothwendiger Weise die Einwohner dieser unglücklichen Stadt für die genannte Epidemie empfänglicher machen.

— Die Familie Tourniaire, welche mit ihrer Kunstreiter-Gesellschaft und einer Menagerie sich seit Kurzem in Königsberg befindet, verlor aus letzterer die beiden Llama's und das schöne Rhinoceros. Das zoologische Museum der dasigen Universität hat bereits den Cadaver des einen Llama angekauft, und es heißt, sie werde auch die anderen beiden Seltenheiten erwerben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den K. K. Provinzen abonmirt man auf jeder K. K. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 4.

Montag, den 13. Jänner 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Der Morgen- und Abendgruß. — Fromme Wünsche. — Das Irrenhaus zu Palermo. — Miscellen.

Der Morgen- und Abendgruß.

(Eine Carnevals-Betrachtung.)

O Gesundheit! Aller Göttinnen herrlichste,
Wer mit dir verlebte
Der irdischen Tage Rest.

Kriphron (Hymnus auf die
Gesundheit).

Wir sind weit entfernt, unsern Lesern die Freuden des Carnevals als verdächtig oder gar als gefährvoll darzustellen. Vielmehr theilen wir mit ihnen die auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung, daß Freude und Gesundheit sich wechselseitig die Hand reichen müssen. Ohne frohen, heiteren Sinn ist keine feste Gesundheit möglich — und die letztere ist die unerläßliche Bedingung, ja die Basis aller Freude. Aber gehen denn wirklich Gesundheit und Fröhlichkeit stets in schweesterlichem Bunde einher? Erweitern wir nicht gar oft den Kreis der Einen auf Kosten der Andern? Wie oft begeht nicht die Freude an sich selbst den unverzeihlichsten Selbstmord, indem sie, Abends ihre Grenzen überschreitend, die Heiterkeit des Morgens vernichtet? Wir wünschen vom Herzen, daß unsere Leser diesen schönen Bund eines heiteren, lebensfrohen Sinnes und einer ungetrübten Gesundheit vorzüglich jetzt als heilig achten mögen, wo sich so viele Gelegenheit zu dessen Störung täglich darbietet. Um sie in diesem edlen Entschlusse zu befestigen, begrüßen wir sie am Beginne des Carnevals mit dem bedeutungsvollen Morgen- und Abendgruß der Alten. Die Griechen nämlich pfl egten des Morgens und beim Eintritt mit dem Wörtchen:

»Χαίρε (Freue dich)!« — beim Abschied und des Abends mit einem herzlichem: »ὕλαρε (sei gesund)!« ihre Freunde zu begrüßen. Es hieße den gesunden Verstand des Lesers verkennen, wenn wir uns über den tiefen Sinn dieses, den Bund der Freude und der Gesundheit so schön und einfach aussprechenden Grußes der Alten in gelehrte Commentare einlassen wollten. Aber so schön und bedeutungsvoll diese Sitte ist, so müssen wir Aerzte ihr doch nicht selten untreu werden, und mit dem: »Seid gesund!« den Morgen, und mit dem: »Freuet euch!« erst den Abend begrüßen.

Der Arzt, der anstatt des Morgens seinem lebenslustigen Klienten »freue dich!« zuzurufen, ihm stets mit dem: »sei gesund!« in den Ohren liegt, begeht nicht selten einen groben Verstoß gegen die feine Sitte. Wie oft wird deswegen über ihn der Stab gebrochen! Er soll zu einem Ball, zu einer Soirée, zu einem dejeuner dansant, zu einem Piquenique — sein verantwortliches Jawort geben — zur Freude des Abends schon des Morgens seine kunstgerechte Zustimmung erteilen, und doch fällt die Schuld auf sein Haupt, wenn diese seine Erlaubniß traurige Folgen hat. Darum ist es, ungeachtet der augenblicklichen Ungunst, der er sich aussetzt, dennoch besser, nicht zu früh das: »Freue dich!« auszusprechen. Hat er es mit vernünftigen Klienten zu thun, so kann er um so muthiger dem Vorwurf trotzen, er habe die Ordnung des Tages gestört, weil er die Gesundheit des Morgens sich ausbedungen für die Genüsse und Freuden des Abends. Der geistreiche Lucian *) erzählt von Alexander dem Großen einen Zug, der manchem Arzte in dieser Beziehung zur Beruhigung dienen kann. Als nämlich dieser König eben im Begriffe war, die Schlacht bei Issus zu liefern, trat Hephästion zu ihm in das Zelt und redete ihn übereilt mit den Worten an: »Sei gesund (ὕλαρε), o König! Es ist Zeit, auszurücken!« Da dieser Gruß gewöhnlich der des Abschiedes und nicht der des Eintrittes war, so waren alle Umstehenden und mit ihnen Hephästion selbst bestürzt. Aber Alexander sprach: »Nun gut! Ich nehme es als eine glückliche Vorbedeutung. Du versprichst uns, daß wir wohlbehalten aus dem Treffen zurückkommen werden.« — Das kann freilich kein Arzt zur Carnevalszeit versprechen; denn die Schlachten, die da von seinen Klienten geliefert werden, sind oft so gefahrvoll, daß er für manches ihm anvertraute Leben zittern muß; aber immer bleibt es eine »glückliche Vorbedeutung,« wenn er sich irrt, und dem »Freue dich!« ein ernstes »Sei gesund!« zur Bedingung vorausschickt. Mitten im Saumel der Freude darf der Mensch das Maß seiner Kräfte nicht vergessen, und gerade dann, wenn

*) Ueber ein Versehen in der Begrüßung. Kap. 8.

er dies Maß zu überschreiten in Gefahr ist, erfordert es die Pflicht des Arztes, ihn zu warnen. Da wir uns heute schon in die alte Welt versetzt haben, so möge uns der Leser noch erlauben, einige Beispiele von Männern anzuführen, die den Gruß: „Sei gesund!“ hochachteten. Der göttliche Weise Pythagoras bediente sich stets des einzigen Grußes: „Sei gesund!“ Wenn seine Jünger einander Briefe von einiger Wichtigkeit zu schreiben hatten, so setzten sie stets diesen Gruß oben an. Ihr dreifaches verschränktes Dreieck — das Pentagramm — die unter dem Namen Druidenfuß bekannte Figur, als Erkennungszeichen der Glieder dieses Ordens, nannten sie „*Υγεια* (Gesundheit).“ — Epikur, ein Mann, der gewiß die Freude und das Vergnügen nicht verachtete, pflegte den ernsthaften seiner Briefe und solchen, die er an seine vertrauten Freunde richtete, nicht das: „Freue dich!“ sondern das: „Sei gesund!“ voran zu setzen. Sehr geistreich schreibt Lucian an einen seiner vornehmen Freunde*): „Jeder Formel, sagst du, ist nun einmal ihre bestimmte Zeit angewiesen; du hast diese Zeit verwechselt, und somit hast du, wenn auch nicht etwas Nachtheiliges gesagt, doch wenigstens nicht minder verkehrt gehandelt, als wenn einer den Helm um das Bein und die Weinschienen um den Kopf binden wollte.“ — „Ganz Recht, mein Lieber, wenn du mir aber nur sagen könntest, ob es überhaupt eine Zeit gibt, wo die Gesundheit nicht am rechten Orte ist. Ich dünkte, man braucht das Gesundsein eben so nothwendig des Morgens und Mittags, wie um Mitternacht; zumal Ihr Vielbeschäftigten, deren Kräfte so mannigfach in Anspruch genommen sind!“ — Ja, Ihr Vielbeschäftigten, die Zeit, wo eure Kräfte so mannigfach in Anspruch genommen werden, rückt immer näher. Für euch ist der Gruß: „Freuet euch!“ beinahe überflüssig. Wer hingegen euch „gesund sein“ heißt, legt in diesen Gruß zugleich die heilsame Erinnerung, daß ihr auf Alles achten möget, was eurer Gesundheit zuträglich ist; er grüßt also nicht bloß, sondern gibt euch noch eine gute Lehre. „Trage Sorge für dein Wohlbefinden,“ heißt es am Schlusse eines jeden Briefes, den ein Römer geschrieben, und auch diesen Aufsatz mögen diese Worte schließen; und kam er dem lebensfrohen Leser etwas ungelegen, so möge er mit Kaiser Augustus sagen: „Wir müssen nicht darauf sehen, was er gesagt, sondern wie er es gemeint hat.“

Dr. Beer.

*) In der oberwähnten Schuchtschrift, worin er sich scherzweise dafür entschuldigt, daß er den Freund bei einer Morgenaufwartung mit: „Sei gesund!“ begrüßt hatte. Kap. 12.

F r o m m e W ü n s c h e .

(B e s c h l u ß .)

VI.

Es gibt in Frankreich Personen, welche behaupten, daß eine neue Organisation keinesfalls dem tief gesunkenen Zustand der Medicin abhelfen könne. Mit diesem alten und ewigen Argument: „Es war so, und wird immer so bleiben,“ tödtet man jeden besseren Fortschritt, der auf die Verbesserung ärztlicher Zustände Bezug hat. Das größte Unglück der Aerzte ist, daß das Interesse des Einen so sehr von dem des Andern getrennt ist. Einst bildeten die Mitglieder der Pariser medicinischen Facultät gleichsam eine wechselseitige Assurance-Gesellschaft; jedes Mitglied derselben fühlte sich an die übrigen gleichsam gebunden, und sein Loos hing innig mit dem Loos des ganzen Standes zusammen. Die persönliche Wichtigkeit eines jeden Arztes gehörte theilweise der Corporation an, deren Mitglied er war, und der Glanz des Gesamtkörpers strahlte zurück auf das Haupt des Einzelnen. Jetzt aber belebt ein ganz anderer Geist die Facultäten. Sie scheinen dem aufgenommenen Candidaten zu sagen: „Lieber Freund! wir haben nichts mehr mit einander zu thun; dein auf Pergament geschriebenes Diplom ist gehörig einregistrirt und gesiegelt, jetzt geh', lebe wohl, Gott sei mit dir.“ Das ist freilich legal und bequem, allein welche schrecklichen Nachteile für das Leben des Künstlers und das Gedeihen der Kunst entstehen unvermeidlich aus diesem Verhältniß. Jeder Arzt, der so seinem Schicksal überlassen wird, könnte beinahe von der ihm zum Doctor schaffenden Facultät das sagen, was Gibbon zur Universität von Oxford sagte: „Kann sie mich als Kind verstoßen, so will ich sie als Mutter nicht erkennen!“ Die traurigste Folge dieser Trennung der Aerzte war das Versinken in den Schlamm des Charlatanismus. Wie konnte es auch anders sein, wenn die täglich sich ereignenden gesetzlichen Uebertretungen der Charlatane nicht unverzüglich durch den Arm der Gerechtigkeit erreicht werden?

VII.

Welch eine ganz andere Bedeutung hat das Wort Collega unter den Advocaten. Wie kommt es, daß dieser Stand zu einem so hohen Grad von Macht gelangt ist? Weil kein Advocat seinem Berufsgenossen jemals durchaus fremd geblieben. Das Wort Collega ist unter ihnen kein leeres, nichtsagendes Geräusch von Mitlautern; ein gemeinschaftlicher Geist, der sich das Wohl des ganzen Standes angelegen sein läßt, muß auch die Aerzte beleben, wenn sie nicht das Opfer einer wechselseitigen Rivalität werden wollen, welche einsam einherschreitend das löbliche Ziel der ganzen Corporation vergift. Der einzelne Arzt ist und kann nichts sein, nur die Vereini-

gung aller Kräfte kann zur Erreichung des gemeinsamen Zieles führen. Die Isolirung der Aerzte hat am meisten den Charlatanismus begünstigt. Daher ist das einzige Mittel zur Heilung dieser Uebelstände, daß ein geistiges und gemeinsames Band alle Aerzte vereinige. Wenn auch die alten Einrichtungen schlaffer geworden, so kann man sie ja durch andere ersetzen, die unsern gegenwärtigen Sitten angemessener sind.

VIII.

Der Wohlstand eines Charlatans ist eine wahre Spottschrift gegen das Gesetz. Er schreitet frei und ungehindert fort, und seine unverschämte Zubringlichkeit findet nur zu sehr in der öffentlichen Meinung seine Stütze. Daher gerade diese es ist, die man über ihr Gesundheitswohl aufklären und belehren muß. Wie will man denn den wahren Arzt unterscheiden von dem Charlatan, welcher, seinen erschlichenen Titel in der Hand, an alle moralische Würde vergift, die bezahlte Presse mißbraucht, jedem Leser seine unfehlbaren Heilmittel aufdringt, und mit Hilfe eines Patentes das Gesetz umgeht? Einen Bürger bestehlen ist ein Verbrechen, ihn vergiften ein noch größeres; aber der Charlatan bestiehlt und vergiftet seine Mitbürger gleichzeitig, und bleibt unbestraft. Bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge ist es sogar verlorne Zeit, Mühe und Geld, vor Gericht einen solchen Betrüger zu verfolgen. Wenn zufällig eine kleine Strafe einen dieser Charlatane trifft, so macht er sogar ein Mittel daraus, um noch mehr bekannt zu werden. Für ihn ist ein Urtheilsspruch — eine Nachricht an die Menge; ein Verweis dient ihm zur Ankündigung, die nur ein wenig theurer ist, als eine in's Journal gerückte. Lächerliches Spinnengewebe des Gesetzes gegen die List und die Kühnheit der Geheimmittelkrämer!

Das Irrenhaus zu Palermo.

(Mitgetheilt von Dr. —n.)

(W e s t u s.)

Die eigentlich moralische Behandlung der Irren beruht durchaus auf den Gesetzen der Humanität in der Anwendung auf diese unglückliche Klasse von Menschen. Und nicht allein der Arzt, sondern das ganze Personale vom Ersten bis zum Letzten hat in so fern mehr oder weniger Theil an dieser Behandlung. Außer einem freundlichen und zutraulichen Benehmen und einer liebevollen, theilnehmenden Behandlung ist ein anhaltendes und anstrengendes Arbeiten eines der wirksamsten Mittel, die Kette der krankhaften Ideen zu zerbrechen. Von den Erfahrungen ausgehend, daß Arbeit die Aufmerksamkeit der Irren fixirt, den Kreislauf des Blutes gleichmäßiger macht, und einen ruhigen Schlaf verschafft, nimmt man mechanische Uebungen jeder Art, besonders Handwerksarbeiten, in der Anstalt vor,

Die Weiber verrichten, außer den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, auch solche im Garten, die ihren Kräften angemessen sind. Ueberhaupt werden Landwirthschaftliche Arbeiten mit Vorliebe betrieben; denn der natürliche Instinct, der den Menschen anspornt, die Erde zu bebauen, bewirkt auch, daß die Irren sich gerne zu ländlichen Arbeiten herbeilassen.

Eine andere nützliche Zerstreung gewährt die Verwendung der Irren zum Dienste in der Anstalt. Um ihre Lust an der Arbeit zu erhöhen, erhalten sie dafür eine kleine Zulage von Geld; nie aber und unter keinem Vorwande dürfen sie die Dienste außer der Anstalt verrichten. Zur Erheiterung der Irren sind überdies Spiele eingeführt, die sie an Sonn- und Feiertagen statt der Arbeiten vornehmen; überhaupt sucht man sie mit dem Mangel an Freiheit so viel als möglich zu versöhnen, und ihnen jeden nöthigen Zwang oder Sicherheitsmaßregeln weniger fühlbar zu machen. Ein vorzügliches Augenmerk wird endlich auf Erhaltung der Reinlichkeit gerichtet; es sei nun in den Gängen, Zimmern, Sälen, oder an der Person der Irren selbst. Jeden Sonntag werden regelmäßig Wäsche und Kleidung gewechselt, oder in der Zwischenzeit, so oft sie beschmutzt sind.

Die ganze Hausordnung in der Anstalt ist einförmig und unveränderlich. Die periodische Wiederkehr der verschiedenen Verrichtungen hat zur Folge, daß sich die Irren bald an die vorgeschriebene Ordnung in den täglichen Geschäften gewöhnen. Zu den gemeinschaftlichen Verrichtungen wird mit der Glocke das Zeichen gegeben; das erste zum Aufstehen. Der Diener weckt die Irren und kleidet sie an, dann werden alle Zimmer gereinigt. Ein zweites Zeichen kündigt an, daß dies Geschäft zu Ende sei, worauf sich der Oberaufseher selbst überzeugt, daß Alles gehörig gereinigt sei. Er läßt nun die Irren in die Kirche führen; nach der Messe wird die ärztliche Visite gehalten, und hierauf das Frühstück genommen; dann begeben sich die Irren unter der Aufsicht von Wärtern zur Arbeit, die bis zum Mittagmahl fortgesetzt wird. Nach derselben werden sie in ihre Zimmer eingeschlossen, und können im Winter eine, im Sommer drei Stunden Siesta halten.

Nachmittag kehren sie zur Arbeit zurück bis zur Vesper, die eine Stunde vor dem Abendessen gehalten wird. Nach demselben werden sie endlich in ihre Zimmer zurückgeführt, und der Oberaufseher hat sich selbst zu überzeugen, ob jeder Irre mit dem Nöthigen versehen sei.

Die eigentlichen Zwangsmittel gegen Tobsüchtige bestehen nur in der Zwangsjacke und in dem Einschließen in ihre Zimmer. Bei sehr heftigen Wuthanfällen wird eine kalte Douche auf den Kopf angewandt, und der übrige Körper in ein warmes Bad getaucht.

Als die sichersten Zeichen der Wiedergenesung erwiesen sich die Rückkehr der Irren zu ihren früheren Gewohnheiten, das lebhafte Verlangen, die Ihrigen zu sehen, das richtigere Urtheilen über äußere Gegenstände und die Erkenntniß ihres eigenen Zustandes, endlich die Furcht, einen Rückfall in ihre Krankheit zu erleiden, und eine Art Scham, geisteskrank gewesen zu sein. Sene Individuen, an denen man diese Zeichen beobachtet, werden für Reconvallescenten erklärt, aus ihrer bisherigen Abtheilung entfernt, und in die Reconvallescenten-Zimmer versetzt, wo sie drei Monate von allen Irren geschieden

sind. Dort erhalten sie wieder ihre eigene Kleidung und werden von dem Hauspersonale besucht. Man erlaubt ihnen in jenen Stunden, wenn sie im Garten keinen Irren begegnen, dort spazieren zu gehen, und selbst außer der Anstalt unter der Begleitung eigens dazu bestimmter Personen. Auch werden sie während ihrer Wiedergenesung einige Male zur Tafel gezogen, der ein Arzt beiwohnt. Sobald man nun unzweideutige Beweise ihrer nahen Genesung hat, läßt man den Besuch ihrer Verwandten zu, und zwar um so lieber, wenn sie es selbst wünschen. Der Director ertheilt den Angehörigen eine Einlasskarte, und gegen deren Vorzeigung ist es ihnen erlaubt, ihre Reconvalescenten, unter Beisein eines Wärters, in dem eigens dazu bestimmten Sprachzimmer zu besuchen. Sobald die Heilung des Irren durch eine drei Monate lang fortgesetzte Beobachtung bestätigt ist, gibt man ihn seinen Verwandten mit einem schriftlichen Zeugniß seiner Herstellung zurück. Will ein Verwandter den Irren vor oder während der Reconvalescenz aus der Anstalt zu sich nehmen, so wird er jenem Angehörigen übergeben, der ihn in die Anstalt brachte; allein im Falle einer Verschlimmerung seiner Geisteszerrüttung wird er nicht mehr aufgenommen.

Verspfllegung der Irren. Jeder Irre erhält täglich 30 Unzen Brod, auf dreimal abgetheilt, eine Portion Früh, eine Mittags, die andere Abends, Mittags zwei warme Gerichte, eine Suppe und Rindfleisch, Abends eine gekochte Speise, oder Salat und eine Portion Käse oder Obst. Die gewöhnliche Suppe für eine Person besteht aus $3\frac{1}{4}$ Unzen eingekochter Mehlspeise oder Reis, oder $6\frac{1}{4}$ Unzen Maccaroni, oder in einer Kräutersuppe. Fünfmal die Woche erhalten die Irren 5 Unzen Fleisch, Dienstag und Freitag aber statt desselben eine Suppe mit $7\frac{1}{2}$ Unzen Maccaroni und geriebenem Käse, Hülsenfrüchten, Kartoffeln oder eine Grünspeise mit Del gekocht. Abends erhalten sie im Winter 4 Unzen Polenta, im Sommer aber Salat. Ueberhaupt läßt man keinen Tag vergehen, ohne ihnen Pflanzenkost vorzusetzen, um sie gegen den Ausbruch des Scorbutus zu schützen. Zum Getränke gestattet man ihnen etwas Wein, da sie größtentheils von Kindheit daran gewohnt sind.

Die zahlenden Irren erhalten zur Sommerszeit Gersten- oder Cichorienkaffee zum Frühstück mit Brod und Zucker; im Winter auch mit Milch; Mittags drei warme Gerichte, Suppe, gesottenes Fleisch und noch eine Fleischspeise, endlich frisches oder getrocknetes Obst, Abends zwei Speisen, Salat oder Maccaroni, Fische, oder statt derselben Eier und Früchte; Brod von bestem Gebäcke erhalten sie so viel, als jeder wünscht, Wein von besserer Qualität, jedoch nicht mehr als die übrigen Irren. Dies ist die allgemeine Speisenordnung; es versteht sich jedoch von selbst, daß die Aerzte sie nicht als eine unveränderliche Norm betrachten, sondern im einzelnen Falle so weit davon abweichen, als ihnen nöthig scheint.

Miscellen.

— (Albinos-Familie.) Herr Dr. Samuel Marcy theilt einige interessante Details über eine Albinos-Familie, Namens Humphreys, in der Grafschaft des Vorgebirges May (Nordamerika) mit. Die Eltern dieser

Familie, schöne Muster der afrikanischen Race, sind geboren und erzogen in genannter Grafschaft, und haben stets in Bezug auf Thätigkeit und gute Sitten eines, bei den Negern ihrer Nachbarschaft selten vorkommenden Rufes genossen. Von ihren sechs Kindern boten drei die Züge, den Charakter und die Farbe der afrikanischen Race dar, während die drei andern Albinos waren. Ihre zwei ersten Kinder waren schwarz, alsdann kamen nach einander zwei Mädchen als Albinos, hierauf ein schwarzes Mädchen, und endlich ein Knabe als Albinos. Die Mutter leitete die Farbe ihres ersten Albinos-Kindes von einem Falle ab, welchen sie erlitten, als sie in ihrer Schwangerschaft auf einer alten weißen Stute geritten. Sie war sehr tief über die Geburt dieses Kindes betrübt, verbarg es vor Jedermann, und gab sich alle mögliche Mühe, um dasselbe schwarz zu färben. Stets mit dem Loose dieses Kindes in ihrem Gedanken beschäftigt, kam sie mit einem zweiten Albinos nieder, und ihre erste Frage nach der Entbindung war, von welcher Farbe dasselbe sei. Die Geburt dieses zweiten weißen Kindes söhnte sie mit ihrem speculativen Manne aus, welcher bei dem ersten Kinde sehr betrübt war, indem von diesem Augenblicke an von allen Seiten, vorzüglich aus Philadelphia, Neugierige herbeiströmten. Die Familie beschloß mit beiden Kindern mehrere Städte Nordamerika's zu besuchen, allein müde der spöttischen Bemerkungen, zu denen sie Veranlassung gaben, gingen sie wieder in die Heimat, wo sie bald mit einem dritten Albinos gesegnet wurden. Aus der Beschreibung, welche Herr Dr. M a r c y von diesen Albinos entwirft, ergibt sich Folgendes: Die Kinder haben die wohlgebildeten Züge, wie man sie bei Negern findet, einen platten, breiten Fuß, dicke Lippen, breite Nase, wolliges Haar, eine außerordentlich feine und durchsichtige Haut, blaue Augen, eine von einem feinen Ring umgebene Hornhaut von Pfirsichblütenfarbe, die Pupille von einem gleichfarbigen Ringe umgeben, welches ihren Augen einen ganz sonderbaren Anstrich gibt; lebhaftes Licht ist ihnen unangenehm und veranlaßt sie, die Augen mit der Hand zu bedecken, ihre Haare sind frisirt und gleichen gekämmter Wolle der Farbe nach, Augenbraunen und Wimpern sind eben so beschaffen. Die Kinder sind voll Geist, thätig und munter.

— In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 9. November verlangte Herr B e l a u g e r, daß die Akademie über eine, von ihm eingesandte Abhandlung, worin er den Beweis führe, daß die Tollwuth dem Menschen nicht mitgetheilt, noch auch von ihm auf Andere übertragen werden könne, Bericht erstatte. Die Herren M a g e n d i e und S e r r e s widersetzten sich diesem Verlangen des Herrn B e l a n g e r, da die Mittheilung der Wuth längst erwiesen sei.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 5. Donnerstag, den 16. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Dipsaden. — Pillen. — Schönes jährliches Einkommen eines Protomebicus (Hofarztes). — Miscellen.

Die Dipsaden.

(Eine Allegorie.)

Ich ging mit einem meiner Freunde vor wenigen Tagen in einen jener Tanzsäle, wo eine Galoppe so manche Lunge zerrüttet, wo ein kalter Trunk bei erhitztem Körper so manchem jungen Leben auf immer ein Ende macht. Wir konnten nicht umhin, über den Leichtsinns so mancher Eltern zu seufzen, die, ohne Arges zu ahnen, ja oft in der Absicht, die Freude ihrer lieben Kinder nicht zu stören, sie so ganz sich selbst überlassen, und sich väterlich freuen, wenn auf das liebe Töchterchen für jeden kommenden Walzer schon in Vorhinein von recht vielen Seiten pränummerirt wird. „Die Unglücklichen,“ sagte mein Freund, „wenn diese Wüthen doch nur die Dipsaden beherzigen möchten!“ — „Die Dipsaden,“ fragte ich, „was sind das für Dinge? und was haben diese mit den Tanzsälen zu thun?“ — „Das sollen Sie ein anderes Mal erfahren,“ sagte mein Freund, „heute wollen wir lieber beobachten. Auch ist das Ding mit den Dipsaden eine Allegorie, die einer weitläufigen Erklärung bedarf, und dazu haben wir heute keine Zeit. — Doch, was sage ich, unterbrach er sich selbst, die beste Erklärung ist ja der Saal, in welchem wir uns jetzt befinden.“ Nachdem er dieses gesagt, gab er mir hierüber folgenden Aufschluß*).

»Der ganze Süden von Libyen stellt eine ungeheure, öde Fläche ohne Gras, ohne Baum, sogar ohne Tropfen Wasser dar. Nur hie und da sieht man in einer Vertiefung etwas Regenwasser angesammelt, das übrigens

*) Die Daten zu dieser Allegorie sind dem Lucian entnommen. Der Verf.

schlammig, übelriechend, und auch für den Durstigen nicht trinkbar ist. Diese Gegend ist gänzlich unbewohnt, die erstickende, den Feuerflammen ähnliche Luft und der durchglühte Sand machen jeden Zugang unmöglich. Die einzigen Bewohner sind die Garamanten, ein leicht gekleidetes, bewegliches Volk, das in Zelten wohnt, meist von der Jagd lebt. Wenn sie in der Wüste jagen wollen, so warten sie hierzu die Regenzeit um die Winter-Sonnenwende ab, wo die größte Hitze abgekühlt, der Sand etwas angefeuchtet, und die Gegend einigermaßen zugänglich ist. Sie jagen alsdann wilde Esel, Strauße, hauptsächlich Affen, zuweilen auch Elefanten. Dies sind die einzigen Thiergattungen, welche in der wasserarmen Sandwüste ausbauen und das Ungemach der stehenden Sonnenhitze in die Länge ertragen können.

„Sobald ihre mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt sind, nehmen auch die Garamanten eilig ihren Rückzug, aus Furcht, über den in Kurzem wieder glühend werdenden Sand nur mit Mühe, oder gar nicht kommen zu können, und alsdann, wie in einem Jagdneße gefangen, sammt ihrer Beute umzukommen. Denn wenn die Sonne die Feuchtigkeit aufsaugt, und der plötzlich austrocknende Boden auf's Neue erglüht — wo alsdann durch die feuchten Dünste die schwüle Hitze um so unerträglicher wird —, so ist an kein Fortkommen zu denken.“

„Ich verstehe noch immer nicht,“ sagte ich, „was dies mit den Dipsaden zu thun hat.“

„Alles bis jetzt Gesagte,“ fuhr mein Freund fort, „die Hitze, die Trockenheit, die Unmöglichkeit, irgend ein Mittel des Unterhalts auf diesem Boden zu finden — ist nur eine Kleinigkeit gegen eine ganz eigenthümliche Plage dieser Gegend, welche darin besteht, daß sie von einer Unzahl mannigfaltiger und seltsam gestalteter Kriechthiere (Reptilien), als da sind: Vipern, Ottern, Hornschlangen, Scorpione u. s. w., bevölkert wird, gegen deren Gift es kein Mittel gibt. Das furchtbarste Gewürm aber, welches diese Sandwüste nährt, ist die Dipsade (Durstschlange), deren Größe nicht bedeutend und deren Gestalt wenig von der Otter verschieden ist. Ihr Biß ist heftig, und bringt ein verdicktes Gift in die Wunde, welches im Augenblicke unausstehliche Schmerzen verursacht. Die Wunde entzündet sich und theilt dem Körper eine so furchtbare Hitze mit, daß die Gebissenen brüllen, als ob sie auf einem brennenden Holzstoß lägen. Das schrecklichste Leiden aber, das die Unglücklichen quält und verzehrt, ist der unbeschreibliche Durst, wovon die Schlange auch ihren Namen hat. Und das Seltsamste ist: je mehr sie trinken, desto brennender wird ihre Begierde darnach. „Man könnte,“ sagt Lucian, „diesen Durst nicht löschen, auch wenn man ihnen alles Wasser des Nilß und der Donau zu trinken böte;

vielmehr entzündet alles Maß die Hitze auf's Neue, es ist, als ob man Del in's Feuer göße.“ — Ein Reisender, der auf der Reise von Libyen nach Egypten an der großen Syrte — Golfo di Sidra — vorbeigekommen, fand (so erzählt die Sage!) ganz nahe am Ufer, fast unmittelbar an der Brandung, ein Grabmahl nebst einem Leichenstein, auf welchem die Todesart eines Mannes vorgestellt war, der durch den Biß einer solchen Dipsade gestorben ist. Es war nämlich ein Mann auf dieser Denksäule ausgehauen, der dem Tantalus gleicht. Er steht im Wasser und schöpft mit der Hand, um zu trinken; eine Durstschlange hat sich um seinen Fuß geringelt und sich fest hineingebissen; viele Weiber laufen mit Wasserkrügen herbei, die sie über ihn ausgießen. Zur Seite liegen einige Straußeneier, wie die Garamanten auf ihren Jagden sie auffuchen. Die Grabchrift lautet:

„Tantalus' Qualen sind dies fürwahr. Des brennenden Giftes
Blut in den Adern — sie löscht nimmer ein labendes Raß;
Solch ein Gefäß erfüllten nicht Danaus' Töchter, sie trugen
| Wasserstuten herzu, doch mit vergeblicher Müß.“

„Die Straußeneier werden von den Bewohnern der Wüste mit großem Fleiße gesammelt. Sie dienen ihnen nicht bloß zur Nahrung, sondern ihre hohlen Schalen lassen sich auch zu Trinkgeschirren und andern Gefäßen benützen. Neben diesen Eiern also lauert die Dipsade, und so wie sich ein Mensch nähert, kriecht sie aus dem Sande hervor, und beißt den Unglücklichen. —

„Bedarf es noch einer näheren Erklärung?“ fragte mein Freund. „Soll ich Ihnen zeigen, wie die Durstschlangen auch hier so manches Opfer hinrafft?“ — „Ich finde,“ sagte ich, „noch viele andere Aehnlichkeiten in dieser Sage mit dem, was um uns hier vorgeht. Doch hievon wollen wir morgen sprechen.“ —

Dr. Beer.

W i l l e n .

(Früh und Abendseinstück.)

„Liebe,“ sagt ein stoischer Philosoph, „um der schönen Gestalt willen, wird bald vergessen und ist nicht viel anders als Verrücktheit. Sie verwirrt die Gedanken, verderbt edle und hohe Gesinnungen, und zieht von großen Entschlüssen zu den niedrigsten herab. Sie macht den Menschen unzufrieden, leidenschaftlich, unbesonnen, hart im Gebieten und sklavisch-schmeichelnd, unfähig zu Allem — am Ende zur Liebe selbst.“

* * *

Was der Dichter Jul. Montanus von den Versen des Virgil gesagt, das sollten unsere asterärztlichen Dilettanten von den Mitteln sagen, die sie in den Büchern der Aerzte lesen. Montanus sagte nämlich: er möchte aus

dem Virgil Manches fehlen, wenn er sich auch seinen Vortrag, seine Miene und seine Geberden denken könnte. Denn die nämlichen Verse klingen gut, wenn jener sie vortrage — ohne ihn aber seien sie ohne Leben — wie stumm!

* * *

Mit Unrecht werden bloß alte Leute — Kinder genannt. Wir sind Alle Kinder, und nur mit dem Unterschied, daß unsere Spiele in's Große gehen.

* * *

Es ist mehr werth, wenn man wenige Lehren der Weisheit inne hat — diese aber stets in Bereitschaft hat und im Gebrauch sind, als wenn man zwar Vieles gelernt, es aber nicht zur Hand hat. Das Heilsame muß uns ungesucht in den Sinn kommen.

* * *

Viele Menschen bringt das Glück durch die Gewährung ihrer Wünsche in Leidenschaft. Wenige Eroberer gab es, deren befriedigte Herrschlust sie nicht zu Plänen weiterer Ausdehnung — und endlich zu ihrem Sturze geführt hätte.

* * *

Es überfallen einen jeden von uns oft plötzlich mitten in der edelsten Geistesstimmung böse, tadelnswerthe Gedanken — sie sollen nicht bloß zurückgewiesen werden, sondern uns zum Beweise unserer Schwäche dienen.

* * *

Wer kleine Siege über sich selbst für zu gering achtet, wird ein Sklave der Gewohnheit und der Trägheit. Ist sind kleine Schwächen schwerer zu besiegen, weil wir sie für zu gering achten und für deren Bekämpfung uns zu wenig ermannen.

* * *

Wüste mancher edle Mensch, der Neigung zur Satyre hat, wie er durch ein Witzwort vielleicht alle Hoffnungen eines Menschen zerstört — er würde über seinen Witz vielleicht mehr Reue fühlen, als über die größte Sünde. Spott ist oft wie ein vergifteter Pfeil — wenn er auch nur leicht ritzt, — er greift doch den Betroffenen an der Wurzel des Lebens.

(Wird fortgesetzt.)

Schönes jährliches Einkommen eines Protomedicus (Hofarztes).

Von Hammer-Purgstall.

Unter den vielen großen Ärzten der Chalifen des Hauses der Beni Omeije und Beni Abbas zeichnet sich besonders die Familie Bacht-Jeschue als die an Ärzten fruchtbare arabische Asclepiaden aus; sie waren syrische Christen, in ihrer Muttersprache heißt ihr Familiennamen: Diener Jesus, und auf arabisch wurden sie Abdol Mesih, d. i. Diener des Messias, genannt. Unter allen aedelepiadischen Familien des Chalifates (es gab deren mehrere von verschiedenen Religionen, sowohl Christen und Juden als Moslimen), wie die Familien Taifuri, Maseweih u. s. w., zählt die der Bacht Jeschue die meisten großen Ärzte, nämlich nicht weniger als sieben, von denen Kurt Sprengel in seiner Geschichte der Arzneikunde nur vier (aus Abulferadsch) dem Namen nach

kennt, deren ausführliche Lebensbeschreibungen sich aber in den höchst schätzbaren Biographien arabischer Aerzte von Ibe Dschabiye befinden, von welchen die kaiserliche Hofbibliothek eine herrliche, aus der Verlassenschaft Behd schet Efendi's, des gelehrten Protomedicus weiland Sultan Mahmud's II., erstandene Handschrift besitzt. Um auf das Interesse dieser Lebensbeschreibungen aufmerksam zu machen, folgt hier aus der Gabriels Bacht Jeschue III., des größten und berühmtesten Arztes dieser Familie, der Ausweis der von ihm als Hofarzt Harum Raschid's bezogenen ordentlichen Besoldung und anderer regelmäßiger Einkünfte. Gabriel, der Sohn Bacht Jeschue's II., der Enkel von Dschordschis's, d. i. Georgius Bacht Jeschue I., trat in die Fußstapfen seines Vaters und Großvaters, welche beide große Aerzte; der letzte war vom Chalifen Mansur, dem zweiten Herrscher des Hauses Abbas von Dschind Schabur, wo er dem großen Spital vorstand, als der Chalife im Jahre 148 (765) erkrankte, an den Hof nach Bagdad berufen worden. Sein Sohn Bacht Jeschue II. hatte nach der Abreise seines Vaters die Leitung des Spitals zu Dschind Schabur übernommen, und kam, als der Chalife Hadi (der zweite Nachfolger Mansur's) in seine letzte Krankheit verfiel, nach Hof. Hadi hatte seine Hofärzte Abu Koreisch Isa, Taifuri und Daud, den Sohn Serapions, zur Berathung versammelt, und auf ihre Erklärung, daß sie ihm nicht zu helfen vermöchten, ihre Hinrichtung befohlen, aber der Oberstkämmerer Nebii vollzog den Befehl nicht und sandte um Bacht Jeschue, den berühmten Arzt am Flusse Sorsar; Hadi war vor der Ankunft Bacht Jeschue's gestorben, und dieser kehrte zurück, da die Eifersucht des Hofarztes Abu Koreisch ihm am Hofe zu bleiben verwehrte; im folgenden Jahre berief ihn aber Harun durch seinen Wesir Jahja, den Sohn Chald's, den Barmegiden, und ernannte ihn zum Protomedicus. Bacht Jeschue II. hinterließ einen Auszug der Pandecten seines Vaters Dschordschis's und das Buch der Denkwürdigkeiten für seinen Sohn Gabriel. Diesen hatte er dem Chalifen anempfohlen, als Dschaafer der Barmegide im Jahre 175 d. H. (791) erkrankt, in drei Tagen vom Gabriel wieder hergestellt worden war; so hatte er auch Jahdl, den Sohn Nebii's, den Wesir, und unter dem Chalifate Mamun den Wesir Hasan Ben Sehl geheilt. Im Jahre 205 (820) setzte ihn Mamun zur Ruhe, indem er seine Stelle dessen Eidame Michael verließ; fünf Jahre hernach, als Mamun in eine Krankheit verfiel, in welcher ihn weder Michael, noch Isac und Johannes, die Söhne Maseweck's, herzustellen vermochten, ward Gabriel abermal berufen, er heilte den Chalifen binnen drei Tagen. Als Mamun im Jahre 213 (828) wider die Griechen auszog, erkrankte Gabriel tödtlich und empfahl auf seinem Todtbette seinen Sohn Bacht Jeschue III. zu seinem Nachfolger als Protomedicus. In der Verlassenschaft des Letzten fand sich der folgende Ausweis von der Hand des Secretärs Gabriels mit des Letzten eigenhändigen Bemerkungen.

Seine monatliche Besoldung betrug zehntausend, und also jährlich hundert zwanzigtausend Dirhem, d. i. (da der Dirhem beiläufig einen Zwanziger werth) 60,000 fl., welche er durch drei und zwanzig Jahre bezog. Als Deputat an Lebensmitteln (Musul) monatlich fünftausend, also jährlich sechzigtausend Dirhem, d. i. 20,000 fl.; als Festgeschenk am 1. Moharrem, d. i. zum neuen Jahre, fünfzigtausend und Kleider ebenfalls im Werthe von fünfzigtausend, zusammen hundert

tausend Dirhem, d. i. 33,333 $\frac{1}{3}$, zusammen also 113,333 $\frac{1}{3}$ fl.; außerdem noch die folgenden regelmäßigen Zuflüsse. Alle Jahr beim Eintritt der Fasten der Christen von denselben ein Geschenk von fünfzigtausend Dirhem, am Palmsonntage gestreifte Kleider, Zucker und Salz im Werthe von zehntausend Dirhem, zu Ostern fünfzigtausend Dirhem in Barem und Kleider im Werthe von zehntausend, zweimal des Jahrs für die Aderlaß des Chalifen, jedesmal fünfzigtausend Dirhem, zweimal des Jahrs, wo der Chalife regelmäßig Purgirmittel nahm, jedesmal fünfzigtausend Dirhem; von den Herren und Frauen des Hofes jährlich an Barem viermalhunderttausend, an Kleidern, Pferden und Spezereien hunderttausend, zusammen fünfmalhunderttausend Dirhem. Die Summe der jährlichen Geschenke betrug also achtmalshundert zwanzigtausend Dirhem oder 273,333 $\frac{1}{3}$ fl., welche zu den obigen 113,333 $\frac{1}{3}$ addirt, die Summe von 386,666 $\frac{2}{3}$ fl. geben. Außer diesen jährlichen Besoldungs- und Festgeldern bezog er von dem Kornwerth seiner Güter zu Dschind Schabur, Susa, Basra und der Umgegend jährlich achtmalshunderttausend Dirhem, an Pachtgeldern siebenmalhunderttausend, und von den Barmegiden eine jährliche Pension von zwei Millionen viermalhunderttausend Dirhem, nämlich von Jahja, dem Sohne Chalid's, sechsmaalhunderttausend, von Dschaaser, dem Sohne Jahja's, eine Million und zweimalhunderttausend, von Fadhil, dem Sohne Jahja's, sechsmaalhunderttausend, durch die dreizehn Jahre, die er denselben als Arzt diente, die außerordentlichen Geschenke nicht eingerechnet. Die Einkünfte seiner Ländereien und die der Barmegiden machen die Summe von drei Millionen neunmalhunderttausend Dirhem, d. i. 1,300,000 fl., welche zu der obigen Summe addirt ein jährliches Einkommen von 1,686,666 $\frac{2}{3}$ fl. betragen; ein schönes Einkommen eines Protomedicus (Hofarztes).

Miscellen.

— (Augenentzündung der belgischen Armee.) In der Sitzung der medizinischen Akademie zu Paris vom 26. November las Herr Bourvier einen Bericht über eine von Herrn Caffé eingesendete Abhandlung über die in der belgischen Armee herrschend gewesene Augenentzündung. Letzterer nämlich hatte sich, einem Auftrage des Handelsministers zu Folge, im Jahre 1838 nach Belgien, Holland und Preußen begeben, und auf eigene Kosten alle Städte, wo und in deren Nähe sich Besatzungen, Spitäler, Feldlager oder Depots für Militär befinden, besucht, um über die belgische Augenentzündung möglichst genaue Erkundigungen einzuziehen. Unterstützt von den belgischen Ärzten, die ihm ihre Beobachtungen mittheilten, und mit Benützung der über diesen Gegenstand schon bekannt gemachten, so wie seiner eigenen Erfahrungen, ist es Herrn Caffé gelungen, ausführliche und, wie er sie nennt, positive Resultate über diese Krankheit zu gewinnen. Dieselbe hatte sich, seinem Berichte zu Folge, schon im Jahre 1814 gezeigt. Allein erst im Jahre 1830, wo so viele Truppenbewegungen Statt fanden, fing sie mit großer Heftigkeit zu wüthen an, so zwar, daß sie jeden achten Soldaten, und in manchem Regimente sogar die Hälfte ergriff. Es sollen mehr als hunderttausend Individuen von derselben seit ihrem Erscheinen befallen worden sein, unter welchen eine beträchtliche Anzahl daran erblindete und hiedurch dem Staate zur Last fiel. Um diese Geißel zu bekäm-

pfen, ernannte die belgische Regierung eine permanente, aus Professoren und praktischen Aerzten zusammengesetzte Commission. Ueberdies ließ sie auf ihre Kosten berühmte Augenärzte aus andern großen Städten kommen; allein ungeachtet ihrer und der Bemühungen ausgezeichnetener, zur Hilfe herbeigerufener Aerzte, war das Uebel noch nicht zerstört, so daß man im Jahre 1838 in einer Armee von 50,000 Mann beiläufig 5000 Augenranke zählte. Eine große Anzahl von Soldaten erblindete, und es waren noch wenig Anzeigen von dem baldigen Aufhören der Epidemie. Eine so schwere, so ausgebreitete und so nahe an Frankreichs Grenzen herrschende Seuche sollte natürlich die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich ziehen; allein sie hatte bis zur genannten Zeit, wie der Berichterstatter sagt, keine Maßregeln ergriffen, um das Uebel an Ort und Stelle zu studieren, und um die Mittel zu erforschen, welche, falls dasselbe die französischen Grenzen überschritte, die Fortschritte desselben zu hemmen geeignet wären. Herr Caffé gibt in seinem Bericht eine genaue Charakteristik dieser Krankheit, deren Ursache und Art der Verbreitung seit zwanzig Jahren zu vielen Erörterungen und zu einer Menge von Schriften Anlaß gaben; Da die letzteren in Frankreich meistens, nach Herrn Caffé's Meinung, unbekannt blieben, so gibt derselbe eine detaillirte Uebersicht aller diesfalls ausgesprochenen Ansichten, und obwohl er sich zu Gunsten der ansteckenden Natur dieser Krankheit erklärt, so führt er dennoch auch die Gründe der entgegengesetzten Partei an. Gleichzeitig gibt er die ihm am geeignetsten scheinenden Maßregeln zur Verhütung dieser Krankheit an, und schließt seinen Bericht mit lehrreichen statistischen Untersuchungen über die Erzeugnisse, die Bevölkerung, die Sterblichkeit in Belgien, über die Natur der Verbrechen, die daselbst häufiger vorkommen; endlich über die Mineralwässer und andere Verhältnisse dieses Landes, welche geeignet sind, daselbe, so wie dessen Bewohner näher kennen zu lernen. Dieser Bericht des Herrn Caffé gab in der Pariser »Academie de Médecine« Veranlassung zu einer sehr interessanten Discussion über diesen Gegenstand, welcher seit Jahren die Aufmerksamkeit der größten Ophthalmologen Europa's in Anspruch nahm.

— (Zur Statistik Belgiens.) Herr Dr. Schön in Hamburg theilt in der Berliner »Central-Zeitung« mehrere interessante Bemerkungen mit, welche sich auf die medizinische Statistik von Belgien beziehen, und welche der genannte Arzt einem, vom Herrn K. Henschling bekannt gemachten Werke: »Essai sur la statistique générale de la Belgique composé sur des documens publics et particuliers,« Bruxelles 1838, entlehnt. Demselben zu Folge muß das Klima von Belgien zu den veränderlichen, mit einer Neigung, den excessiven Klimaten sich anzureihen, gerechnet werden. Im Allgemeinen ist die Luft in den Gebirgsgegenden frisch und trocken, in den Ebenen feucht und neblig. Der Hennegau, die Landstriche von Nemur und Luxemburg scheinen die gesündesten Provinzen des Königreichs zu sein, während die beiden Flandern das Gegentheil hiervon darbieten. Im Winter führen die Seewinde den Provinzen Antwerpen und Flandern eine kalte und ungesunde Temperatur zu, und der Einfluß der Polder gibt jährlich zur Entstehung gefährlicher Fieber Veranlassung. Der Boden der Belgier ist der Feuchtigkeit sehr unterworfen. Der Winter, oder vielmehr die Regenzeit, ist oft sehr

frühzeitig und zieht sich lange hin, der November und April sind fast immer regnichte Monate. Die mittlere Lebensdauer des Menschen, welche in Belgien vor dem Jahre 1789 auf 28 Jahre festgestellt werden konnte, ist heutzutage in Folge des wohlthätigen Einflusses der Kuhpocken-Zimpfung und eines vermehrten Wohlstandes auf 31 Jahre zu rechnen. Das Verhältniß der Geisteskranken zur Bevölkerung in Belgien verhält sich wie 1:100 und das der Tobsüchtigen zu den andern Irren wie 1:5. In dem Zeitraum von 1809—1823 ist ein Geisteskranker von 362 gestorben, und es scheint, daß von 10 Geisteskranken, die in Behandlung kommen, nur einer geheilt wird. Unter den Mineralquellen des genannten Landes haben bekanntlich die zu Spa einen europäischen Ruf, sie werden jedes Jahr von 2—3000 Fremden besucht. Zu den übrigen häufigen besuchten Heilquellen gehören die zu Chaudfontaine, die von Tongres und endlich die von Marimont in Hennegau, letztere mit einer Temperatur von 48° F. Jede nur etwas bedeutende Stadt in Belgien, ja selbst einige Gemeinden auf dem Lande, haben Hospitien für alte Leute, und Spitäler, wo dürftige Kranke unentgeltlich behandelt werden. Die Mehrzahl dieser Anstalten wird von den Gemeinden erhalten, die übrigen sind von Privatleuten gegründet. Irrenhäuser gibt es eine große Anzahl. Auch hat Belgien eine Menge Findel- und Waisenhäuser.

— Der „London and Paris Observer“ vom 10. November theilt über die glückliche Entdeckung des Dr. Turnbull in Bezug auf Heilung von Gehörkrankheiten Folgendes mit: „Dr. Turnbull hat nun seine Entdeckung so weit vervollständigt, daß er nicht nur gewöhnliche Fälle von Taubheit heilt, sondern auch Leute, die taubstumm geboren sind, wenn nur kein organischer Fehler des Ohres dabei Statt findet! Kürzlich fand eine öffentliche Probe Statt. Personen von jedem Alter und aus verschiedenen Theilen des Landes waren anwesend, die von Kindheit an taubstumm, oder seit mehreren Jahren taub gewesen, und deren Gehör wieder hergestellt worden, oder in besserer Heilung befindlich war. Sehr interessant war es, wie Leute, die taubstumm geboren waren, zu sprechen versuchten. Mehrere hatten in wenigen Wochen solche Fortschritte gemacht, daß sie die gewöhnlichsten Worte mit merkwürdiger Deutlichkeit aussprechen konnten.“

— Nächstens erscheint vom Herrn Malsaigne der erste Band einer sehr schönen Ausgabe von „Ambroise Paré“ mit historischen und kritischen Anmerkungen und mit einer Einleitung über die Geschichte der Chirurgie des Mittelalters vom VI. bis zum XVI. Jahrhundert.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Migoth'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhy) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 6.

Montag, den 20. Jänner 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Zur Geschichte von Eger-Franzensbad. — Miscellen.

Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien.

(Vom April 1838 — December 1839.)

In der am 2. Jänner 1840 abgehaltenen Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien hielt Herr Dr. Zink einen ausführlichen Vortrag über die Einrichtung und bisherigen Leistungen des orthopädischen Instituts, welchem derselbe seit dem Jahre 1838 vorsteht, so wie über die Grundsätze, nach welchen die Behandlung daselbst geleitet wurde. Da dieser Gegenstand für Eltern und Erzieher von höchster Wichtigkeit ist, und wir bis jetzt diesem Zweige der physischen Erziehung unsere größte Aufmerksamkeit zugewendet haben: so hielten wir eine ausführliche Mittheilung dieses eben erwähnten Vortrages im Interesse unserer Leser, und entnehmen daher demselben folgende, auf obgenanntes Institut Bezug habende Mittheilungen.

Vorliebe für das Studium der Orthopädie, die Gelegenheit, auswärtige orthopädische Anstalten kennen zu lernen, und günstige Beobachtungen in diesem Zweige der Heilkunde weckten im Herrn Berichterstatter schon vor langer Zeit den Wunsch, eine orthopädische Anstalt und Gymnastik in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zu gründen. Der Beifall mehrerer ausgezeichneten und erfahrener Herren Aerzte, die das dringende Bedürfniß einer solchen Anstalt in Wien längst erkannt hatten, bestimmten denselben, den lange genährten Gedanken in's Leben treten zu lassen. — Nachdem nun ein hierzu vollkommen geeignetes Locale in der Alservorstadt Nr. 157 aufgefunden, und die Errichtung eines gymnastisch-orthopädischen

Institut von der hohen Landesstelle bewilligt worden war, schritt Herr Dr. Zink ungesäumt zur möglichst vollständigen Ausstattung desselben nach den besten Mustern des Auslandes. — In dem von allen Seiten gegen lästige Neugierde geschützten schönen Garten wurden drei Übungsplätze für die Gymnastik eingerichtet, wovon einer zu jeder Stunde des Tages im Sommer Schatten hat. Für den Fall, daß schlechtes Wetter eintritt, und für die Winterzeit wurde ein großer, schöner Saal mit den nöthigen Vorrichtungen dazu versehen. — Die Wohnzimmer des in der Mitte des Gartens befindlichen Hauses wurden mit Allem, was zur orthopädischen Behandlung nothwendig ist, ausgestattet, so wie auch ein Badhaus eingerichtet, in welchem zu jeder Jahreszeit Tropf- und Douchebäder, so wie auch Bannenbäder, angewendet werden können, welche zugleich mit einer Vorrichtung zum Schwimmen für kleinere Kinder versehen sind. Zur ungesäumten Verrichtung der nöthigen Bandagen, Betten und Maschinen wurde eine eigene Werkstatt eingerichtet, und ein geübter chirurgisch-orthopädischer Maschinist und Gymnastiker angestellt. Im Uebrigen wurde das Institut von seinem Beginne bis zu seinem gegenwärtigen Momente so geordnet und geleitet, daß die dem Institute anvertrauten Pfleglinge in einem Familienbunde leben, und so wenig als möglich die im väterlichen Hause genossene Erziehung, Liebe und Pflege vermissen, und auch den ihrem Alter und geistigen Kräften angemessenen Unterricht erhalten. — In diesem, seit dem Monate April 1838 eröffneten Institute kamen bis Ende December 1839, sonach in einem Zeitraume von 21 Monaten, zur ärztlichen Untersuchung und Berathung 430 Individuen. Hiervon theils als Pfleglinge im Hause, theils als Ambulanten zur orthopädischen Behandlung 119. Darunter waren: a) mit Verkrümmungen des Rückgrathes 56; b) mit Deformitäten und Contracturen der Gliedmaßen 14; c) mit der Anlage zur Bleichsucht- und Scrophelkrankheit 16; d) mit Halbblähmung und allgemeiner Muskelschwäche 5; e) zur Bekräftigung, naturgemäßen Entwicklung und Beförderung des mit dem Alter nicht vorgeschrittenen Wachsthums jugendlicher Individuen 28. — Die größte Zahl der zur Berathung, so wie zur orthopädischen Behandlung gekommenen Individuen waren mit Verkrümmungen des Rückgrathes behaftet, und weiblichen Geschlechtes, so daß sich die Zahl der Letzteren zu der vom männlichen Geschlechte verhält, wie 22 : 1. Von den stärksten Verkrümmungen des Rückgrathes wurden zu verschiedenen Zeiten im Verlaufe der Behandlung Gypsabdrücke genommen, um mittelst Vergleichen den Erfolg erheben zu können. Vom günstigen Erfolge war die mit Ausdauer und Consequenz durchgeführte ortho-

päbische Behandlung im hiesigen Institute in mehreren Fällen gegen die Art der seitlichen Verkrümmung, welche unter dem Namen Sigmoidea bekannt ist. Obgleich diese Art der seitlichen Verkrümmung bereits von vielen Aerzten beschrieben worden ist, so ist doch das ursächliche Verhältniß derselben noch nicht hinlänglich bekannt. „Ich hatte,“ sagt Herr Dr. Zink, „schon in früherer Zeit während meiner Anstellung zu Fulnek in Mähren oft mit dieser eigenthümlichen seitlichen Verkrümmung bei Kindern zu thun, welche übrigens als vollkommen gesund erkannt wurden, und von gesunden Eltern abstammten; allein durch die Beobachtung solcher Kinder bei Tag und Nacht im hiesigen Institute bin ich erst jetzt in den Stand gesetzt worden, über das für die Heilung und Verhütung höchst wichtige ursächliche Verhältniß derselben genügende Auskunft geben zu können, und finde mich zu diesem Endzwecke veranlaßt, ein genaues Bild derselben zu entwerfen.“ — Ihr Entstehen wird in der Regel zwischen dem fünften und achten Lebensjahre in der Gegend des dritten und sechsten Rückenwirbels bemerkbar, und die noch schwache Ausbeugung des Rückgrathes nimmt die Richtung von der verticalen Linie abweichend gegen das rechte — sehr selten gegen das linke Schulterblatt. Untersucht man in diesem Zeitraum den Zustand des Körpers recht genau, so bemerkt man bei übrigens vollkommenem Gesundheitszustande ein Vorwalten in der Ernährung, einer, meistens der ganzen rechten Seite, so daß selbst die Knochengebilde, insbesondere aber das betreffende Schulterblatt mehr Masse zu haben scheint, als das andere. In Folge dieses, ursprünglich keineswegs krankhaften Zustandes äußern solche Kinder eine unwiderstehliche, auch durch die sorgfältigsten Ermahnungen von Seite der Eltern und Erzieher nicht zu bezwingende Neigung, sich während des Schlafes, beim Gehen und Sitzen gegen die schwächere Seite zu hängen, so wie auch die der stärkeren Seite entsprechende Hand vorzugsweise bei allen Beschäftigungen zu verwenden, die einen stärkern Kraftaufwand erfordern.

Nach Herrn Dr. Zink's wiederholten Beobachtungen ist es nun vorzüglich die gekrümmte Lage des Körpers während des Schlafes, also wenigstens während eines Dritttheils der Lebenszeit im kindlichen Alter, — wo der Kopf gegen eine, meistens die linke Seite des Körpers geneigt, und somit diese Seite des Brustkorbes herabgedrückt wird. In dieser Lage athmen die Kinder gleichsam nur mit einer Lunge vollständig, die Muskeln des Rumpfes, welche zur Respiration beitragen, sind also während dieser Zeit in einer einseitig vorwaltenden Thätigkeit, und ihre Antagonisten nehmen einen nur sehr geringen Antheil an der Erweiterung des Brustkastens beim Athmen. Unter solchen Verhältnissen

entsteht nun auch allmählig die erste Ausbeugung der Rückenwirbel, und zwar allezeit in der Art, daß die Convexität der Krümmung der Insertion derjenigen Muskeln des Rumpfes entspricht, die bei der einseitigen Respiration vorwaltend thätig sind. In den meisten Fällen wird dieser Zeitraum des Entstehens gänzlich übersehen, und erst die in kürzerer oder längerer Zeit nachfolgende, der obern Ausweichung entgegengesetzte, in den untern Rückenwirbeln und obern Lendenwirbeln bemerkt, die das Schiefstehen der Hüften und die scheinbare Verkürzung eines Fußes zur Folge hat, und wenigstens in dieser Art der seitlichen Verkümmung von einigen Aerzten fälschlich für die primäre Krümmung gehalten wird. — Bemerkenswerth ist bei der hier in Rede stehenden seitlichen Verkümmung, daß sie vorzugsweise bei Kindern aus der wohlhabenden und höheren Klasse, und da wieder ungleich öfter bei Mädchen als bei Knaben im höheren Grade ausgebildet vorkommt.

Hiervon ist nun wohl unstreitig der Erziehungszwang, und insbesondere das anhaltende Sitzen, als Ursache zu beschuldigen, durch den jene ursprünglich bloß als Anlage zu betrachtende, einseitig stärkere Entwicklung und Ernährung, welche man bei der Mehrzahl der Menschen bemerkt, zur Deformität gesteigert wird. Hinsichtlich der Heilbarkeit läßt sich einigermassen mit Sicherheit bestimmen, daß diese Deformität des Rückgrathes, wenn sie in ihrem Entstehen erkannt und zweckmäßig behandelt wird, heilbar — aber auch nur so lange noch vollkommen heilbar ist, als sich die seitliche Verkümmung noch nicht von dem Einflusse des Muskelsystems losgesagt hat. So lange sich indessen noch die Rückenwirbel in der horizontalen Lage des Körpers in ihre normale Richtung bringen lassen, ist auch noch eine sehr beträchtliche Verbesserung möglich, wenn man sich nicht bloß auf die gymnastischen Uebungen verläßt, sondern die mechanische Hilfe in der Zwischenzeit und insbesondere während der Nacht nicht versäumt. Das Lebensalter kann also in diesen Fällen nicht zur Richtschnur für die Voraussage der Heilbarkeit dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, im Jänner 1840.

In der am 2. Jänner 1840 stattgefundenen Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte liest der Secretär, Herr Dr. Czermak, das Resumé der in der letztfrüheren Versammlung vorgekommenen Gegenstände.

Hierauf hielt Herr Med. Dr. Köstler, von der k. k. Landesregierung bestellter Arzt zu Eger-Franzensbad, über letztgenannten Kurplatz einen, besonders in naturhistorischer Beziehung interessanten Vortrag. Da derselbe einen sehr reichen Beitrag zur Geschichte dieses Kurortes bildet, und wir demselben einen

eigenen Artikel in unierem Blatte widmen wollen, so übergehen wir hier den näheren Verhalt desselben, und bemerken nur, daß Herr Prof. Dr. Czermak hierbei Veranlassung nahm, einige Resultate seiner mikroskopischen Beobachtungen über Infusorien, aus denen der Rieselguhr besteht, mitzutheilen.

Herr kais. Rath und Prof. Wagner trug den Fall einer radicalen Heilung des rechten krummen Schenkels mittelst einer sogenannten gegliederten, doppelgabligen Kniespreiße bei einem fünfjährigen Kinde vor, und machte auf eine vom Hof- und Kunstdrechsler, Herrn Demel, hierbei angebrachte Verbesserung dieser Vorrichtung die Gesellschaft aufmerksam, wodurch die ganze Vorrichtung an Festigkeit und Dauerhaftigkeit gewinnt. Endlich fordert derselbe die Mitglieder der Gesellschaft auf, in vorkommenden Fällen von dieser Kniespreiße Gebrauch zu machen, um die Ansicht des Herrn Prof. und Dr. Fritsch zu Prag über die Zweckmäßigkeit derselben näher zu bekräftigen, in welchem Falle das wichtige Resultat gewonnen würde, daß bei jungen Individuen die Verkrümmung der Hüfte im Kniegelenke aufhören würde: 1) eine unheilbare Krankheit und 2) ein unbedingtes Hinderniß der Assentirung zu den Feldkriegsdiensten zu sein.

Hierauf theilte Herr Reg. Rath und Protomedicus Dr. Krolz die Witterungs- und Krankheitsconstitution vom Monate November 1839 mit. Auch in diesem Monate bestand der gastrisch-dynamische Charakter fort, Typhus und gastrische Fieber kamen häufig vor, ein Mangel an Reaction der Naturheilskraft, so wie die Neigung zu Recidiven, bestanden fort. Erst gegen Ende des Monats zeigten sich einige Hals- und Lungenentzündungen. Blattern, so wie Scharlach, kamen noch immer häufiger vor, und die Wechselfieber hatten nicht selten Wassersucht zur Folge; die häufig eintretenden Diarrhöen verzögerten nicht selten die Heilung. Im Gebärdhause war der Gesundheitszustand günstiger, im Findelhause kamen häufig Diarrhöen vor. Im Irrenhause war die Sterblichkeit bedeutend größer. Die Zahl der in diesem Monate überhaupt Erkrankten war größer, die der Todten um 5 Personen weniger. Die Zahl der im Monate November in Wien Verstorbenen betrug 606 Männer und 587 Weiber, zusammen 1193, worunter 231 Knaben und 210 Mädchen unter einem Jahre.

Hierauf hielt Herr Dr. Zink, Vorsteher des hiesigen orthopädischen Institutes, einen Vortrag, worin er über die Leistungen des orthopädischen Instituts in Wien vom 1. April 1838 bis Ende December 1839 Bericht erstattete. Da wir über diese Leistungen in diesem Blatte schon einen eigenen Artikel mittheilten, so bemerken wir nur, daß Herr Dr. Zink am Ende seines Vortrages den Wunsch ausdrückte, daß nicht nur ein orthopädisches Institut in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates bestehe, sondern daß, wenn dasselbe keiner Anstalt im Auslande nachsehen soll, die Beachtung nicht nur der praktischen Aerzte, sondern auch anderer Menschenfreunde und besonders hochgestellter Männer, erfordert, welche diesen höchst wichtigen Gegenstand zur Kenntniß der hohen Staatsverwaltung bringen, und daß es nur hiedurch möglich werde, die wohlthuernde Wirksamkeit solcher Institute auch auf die unbemittelte Menschenklasse ausdehnen, und hiedurch verhüten zu können, daß sie dem Staate nicht als Krüppel zur Last fallen.

Vor Ende der Sitzung wünschte der Präsident, Herr Dr. Malfatti von Montereggio, der Gesellschaft Glück zu dem für dieselbe höchst ehrenvollen und erfreulichen Ereignisse, daß Se. Excellenz der Herr Staats- und Conferenz-

Minister Graf von Kollowrat=Liebsteinski das Protectorat der k. k. Gesellschaft der Aerzte anzunehmen die hohe Gnade hatten.

Zur Geschichte von Eger-Franzensbad *).

Zu Bezug der Benennung dieses Kurortes hält Herr Dr. Köstler für wichtig, auf folgenden, öfters statthabenden Irrthum früher aufmerksam zu machen, daß nämlich so häufig von in- und ausländischen Aerzten Eger als ein Kurort für sich, Franzensbad als ein zweiter und Franzensbrunn als ein dritter für sich bestehender angesehen wird. Der Grund hievon liegt darin, daß seit dem Jahre 1542, wo Kasper Prusch in seinem Werke die Franzensquelle als Sauerbrunn beschreibt, viele Abhandlungen bis zum Anfange dieses Jahrhunderts über die hiesigen Mineralquellen erschienen, wo selbe als Eger Wasser, Eger Sauerbrunn beschrieben stehen, indem das Mineralwasser von dem Orte, wo es entquillt, in die eine Stunde davon entfernte Stadt Eger für die Kurgäste zum Trinken und Baden getragen wurde, daher auch als Eger Wasser durch beinahe dritthalbhundert Jahre bekannt und berühmt war. Im Jahre 1793 wurde aber an dem Orte, wo die Mineralquellen selbst entspringen, eine eigene Kolonie gegründet, und zu Ehren des hochseligen Kaisers Franz — Franzensbad, und die hier entspringende Hauptquelle Franzensbrunn genannt. Seit dieser Zeit wurde dieser Kurort als Franzensbad beschrieben, und so trifft es sich, daß die hiesigen Mineralquellen auch in den neuen Werken über Bäder im Allgemeinen entweder unter dem Namen Eger oder Franzensbad, auch Franzensbrunn aufgeführt sind. Dr. Köstler glaubt daher durch die Benennung Eger-Franzensbad für diesen Kurort am ehesten Mißverständnissen zu begegnen, und hat auch diese Benennung bei der Herausgabe einer Monographie über die in diesem Kurorte neu in's Leben getretene Wiesnquelle beibehalten.

An dem Orte, wo vor 47 Jahren die Mineralquellen ihr Wasser noch in einen öden Moor ergossen, erhebt sich jetzt der Kurplatz, von fünf großen Straßen gebildet, welche von den schönsten Alleen durchzogen und von den herrlichsten Park- und Gartenanlagen in ihrem ganzen Umkreise eingeschlossen sind. Ueber den Quellen stehen kolossale Tempel, und die geschmackvollsten Kolonnaden dienen als Wandelbahnen, so daß Eger-Franzensbad als einer der schönsten Kurorte auftritt.

Als medizinische Anstalten befinden sich hier: Ein großes Badehaus für Mineralwasser- und Moorbäder, ein eigenes für die Gas- oder Luftbäder, und ein drittes Badehaus ist blos für Mineral-Moorbäder im Baue begriffen, da das frühere nicht mehr ausreichte; eben so ist hier ein Civil-Badehospital für arme aus- und inländische Kranke. Nebst diesen öffentlichen Badeanstalten sind in jedem einzelnen Privathause wohl eingerichtete Bäder, welches besonders bei sehr schwächlichen

*) Wir entnehmen obenfolgende Mittheilungen einem Vortrage, welcher am 2. Jänner 1840 in der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien von dem Herrn Dr. Lorenz Köstler, von der k. k. Landesregierung bestelltem Arzte zu Eger-Franzensbad, über den eben genannten Kurort in naturhistorisch-medizinischer Hinsicht gehalten wurde.

Patienten und bei schlechter Witterung von einem für diesen Kurort nicht zu verkennenden Vortheil ist.

In Bezug der Bildung des hiesigen Mineralsalzmoors bemerkt Dr. Köstler, daß die hier entspringenden Mineralquellen, welche in Mitte einer ausgedehnten Moorfläche hervortreten, und von dem diese Fläche in seinem ganzen Umkreise einschließenden Gebirgsring gegen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden entfernt liegen, in diesem Falle ein Abweichen von dem Entspringen der meisten Mineralquellen zeigen.

Dr. Köstler hatte Gelegenheit, bei einer in letzter Zeit unternommenen Reise die sehr interessante Aehnlichkeit der einzelnen Kurorte in Hinsicht der sie zunächst umgebenden Gebirgsformation zu beobachten, und führt namentlich die zwischen den böhmischen Gebirgen, dem Harz, den Röhngebirgen, dem Taunusgebirge, den Vogesen, Appeninen und Alpen statthabenden Aehnlichkeiten an, so wie er auf das Erscheinen beinahe aller Mineralquellen am Fuße eines Berges oder ganzen Gebirgszuges aufmerksam macht.

In Bezugnahme dieser Analogie des Hervortretens der meisten Mineralquellen, zu denen von Eger-Franzensbad, welche von dem Fuße des Gebirges entfernt aus der Fläche einer Mineralmoorlage entspringen, die sich von Westen nach Osten 1 Stunde erstreckt und $\frac{1}{4}$ Stunde in die Breite zieht, schließt Dr. Köstler, daß auch hier die Mineralquellen in der Nähe eines Berggehanges hervortreten, die jetzige Fläche früher eine andere Gestalt hatte, und eine später gebildete sei, welche Ansicht derselbe mit folgenden Gründen belegt.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e n .

— In seinen im Auslande mitgetheilten „Erinnerungen aus Persien“ bemerkte Baron Korf, daß die persischen Aerzte alle Krankheiten in hitzige und kalte, und in Folge dessen auch die Speisen in erhitzende und kühlende eintheilen. Diese Unterscheidungen sind aber oft merkwürdig genug. Ein Hahn z. B. ist eine erhitzende, eine Henne aber eine kühlende Speise. Der Wein ist ein Arzneimittel, und das Gesetz des Propheten gestattet ihn anzuwenden in Krankheitsfällen, wenn der Arzt ihn verschreibt, als ein Mittel zur Heilung. Die rohen Begriffe der Perser von der Kunst Aeskulaps sind, nach Baron Korf, die Ursache, daß eine Menge europäische Charlatane sich in Persien aufhalten und sich für Aerzte ausgeben. Recht possierlich ist in dieser Beziehung folgende Anekdote: Während Korf's Aufenthalt in Tebris lebte dort ein Deutscher, der auf den Einfall kam, Bier zu brauen. Wegen des schlechten und daher keinen Absatz findenden Bieres jedoch stand der arme Mann in Gefahr, Hungers zu sterben. Er kam jedoch auf den Einfall, ein Doctor zu werden. Mit einem alten Kästchen voll Messer, Scheren, Zangen und mit einigen Gläsern voll Arzneien versehen, begab er sich auf den Marsch, trat in das Haus eines kranken Persers, den er kannte, und bot seine Dienste an. Der Kranke, der ihn als einen schlechten Bierbrauer kannte, zweifelte an seiner Kunst, Krankheiten zu heilen, und erklärte, er werde nicht eher von ihm Arznei nehmen, als bis er selbst eben so viel davon einnehmen würde. Was war zu machen? Da der Perser auf dieser Bedingung bestand, so verschluckte jener früher die seinem

Kranken zugebachte Dossé — Glaubersalz. Nach einigen Tagen kam der Doctor-Bierbrauer zu Baron Kors, bleich und erschöpft von der Wirkung des Heilmittels, und zeigte ihm an, er sei im Dienste des Schach angestellt als Arzt bei dem Bataillon von Karadag. Der gute Mann war früher Kosarj in Frankfurt gewesen.

— (Bezoarsteine.) Dieses bei uns jetzt fast ganz in Verruf gekommene Arzneimittel hat noch in Nord-Afrika einen hohen Werth. Man nennt sie auch Schlangensteine, weil sie gegen den Biß giftiger Thiere als Mittel gerühmt werden. Dem Reisenden Davidson bot man drei derselben zum Verkaufe an, wofür bereits 22 Ducaten — eine große Summe für einen Mauren — geboten worden. Man erhält sie gewöhnlich von einer Antilopenart, Mhor genannt; in der Mandingosprache heißen diese Steine: Selsü.

— (Elektrische Fische.) Es ist auffallend, daß die Thiere, bei denen man eine entschiedene elektrische Eigenschaft bemerkt, alle im Wasser leben, während sich nie etwas Aehnliches bei denen in der Luft gezeigt hat. Das Organ, bei dem im elektrischen Fische die Elektrizität sich erzeugt, nimmt einen großen Theil seines Körpers ein. Bei dem Zitterfisch Raja ist es doppelte, und befindet sich auf beiden Seiten der Hauptgräte. Es besteht aus einer Zusammenstellung kleiner Säulen, gebildet aus dünnen häutigen Platten und dazwischen befindlichen Zellen, die eine Flüssigkeit enthalten. Diese Organe bilden fast den ganzen Körper des Fisches, nehmen seine ganze Dicke ein, und sind nur von der obern und untern Seite allein von der Haut bedeckt. Die elektrische Kraft dieser Fische steht im Verhältnisse mit ihrer Nervenkraft. Auf die elektrische Wirkung folgt unmittelbar eine Schwäche, und nur nachdem man den Zitterfisch durch häufige elektrische Entladungen geschwächt, kann man sich seiner bemächtigen. Hat er einige Zeit der Ruhe genossen, so stellt sich auch seine elektrische Kraft wieder her, die durch den Einfluß der Wärme noch mehr befördert werden kann.

— (Stiefeln aus Gummielasticum.) Der Fabrikant Modot, in der Choiseul-Galerie Nr. 33 in Paris, verfertigt seit einiger Zeit, mit Hilfe einer chemischen Zubereitung, Schuhe und Halbstiefeln von Gummielasticum. Sie sind so dünn, daß man mit Bequemlichkeit andere Schuhe oder Stiefeln darüber anziehen kann, und bewahren den Fuß eben sowohl gegen Frost als gegen Feuchtigkeit. Es gibt auch dickere mit Sohlen und Doppelsonnen verfehene Schuhe u. von demselben Stoffe, deren man sich als Ueberschuhe bedienen kann. Diese neue Fußbekleidung ist ohne alle Naht und ohne Nägel. Sie ist undurchdringlich oder je nachdem man sie verlangt, und dauert wenigstens eben so lange, als ein Paar gewöhnlicher Stiefeln oder Schuhe.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 7. Donnerstag, den 23. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien. — Zur Geschichte von Eger-Franzensbad. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Die Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Instituts in Wien.

(Beschluß.)

Der Heilplan wird, den individuellen Verhältnissen gemäß, für jedes Individuum besonders entworfen. Nebst einer zweckmäßigen Diät, dem Genuß der freien Luft und Beschäftigungen, die dem Heilzwecke nicht entgegen treten, werden allgemeine und spezielle gymnastische Uebungen dreimal des Tages wiederholt, jedesmal bis zur leichten Ermüdung fortgesetzt, und dadurch die Bekräftigung des gesammten Organismus, so wie die vorzugsweise Bethätigung einzelner, in der Entwicklung zurückstehender Muskelpartien beabsichtigt. Zu den wirksamsten Hilfsmitteln gegen die seitliche Verkümmung gehören aber, laut der im hiesigen Institute gemachten Beobachtungen, die speziellen Flexionen (wozu besondere Vorrichtungen sowohl bei der Gymnastik, als auch in den Betten getroffen werden), dann das geregelte tägliche Absingen der Scala und das wiederholte tiefe Einathmen*), wodurch der Brustkorb von Innen nach Außen erweitert, und im eigentlichen Sinne unmittelbar

*) Dies Absingen der Scala, so wie das wiederholte tiefe Einathmen, wurde vom Herrn Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach, der seit vielen Jahren der praktischen Orthopädie mit besonderer Vorliebe seine volle Aufmerksamkeit widmete, zum Behufe der Verhütung der seitlichen Verkümmung mit dem besten Erfolge angewendet, und derselbe war es zunächst, welcher auf den wohlthätigen Erfolg dieser einfachen, aber in ihrer individualisirten Anwendung so wirksamen Mittel aufmerksam machte.

dahin gewirkt wird, wo der Fehler ist, nämlich auf die Muskeln des Rumpfes, die zur Respiration beitragen. Die ausgezeichnete vortheilhafte Wirkung des geregelten Abingens der Scala und des wiederholten tiefen Einathmens bestätigt die hier aufgestellte Theorie über das Entstehen der verkehrt S-förmigen seitlichen Verkrümmung, welche von höchster Wichtigkeit für die Therapie, und besonders für die Prophylaxis ist. — Nebst diesem werden Schwimmübungen und, wenn diese nicht zulässig sind, Regenbäder, Douchebäder, Einreibungen und das Massiren zu Hilfe genommen. Ganz besonders aber wird auf die zweckmäßige Lage des Körpers während des Schlafes streng gesehen, und das ist eine der schwierigsten Aufgaben, weil sie eine beständige Wachsamkeit des Wartungspersonales, und dieses wieder eine Ueberwachung erfordert. — Es läßt sich hieraus im Vorübergehen entnehmen, warum an sich heilbare seitliche Verkrümmungen dieser Art in der Privatpraxis und auch in orthopädischen Heilanstalten oft nicht geheilt werden, wenn auch am Tage die zweckmäßigsten gymnastischen Uebungen angewendet werden, weil die momentane gute Einwirkung davon in der Nacht durch die gekrümmte Lage des Körpers und einseitige Respiration mehrfach wieder verloren geht. Ohne Zweifel sind aus dieser Ursache die gewöhnlichen Schwimmübungen sehr selten im Stande, dem Fortschreiten der einmal entstandenen seitlichen Verkrümmung Einhalt zu thun; so wie man überhaupt zu viel davon erwartet, und nicht selten den wichtigsten Zeitpunkt damit verliert. Die oben angeführte, mit Beharrlichkeit im hiesigen Institute bei Tag und Nacht durchgeführte Behandlung hatte bei 13 Individuen einen unbestreitbaren guten Erfolg. Weniger günstig ist der Erfolg der orthopädischen Heilversuche in den Fällen gewesen, wo die Verkrümmung des Rückgrathes der traurige Nachlaß eines bereits erloschenen anderweitigen Krankheitsprocesses, vorzüglich nach langwierigem Krampfhusten und wiederholten Katarren, war. Herr Dr. Zink gibt die Erkennungsmomente, wodurch sich die verschiedenen Arten von einander unterscheiden, für Aerzte näher an, und bemerkt hierauf, daß die orthopädische Behandlung dieser Individuen um so größere Vorsicht erfordert, als nicht selten denselben eigenthümliche, nur dem Arzte erkennbare Krankheitszustände zu Grunde liegen, bei welchen die Heilversuche durch Gymnastik sogar nachtheilig werden. Nicht so gefährlich, aber um so schwerer zu beseitigen sind die Verkrümmungen des Rückgrathes, welche als Produkte der englischen Krankheit und Stropheln vorkommen; jedoch ohne guten Erfolg ist die vorsichtige gymnastisch-orthopädische Behandlung auch bei diesen nicht, wenn die Grundkrankheit bereits erloschen ist. Die wohlthätige Wirkung der vorsichtigen gymnastisch-orthopädischen Behandlung

zeigte sich bei diesen Individuen mehrmal in kurzer Zeit, so daß die nämlichen Kinder, die bei ihrem Eintritte in das Institut kaum einige Schritte gehen konnten, ohne durch ein beängstigendes Herzklopfen und kurzes Athmen gehindert zu werden, allmählig die schwersten gymnastischen Uebungen mit Lust und Leichtigkeit machen, wovon Berichterstatter gegenwärtig mehrere Beispiele aufweisen kann. Sehr auffallend ist dabei die wohlthätige Veränderung ihres Gemüthszustandes; denn bei den meisten kehrt die verlorne kindliche Heiterkeit zurück, um so mehr, wenn ihrem körperlichen Uebel durch mechanische Hilfe wenigstens einigermaßen abgeholfen werden kann, was in den meisten Fällen thunlich ist. Wenn nun auch Individuen mit seitlicher Krümmung, die sich bereits von dem Einflusse des Muskelsystems isolirt hatten, mit mehreren Krümmungen oder mit Achsenwendung verbunden, aus den entferntesten Provinzen der Monarchie in das Institut kamen, und deshalb aufgenommen werden mußten, wenn diese auch keiner vollkommenen Herstellung mehr fähig waren, so hatten sie sich doch durch den Aufenthalt im Institut einen — man kann wohl mit Recht sagen — großen Gewinn erbeutet. Die blühende Gesichtsfarbe, der regelmäßige Schlaf und Verdauung, das bei den Meisten bemerkbare Wachsthum und die wiederkehrende jugendliche Heiterkeit waren thatsächliche Beweise, daß dem Lebensprozesse aus seiner Verarmung an Kraft geholfen worden, und endlich wurde doch selbst in den desperatsten Fällen die Gestalt verbessert und durch mechanische Hilfe das Unglück erträglicher gemacht. „Ich habe,“ sagt der Berichterstatter, „seit der Leitung des orthopädischen Instituts die Erfahrung gemacht, daß der orthopädische Arzt durch die besonderen Umstände, die bei verschiedenen Individuen vorkommen, zur Selbsterfindung besonderer Mittel geleitet wird, wie dies meine Maschinenbetten beweisen, wovon eines mit einer Vorrichtung zu gymnastischen Uebungen für Schwache nach überstandener schweren Krankheit, ein anderes mit einer Art Hängematte, und die meisten mit verschiedenen elastischen Zügen versehen sind, wozu ich kein Vorbild hatte.“

Im Verlaufe seines Berichtes spricht Herr Dr. Zink von jenen Rückgrathsverkrümmungen, die ihr Entstehen äußeren Gewaltthätigkeiten verdanken. Diese nehmen in der Regel die Form der Rückwärtskrümmung (Cyphosis), und nur selten die der Vorwärtskrümmung (Lordosis) an. In manchen Fällen dieser Art konnte man nicht zweifeln, daß die schädliche Gewalt gleich bei der Geburt durch ein rohes Eingreifen der Hebamme Statt gefunden hatte; die meisten aber sind Folge des unzureichlichen Tragens und anhaltenden Sitzens solcher Kinder, deren Kopf unverhältnißmäßig groß und schwer, und deren

Rückgrath schwach ist. — Dem Entstehen der letzteren Verkrümmung könnte um so leichter vorgebeugt werden, als sie, einmal entstanden, zu beseitigen ist. — Unter den Leistungen des orthopädischen Instituts verdienen nun ferner auch die guten Erfolge besonders hervorgehoben zu werden, welche sich in mehreren Fällen gegen die Halbblähmung der Gliedmassen nachweisen lassen*). — Von erwiesenem Nutzen ist auch die zweckmäßige Anwendung der Gymnastik gegen die Anlage zur Bleichsucht gewesen, wovon besonders drei Individuen gänzlich befreit und gesund entlassen wurden, bei denen sich schon eine deutliche Verkrümmung der Rückensäule in Folge der allgemeinen Muskelschwäche bemerkbar machte. Eben so legitimirte sich die Gymnastik als Heilmittel gegen die Anlage zur Skrophelkrankheit in mehreren Fällen so auffallend, das man in kurzer Zeit eine gänzliche wohlthätige Umänderung in ihrem Gesundheitszustande wahrnehmen konnte.

„Wenn man,“ heißt es ferner im Berichte, »die Zahl der Opfer betrachtet, die der Skrophelkrankheit fallen, die wie eine Pest im Stillen von einer Generation zur andern schleicht; wenn man beobachtet hat, wie unterschieden sich Bewegungen in reiner, freier Luft gegen das Uebel beweisen, so muß man wünschen, daß die nach ärztlichen Prinzipien geleitete und mit andern Heilmitteln verbundene Gymnastik zur Entfernung der so furchtbaren Skrophelkrankheit öfter als bisher in Anwendung gebracht werden möchte. Die gymnastischen Uebungen hatten endlich auch meistens guten Erfolg dort, wo es sich darum handelte, dem zurückgebliebenen, mit dem Lebensalter nicht gleichmäßig vorschreitenden Wachsthum und der Entwicklung des Körpers nachzuhelfen, so wie die allgemeine und theilweise Schwäche des Muskelsystems zu bekämpfen.“

Von den Erfolgen der Behandlung des schiefen Halses, des Spitz- und Klumpfußes, des Kniebohnens und der Contracturen der Hände, behielt sich Herr Dr. Zink vor, der Gesellschaft späterhin einen vollständigen Bericht zu erstatten.

„Wenn man,“ heißt es am Schlusse dieses interessanten Vortrages, »ohne Vorurtheil die Resultate betrachtet, welche die Orthopädie seit der Zeit im Auslande geliefert hat, seitdem sie von Aerzten wissenschaftlich bearbeitet und physiologischen und therapeutischen Grundsätzen untergeordnet worden ist; wenn man ferner erwägt, was die vereinte Kunst und Wissenschaft in einem vollkommen ausgestatteten orthopädischen Institute leisten kann, in welchem das Zusammenwirken aller im Gebiete der Heilkunde vorhandenen Hilfsmittel möglichst, und dem Arzte

*) Zur Bekräftigung des oben Gesagten theilt der Berichterfasser mehrere im Institute bewirkte glückliche Heilungen mit.

ein freies Wirken gegönnt ist, so kann man wohl nicht umhin, im Interesse der großen Zahl solcher Unglücklichen, die auch hier der orthopädischen Hilfe bedürftigen, so wie im Interesse der Wissenschaft, zu wünschen, daß nicht nur ein orthopädisches Institut in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates bestehe, sondern auch, daß es hinsichtlich seiner Wirksamkeit keiner Anstalt dieser Art im Auslande nachstehe (wozu es Gottlob keinesfalls hier an wissenschaftlichen Kräften mangelt). — Eine solche gemeinnützige Anstalt erfordert aber die Beachtung nicht nur der praktischen Aerzte, sondern auch anderer Menschenfreunde und insbesondere hochgestellter Männer, welche diesen höchst wichtigen Gegenstand zur Kenntniß der höheren Staatsverwaltung bringen; denn nur die im Auslande den orthopädischen Instituten zu Theil werdende Unterstützung *) macht es möglich, daß sich die Wirksamkeit derselben auch auf die minder bemittelte Menschenklasse ausdehnen kann, bei der sich die beträchtlichste Anzahl solcher Unglücklichen befindet, deren heilbare Gebrechen sie wegen Mangel an zweckmäßiger Hilfe zu lebenslänglichen, sich selbst, ihrer Familie und dem Staate zur Last fallenden Krüppeln stempeln. Ein orthopädisches Institut ist aber auch noch in anderer Beziehung der höheren Berücksichtigung werth, weil nämlich in demselben der Fortpflanzung solcher Gebrechen vorgebeugt werden kann, die mächtig in das Schicksal nicht bloß einzelner Familien, sondern in das Loos der künftigen Generationen eingreifen, wie das offenbar durch die sich immer mehr ausbreitenden Verkrümmungen des Rückgrathes und der Skrophelsucht beim weiblichen Geschlechte der Fall ist, deren Gebrechen dieser Art sicherlich nicht gleichgiltig für die Nachkommenschaft sein können, sondern sich vielmehr multiplicirend verbreiten.

»Der höchst wichtige Zweig der Heilkunde, der den Namen Orthopädie führt, ist leider bis auf unsere Zeit größtentheils in den Händen der Maschinisten und anderer unheilkundiger Mechaniker gewesen, welche nur die in die Augen fallende Außenseite anderweitiger Körperleiden oft auf gewaltsame Weise zu bekämpfen suchten. Die den Gebrechen meistens zum Grunde liegenden, entweder noch bestehenden oder schon erloschenen Krankheitsprozesse im Innern des Organismus sind von verschiedener Natur und müssen bei der Behandlung berücksichtigt werden. Diese zu erkennen, ist aber keine Aufgabe für Maschinisten und Gymnastiker, sondern erfordert gründliche ärztliche Kenntnisse. Die Orthopädie hat daher, seitdem sich gebildete Aerzte damit befassen, unstreitig eine edlere Gestalt und ein geisti-

*) Z. B. die orthopädische Anstalt in Kannstadt, die in Dessau und Würzburg. — In Paris wurde Guérin und Bouvier durch namhafte Preise von der königlichen Akademie der Wissenschaften unterstützt.

ges Leben erhalten, das uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt, wie dieses die gründliche Heilung solcher Gebrechen klar beweiset, von denen Lord Byron, Walter Scott, Fürst Talleyrand nicht befreiet werden konnten, weil man zu ihrer Zeit die Mittel und Wege dazu noch nicht kannte.“

Zur Geschichte von Eger-Franzensbad.

(B e s c h l u ß.)

Aus den Untersuchungen eines Goethe, Heinrich Cotta, Grafen Kaspar von Sternberg ergibt sich, daß der Kammerbühl, welcher ein $\frac{1}{4}$ Stunde von dem Kurorte entfernter, kleiner, für sich frei aus der Fläche hervorsteigender Berg ist, durch einen früher thätig gewesenen Vulcan erzeugt wurde, dessen Eruptionen aber unter dem Wasser Statt hatten. Aus diesem, so wie aus der ganzen Formation der Gebirge, welche den Thalkessel, in dem Eger und sein Kurort Franzensbad liegt, gleich hoch in seinem Umkreis einschließen, geht hervor, daß diese ganze Thalsrunde einstens von einem See bedeckt war, der dann später gegen Osten durchbrach. An der Stelle aber, wo jetzt der, wie früher angegeben, ausgedehnte, auf 10—17 Fuß tief lagernde Moorboden sich befindet, der aus, durch die Mineralsalze zersetztem Torfe besteht, fand ein von Westen nach Osten sich erstreckendes niedriges Thal sich vor, auf dessen Grunde die Mineralquellen ihre Wasser in den über sie dahin fluthenden See ergossen.

Nach Ablauf des Sees wurden in den untersten Theil dieses Thales Thon- und Sandlagen eingeschwemmt, auf welchen sich später Sumpfs- und Wassergewächse bildeten, und wo durch die Beimischung der salz- und eisenhaltigen Wasser, welche die Torfbildung am meisten begünstigen, diese Vegetation am üppigsten emporzuschlug.

Die Torfbildung, auf diese Art unterstützt, füllte nach und nach diese ganze Thalsfläche aus, und erhob sich bis oben an, so daß sie nach Hunderten von Jahren die jetzige Fläche bildete.

Die Mineralwasser und Gase, welche aus den unteren, festeren Gebirgsformationen durch die angeschwemmten Thon- und Sandlagen hervorbrachen, durchströmten stets diese Torfmassen, und bedingten durch ihr stetes Einwirken, besonders durch das Absetzen der Substanzen aus dem Mineralwasser, das Bilden dieses an Salzen so reichen Mineralmoors.

Dr. Köstler zeigt, daß der jetzige Mineralmoor in Hinsicht seines Vorkommens und seiner Natur auch dieser Ansicht seines Entstehens entspreche.

Auf der Oberfläche dieses Moors zeigt sich an mehreren Stellen eine 3—4 Zoll hohe Lage von Kieselguhr, welche graulich-weiße Masse bloß aus den Panzern fossiler Infusorien besteht, und von Prof. Ehrenberg näher beschrieben wurde. —

In diesem Kurorte bieten sich der leidenden Menschheit drei in ihrer Natur verschiedenartige Heilmittel dar: a) die Mineralwasser, b) der Mineralmoor und c) die Mineralgase.

a) Es entspringen in Eger-Franzensbad fünf unter sich verschiedenartige

Mineralquellen. Alle diese sind kalt, krystallhell, stark mouffirend, sehr erfrischend und belebend.

Alle zeichnen sich aus durch einen Reichthum an festen und flüchtigen Bestandtheilen.

Die Wirkung dieser Mineralquellen ist im Allgemeinen der alkalisch-salinischen Stahlwasser gleich, aber hinsichtlich ihrer flüchtigen, belebenden und durchdringenden Wirkung fast die meisten dieser Klasse übertreffend. — Die hiesigen Mineralwasser werden sowohl zu Bädern benützt, als auch frisch von der Quelle getrunken. Von den hiesigen Quellen unterscheiden sich am meisten: 1) die Franzensquelle durch ihren größeren Gehalt an Eisen als eigentliches Stahlwasser. Sie wird getrunken und zu Bädern verwendet, und zeigt sich spezifisch in allen jenen Fällen, wo nach vorhergegangenen Krankheiten, nach Blutverlusten und Kindbetten eine große und allgemeine Schwäche zurück blieb. Eben so zeigt sich selbe als besonders günstig bei Unregelmäßigkeiten der Reinigung in ihren verschiedenen Formen, denen allgemeine oder örtliche Schwäche zu Grunde liegt. Ferner zeigt sich die Franzensquelle vorzüglich günstig bei durch Schwäche bedingten Leiden der Verdauung. 2) Die Salzquelle bei ihrem Reichthum an Kohlensäure und beinahe als eisenfrei, übt ihre besondere Wirkung in den Krankheiten der Schleimhäute, insbesondere bei chronischen Katarthen, Urin- und Steinbeschwerden. 3) Die Wiesenquelle wegen ihres größeren Gehaltes an Glaubersalz bei Obstructionen, mit Schwäche verbunden, insonderheit bei Hämorrhoidal-leiden. 4) Der hiesige Sprudel schließt in seiner Wirkung sich der Wiesenquelle an, ist aber mehr erhitend als selbe, und 5) die Louisenquelle ähnelt der Franzensquelle, und wird blos als Badequelle benützt*).

b) Der Mineralmoor wird zu Mineralmoorbädern verwendet. Die Art der Anwendung ist in Form von Einreibungen, Umschlägen, örtlichen und allgemeinen kühleren oder wärmeren Bädern. Dessen vorzüglichste Wirkung zeigt sich bei rheumatisch-gichtischen Affectionen, Contracturen und Lähmungen, scrophulösen und herpetischen Leiden, mit örtlicher oder allgemeiner Schwäche verbunden.

Das so kräftige Einwirken bei durch Schwäche bedingten Lähmungen wird dadurch erklärlich, wenn man die Reichhaltigkeit dieses Mineralmoors an Salzen bedenkt.

Zu einem Mineralmoorbad sind nöthig 250 Pfund Moor, der früher durch Dampf in eine gleichmäßige, breiige Masse verwandelt wurde; diese Masse zu einem Schlamm-bade enthält nach Radig 27 Pfund, und nach Zembisch's neuester Untersuchung 35 Pfund theils schwefelsaurer, theils salzsaurer und phosphorsaurer Salze, mit Extractiv- und Gärstoff, als blos in Wasser löslicher Theile. Bis jetzt ist kein Moor aufgefunden, der eine ähnliche Quantität an Salzen enthielte.

c) Die Mineralgase, welche aus Kohlensäure und Hydrothiongas bestehen und zu allgemeinen Bädern und Gasdouchen benützt werden, zeigen sich meist günstig bei fehlender Reinigung und stockenden Hämorrhoiden.

*) Alle diese Mineralwasser zu Gzer-Franzensbad werden versandt. Die Füllung und Versendung geschieht unter der Direction des Herrn J. Hecht, und nach einer von diesem in's Leben gerufenen Methode, welche bisher als die entsprechendste anerkannt ist, und von mehreren anderen Kurorten schon nachgeahmt wurde.

Es ist daher leicht einzusehen, wie wichtig dieser Kurort ist, und wie er die allgemeine Aufmerksamkeit verdient, indem so viele und verschiedenartige Mittel die Natur zur Hebung so mancher Leiden dem Menschen hier darbietet.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Herr Dr. Welsch, Badearzt in Kissingen, war in neuerer Zeit bemüht, eine bessere Zubereitung, gleichsam eine Kraftsteigerung (Potenzirung) der dasigen Mineralbäder durch die Benützung des Gases des Solensprudels, das sich in ungeheurer Menge entwickelt, zu erzielen. Er ging nämlich von der Erfahrung aus, daß, so wie von dem Gehalte der Mineralquellen an Kohlensäure die Innigkeit der Mischung ihrer Bestandtheile, ihre belebende Kraft und die Durchdringlichkeit ihrer Wirkung vom Magen aus abhängen, eben so Mineralwässer nach ihrem verhältnißmäßigen Gehalte von Kohlensäure mehr oder weniger schnell und kräftig in Bädern durch die Haut aufgenommen werden. Daher versuchte er ein gewöhnliches Mineralwasserbad mit einem Kohlensäuregasbade zu vereinigen, und somit beider Wirkungen zu erzielen. Die zu solchen Doppelbädern nöthigen Einrichtungen waren bisher sehr einfach, und bestanden nur in den gewöhnlichen, mit Mineralwasser gefüllten Badewannen und einigen mit Kohlensäuregas des Solensprudels gepreßt gefüllten Blechcylindern von ungefähr 16" Länge und 6—8" Breite, die mit einem Hahne versehen waren, durch welchen das Gas ab- und zugelassen wurde. Sobald das Wasserbad bereitet war, ließ Dr. Welsch kurz vor dem Einsteigen des Badenden einen Cylinders auf dem Boden der Badewanne öffnen und so lange hin und her bewegen, bis das damit gesättigte Wasser überschäumte.

Miscelle.

— (Einfluß der Pflanzen auf die Atmosphäre.) Der brittische Naturforscher Dalton hat eine interessante Notiz über die Zersezung der Kohlensäure durch die Pflanzen bekannt gemacht. Seiner Berechnung nach haben während einem Zeitraum von 5000 Jahren die auf der Erde gelebten und gestorbenen Thiere nicht 0,001 Kohlensäure erzeugt, und daß folglich die Mitwirkung der Pflanzen zur Reinigung unserer Atmosphäre vollkommen überflüssig scheine. Er versichert, durch mehrere Experimente gefunden zu haben, daß sich in den warmen Gewächshäusern weder bei Tag noch bei Nacht mehr Kohlensäure befindet, als in der äußern Luft, und dies Ergebnis hat sich ihm durch häufige Wiederholungen derselben Versuche bestätigt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigotschen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 8.

Montag, den 27. Jänner 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die Glasperlen. — Die Opiumesser mit Rücksicht auf Englands Opiumhandel mit China. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Die Glasperlen.

Perlen bedeuten Thränen.

Lessing.

Niemand mehr als der Arzt hat so häufige Gelegenheit, den Menschen, so wie er leidet und lebt, kennen zu lernen, und ihn, wie man zu sagen pflegt, zu durchschauen. Und doch wird kaum ein Stand so oft betrogen als der ärztliche. Zu den Mitteln, wodurch verstellte Kranke den Arzt irre zu führen suchen, gehören unstreitig die Thränen. Würden wir Aerzte den Grad des Schmerzes nach den Thränen bemessen, die mancher Kranke vergießt — wir müßten gar oft nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Kranken übel berathen. Darum erweckt bei dem praktischen Arzt, d. h. dem täglich betrogenen, Nichts mehr Mißtrauen, als häufig ausgeweinte Augen zur Zeit, wo er zur Visite erwartet wird. Man hat mit diesen nicht durchfeuchteten Schnupftüchern freilich nicht immer die böse Absicht, einen Schmerz zu heucheln, den man nicht hat; man will oft nur das Mitleiden des Arztes für wirkliche Schmerzen erwecken, und dessen Kunst zu einer energischen Abhilfe anspornen. Aber nicht selten sind diese naßen Leibeszeigen einstudiert und darauf berechnet, einem Schmerz Glauben zu verschaffen, der gar nicht existirt. Kaum tritt der Doctor ein, so verzieht man die Gesichtsmuskeln, überreizt willkürlich die Thränenendrüse, und das scharfe Salzwasser röthet die blasse Wange. Gewöhnlich wird bei diesem Schauspiel mit um so größerer Kunstfertigkeit agirt, je größer die Zärtlichkeit der Umgebung und die Zahl der Aerzte oder der müßigen Zuschauer sind, die das Bett des Kranken umgeben. Manche gefallen sich in derlei Aufsehen

und Mitleid erregenden Scenen schon deswegen, weil sie an Interesse zu gewinnen glauben. Ihr Spiegel predigt ihnen die falsche Lehre, ein ausgetweintes Gesicht mache sie interessant, gebe ihnen einen schmachtenden Anstrich. Daher ist ihnen jede Gelegenheit, in Thränen auszubrechen, willkommen. Meistens sind es höchst reizbare, delikate, nervenschwache, verzärtelte und von ihrer Umgebung mit besonderer Liebe und Nachsicht behandelte Personen, welche mit diesem Zeichen des Schmerzes so verschwenderisch umgehen. Weh' dem Arzte, der sich gegen derlei affectirte Ausbrüche nervöser Aufregung ungläubig geberdet. Ein feines Zucken irgend eines Gesichtsmuskels, ein Blick, ein Kopfschütteln, ein Achselzucken kann und wird ihm für immer das Vertrauen solcher Personen rauben. Sie bewachen mit Argusaugen jede seiner Bewegungen, und ist er mit ihrem Schmerz nicht einverstanden — meint er etwa gar, es könne mit einer Tasse Thee abgethan sein, so wird ihm die Thür auf ewig versperrt. Da heißt es: »Der Mann hat keine Lebensart, keine Welt, und versteht nicht, mit fein gebildeten Personen umzugehen.« — Oder: »Er ist abgestumpft, phlegmatisch; bis man ihn zum Mitleid bringt, muß man in den letzten Zügen sein.« — Oder: »Er versteht die Krankheit nicht.« — Oder: »Ich glaube, er will die Sache in die Länge ziehen.« — Man könnte noch eine lange Reihe solcher »Oder« aufzählen, womit der Rücken solcher ungläubigen Aerzte schonungslos überworfne wird. Aber es möge das Gesagte hinreichen, um anzudeuten, wie schwer und gefährlich der Kampf ist, den der Arzt mit solchen falschen Thränen zu bestehen hat. Nur der Glaube macht ihn selig! Selig? — Das ist zu viel. Reich, beliebt, gern gesehen, das gebe ich zu — aber selig kaum. Dazu gehört wohl auch ein gutes Gewissen. Ist aber ein gewissenhafter Arzt nicht oft verpflichtet, solchen verstellten Thränen mit Muth und Resignation entgegenzutreten, und den verweinten Gesichtern die Larve abzureißen? Ist er es nicht oft sogar seinem eigenen Rufe schuldig, der Wahrheit ein Zeugniß zu geben, und mit Lear zu sagen: »Von Nichts kommt Nichts?« — Da hast du, lieber Leser, wieder einen kleinen Beitrag zum Märtyrthum des ärztlichen Standes. Er soll seine Ueberzeugung verläugnen; Rezepte verschreiben, wo dem Patienten nichts Anderes fehlt als — ein Schawl; er soll recht mitleidige Gesichter schneiden, wo er sich im Herzen denkt: Ich kenne deine falschen Thränen! — Noch lauter mahnt ihn hier seine Pflicht, wenn es sich um jene Gattung falscher Thränen handelt, die von Personen geweint werden, welche durch die absichtliche Vergrößerung ihres Schmerzes einer Strafe entgehen möchten. Welcher Arzt hätte nicht häufige Gelegenheit, derlei thränenreiche Heuchler zu beobachten. Sie winden und krümmen sich vor Schmerz, die leiseste Berührung bringt ihnen das Wasser in die Augen, und die Verstellung geht so weit,

daß sie die schmerzhaftesten Mittel mit Standhaftigkeit ertragen. Die Erfahrung lehrt, daß der Hunger nicht selten das beste Mittel ist, solche Thränen zu trocknen. Sehen derlei verschmizte Kranke, daß man an die Größe ihres Schmerzes gar zu sehr glaubt, so halten sie anfangs den Arzt für den Betrogenen, lachen in's Häustchen und denken sich: Der versteht auch nicht viel. Nach einigen Tagen jedoch wird ihnen diese künstliche Rolle etwas lästig, der Trieb der Natur erwacht, der Hunger bellt (wie *Horaz* sagt), und mit Schrecken vernehmen solche Kranke, daß ihr Arzt noch immer an ihren Schmerz glaubt. Der Unbefangene hat in solchen Fällen oft die schönste Gelegenheit, die Heilkraft des Hungers in allen ihren Abstufungen zu würdigen, und die interessanten Gegensätze zwischen Thränenrüse und Magen zu beobachten. Die Unverträglichkeit dieser beiden Organe ist daher in der praktischen Medizin ein Lehrsatz, den die Erfahrung täglich bestätigt.

Ich will aber diese Schattenseite des Gemälbdes und die vielfachen Windungen des menschlichen Herzens für heute nicht weiter ausmalen, und verlasse daher das Kapitel von den „verstellten Krankheiten,“ um nur von einem Nachtheile zu sprechen, dem Kranke sich aussetzen, wenn sie, bei wirklich vorhandenem Leiden, sich dem Ausbruche derselben zu sehr überlassen. Man hat die Thränensprache von jeher leider so oft mißbraucht, daß man von ihr das zu sagen in Versuchung kommt, was ein gewandter, unlängst verstorbener Diplomat unseres Jahrhunderts von der Sprache überhaupt gesagt haben soll: daß sie nämlich dazu diene, um das zu verhüllen, was man denkt. Daher setzen sich Personen, die zu viel jammern und weinen, der Gefahr aus, unsern Glauben an ihren Schmerz zu schwächen oder gänzlich zu zerstören. Es ist ein falscher Wahn, wenn sie glauben, daß sie um so mehr Mitleid erregen werden, je mehr Thränen sie vergießen. Sie sollten bedenken, daß für den erfahrenen Zuschauer, besonders für den Arzt, die Thräne nichts weniger als ein sicheres Zeichen des Schmerzes ist. Es bedarf keiner gar tiefen Kenntniß des menschlichen Körpers dazu, um zu wissen, daß dieser Fluß der Augen, dieses Vermögen, leicht zu weinen, gewissen Leibesbeschaffenheiten eigenthümlich ist; daß es dagegen Menschen gibt, denen der heftigste Körper- oder Seelenschmerz keine Thräne ausdrücken kann. Wie falsch müßte daher das Urtheil des Arztes über den Grad des Schmerzes seiner Kranken ausfallen, wenn er für diesen letzteren eine Thränen-Scala annehmen wollte. Gewiß würde es für die praktische Medizin eine höchst nützliche Erfindung sein, wenn es bei den so großen Fortschritten unserer heutigen Chemie dieser Wissenschaft gelingen möchte, durch eine strenge chemische Analyse die Bestandtheile der wahren, d. h. durch Schmerz erpressten, von denen der affectirten Thränen zu unterscheiden.

Vielleicht könnte das Mikroskop hier aushelfen, und dadurch zu den wahrhaft großen Bereicherungen, die ihm die Heilwissenschaft in neuester Zeit verdankt, auch diese hinzufügen. Eine Thräne unter dem Mikroskop untersucht — Welch ein weites Feld für den Forscher, um zu prüfen, ob sie eine wahre oder falsche sei. Aber leider hat es die Wissenschaft bis jetzt noch nicht so weit gebracht. Die armen, praktischen Aerzte sind in dieser Beziehung aller Hilfswissenschaften beraubt, und nur das Wischen Menschenkenntniß muß ihnen hier aushelfen. Aber wie wenig reicht diese aus! Die Thränendrüse ist für den ärztlichen Forscher in ein eben so tiefes Geheimniß gehüllt, als so manche andere Drüse. Daher kann man nicht genug gegen das, was sie ausscheidet, auf seiner Huth sein, damit man ja nicht Glasperlen für echte Perlen zu nehmen in Gefahr komme. Dr. Beer.

Die Opiumesser mit Rücksicht auf Englands Opiumhandel mit China.

(Nach englischen Quellen mitgetheilt von F. C. Weinke.)

Wie häufig der Gebrauch des Opiums als Aufregungs- und Berausungsmittel im Morgenlande ist, dürfte Wenigen unbekannt sein. Die Folgen dieses unnatürlichen Genusses, welcher das Eigenthümliche hat, daß er täglich herrischer wird, und zu seiner Befriedigung tagtäglich größere Dosen dieses entseßlichen Erweiterungsmittels erreicht, sind in Kurzem folgende. Anfänglich theilt er dem ganzen Wesen des Theriak's (wie man die Opiumesser in der Türkei nennt) eine ganz ungewöhnliche Heiterkeit und funkelnde Lebhaftigkeit des Geistes mit, in welcher jedoch ein geübtes Auge bald Unstätigkeit und Verworrenheit der Ideen bemerkt. Dieser Aufregung folgt jedoch eine physische und moralische Abgeschlagenheit, welche kaum ihres Gleichen hat. Bald verliert sich der Appetit gänzlich, die Glieder zittern und magern ab, das Zahnfleisch schwindet, die Zähne starren, ihrer Hülle entkleidet, aus dem Munde heraus, und verleihen hiedurch dem Gesichtsausdrucke des Theriak's etwas wahrhaft Gräuliches. Bald darauf fallen die Haare aus, das Gedächtniß schwindet, und die mumienartig vertrockneten Opfer dieses Genusses sind nicht der geringsten körperlichen noch geistigen Beschäftigung fähig, bevor sie nicht ihre Dosis Opium (welche bei Vielen $\frac{1}{4}$ Loth überschreitet) zu sich genommen haben. Dieses elende Dasein endet meistens ein frühzeitiger Tod, und man hat nur wenige Beispiele von Theriak's, welche über 30 Jahre alt geworden wären.

Dieses sind die Wirkungen des Opiums, wenn es verschluckt wird — eine Genußweise, welche in der Türkei die üblichere ist. In anderen Gegenden Asiens jedoch, ganz besonders aber in China, raucht man das getrocknete Opium gleich dem Tabak aus Pfeifen, und die Folgen davon sind eben so schauerhaft als die des inneren Genusses dieses Giftes. Vor dem Jahre 1796 wurden jährlich etliche hundert Kisten Opium gegen Bezahlung eines Zolles in China eingeführt. Seit dieser Zeit wurden öffentliche Edicte gegen die Einfuhr dieses Artikels erlassen, und doch wurden in kurzer Zeit jährlich an 20,000 Kisten in das Land geschmug-

gelt, welche den Chinesen jährlich gegen 4 Millionen Pfund Sterling kosten. Diese Quantität, von welcher, nach Berechnungen, auf jedes Individuum täglich 20 Gran kommen, wäre schon hinreichend, 3 Millionen Menschen gänzlich zu demoralisiren. Denn wer sich diese traurige Gewohnheit einmal eigen gemacht hat, für den gibt es keinen Rücktritt mehr. An Körper und Geist gänzlich geschwächt, ist er unfähig, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und so erliegt er nicht selten dem dämonischen Drange einer Begierde, welche zu befriedigen ihm die Mittel fehlen. So sieht man in China häufig solche, durch Opiumgenuss an den Bettelstab gebrachte Elende mit gesenktem Haupte an den Opiumläden stehen, in welche sie der herzlose Gifthändler, dem sie ihr ganzes Vermögen darbrachten, nicht einmal eintreten läßt, und so sterben sie nicht selten, von erbitterten Verwandten oder hartherzigen Gläubigern aus ihrer Wohnung getrieben, hilflos auf offener Strafe. Betrachtet man den frühzeitigen, elenden Tod, die häufigen Krankheiten und die Armuth, diese sicheren Folgen des Opiumrauchens in China, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, daß dieses Land jährlich eine Unzahl seiner Bewohner durch dieses unselige Gift verliert. Und doch sieht man trotz dieser fürchterlichen Masse von Elend und Sterblichkeit, daß der Handel mit der Ursache derselben tagtäglich zunimmt. Folgende Thatsachen, welche wir dem Werke eines englischen Geistlichen, des Herrn Thellwall, über den überschriftlichen Gegenstand entnehmen, werden geeignet sein, zu beweisen, daß, wenn die Chinesen Jahrhunderte in Kunst, Wissenschaft, Literatur und Religion hinter uns zurück sind, sie dennoch durch den Verkehr mit den Europäern keineswegs ihrer Aufklärung theilhaftig, oder zur Annahme ihrer Religion bewogen werden können, eben weil ihnen ihre europäischen Brüder das sicherste Mittel, sie zu demoralisiren, wir meinen nämlich das Opium, zuführen.

Vorerst scheint uns ein Hinblick auf die Kultur des Mohns im englischen Ostindien hier am rechten Plage zu sein, denn hier hat dieselbe ihre größte Ausdehnung erreicht. Die vorzüglichsten Plätze in dieser Beziehung sind Behar, Benares, und vor Allem Malwa. Obwohl die Häuptlinge von Malwa unter britischem Schutze stehen, so steht doch die Benützung ihres Bodens nicht im Geringsten unter der Autorität der ostindischen Compagnie. Der Bau des Opiums und der Handel mit demselben sind also frei, und die Engländer nehmen für dasselbe bloß einen Transitzoll, wenn es durch ihre Besitzungen nach Bombay gebracht wird, von wo man es nach China verführt. In Benares hingegen und in Behar ist der Bau des Mohns, die Gewinnung des Opiums und die Ausfuhr desselben gänzlich ein Monopol der ostindischen Compagnie, welche dasselbe zu Calcutta im Wege der öffentlichen Versteigerung verkauft.

Die fruchtbarsten Landstriche, welche früher mit nützlichen Artikeln bebaut waren, sind nun mit Mohn bedeckt, dessen Kultur einen sehr guten Boden verlangt, wenn man aus ihm gutes Opium gewinnen soll. Daher hat sich dieselbe nicht über öde und wüste Steppen verbreitet, sondern man wählte dazu jene Districte, in welchen früher seit undenklichen Zeiten andere nützliche Pflanzen in seltener Vollkommenheit wuchsen. Trotz der Ausbreitung, welche der Mohnbau bereits erlangt hat, nimmt dieselbe noch immer reißend zu. So waren in dem einzigen Districte Sarun, welcher zur Provinz Behar gehört, schon im Jahre 1821 15—20,000 Bigahs Landes (der Bigah zu ungefähr $\frac{1}{2}$ Morgen gerechnet)

mit Mohn bepflanzt. Im Jahre 1829 hatte sich das Territorium beinahe verdoppelt, und der Opiumertrag in einem noch viel höheren Verhältnisse zugenommen. So soll der Gesammt'ertrag des Opiums in Indien sich im Jahre 1838 auf ungefähr 35,000 Kisten belaufen haben. Das Gewicht einer Kiste variirt, je nach den verschiedenen Districten, von 116 bis 140 Pfund. In der Türkei gewinnt man jährlich ungefähr 2000 Kisten. In Bezug auf China besitzen wir bloß die Autorität des Rathes Chu-Tsun, welcher von Dunnaw, der Provinz, in welcher er geboren wurde, sagt, daß dort der Mohn in den Ebenen und auf den Hügeln gebaut werde, und die durch diese Kultur gewonnene Menge Opium nicht weniger als mehrere tausend Kisten sein könne.

Es läßt sich leicht denken, daß die indische Regierung aus diesem Monopol des Opiumhandels sehr beträchtliche Revenüen ziehen muß. So finden wir in Herrn Montgomery Martin's „Statistik der Colonien des brittischen Reiches,“ im vierten Buche, einen Bericht über die von den Jahren 1798—1837 von der ostindischen Compagnie zu Calcutta abgehaltenen Opiumverkäufe, woraus wir ersehen, daß

gegen Ende des Jahres 1800 . . .	4054 Kisten zu	3,142,591	Sicca-Rupien,
» » » » 1810 . . .	4561 » »	8,070,955	»
» » » » 1820 . . .	4006 » »	8,255,603	»
» » » » 1830 . . .	8778 » »	11,255,767	»
» » » » 1835 . . .	12,977 » »	13,215,464	»
» » » » 1837 . . .	16,916 » »	25,895,300	»

verkauft wurden. Der Werth einer Sicca-Rupie ist ungefähr 2 Schillinge, und so würde sich der Opiumertrag für das Jahr 1837 allein auf 2,539,530 Pf. St. herausstellen!

In einem anderen Werke „über den Zustand und die Aussichten China's,“ von dem englischen Missionär W. Medhurst, finden wir folgendes Tableau über die Opium-Consumption in China während der letzten 20 Jahre:

1816 . . .	3210 Kisten, im Werthe von	3,657,000 Thalern,
1820 . . .	4770 » » » »	8,400,800 »
1825 . . .	9621 » » » »	7,608,205 »
1830 . . .	18,760 » » » »	12,900,031 »
1832 . . .	23,670 » » » »	15,338,160 »
1836 . . .	27,111 » » » »	17,904,284 »

In einer Anmerkung versichert Medhurst, daß sich im Jahre 1837 die Menge der Kisten schon auf 34,000 Kisten belaufen, und sich also in 21 Jahren um mehr als das Zehnfache vergrößert habe.

Es scheint, daß die chinesische Regierung schon vor einem halben Jahrhundert die verderblichen Folgen der Opiumeinfuhr vorhergesehen und begriffen habe, und sie verhängte daher auch über dieselbe Strafen, welche mit jedem Jahre strenger wurden. Die Kaufleute von Hong mußten Bürgschaft leisten, auf ihren Schiffen kein Opium einzuführen, und da die ostindische Compagnie dadurch die gänzliche Vernichtung dieses Handelszweiges befürchtete, so verbot sie ihren Kaufleuten, bei Androhung der augenblicklichen Entlassung aus ihrem Dienste, die Einfuhr der geringsten Menge dieses Handelsartikels.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Statistik der Kaltwasser-Heilanstalten.) Die Zeitschrift „*Nit und West*“ enthält in einer außerordentlichen Beilage zu Nr. 87 vom Jahre 1839 ein Verzeichniß der Kaltbade-Anstalten in und außer Oesterreich, mit näherer Angabe des Ortes, des Eigenthümers und der Zeit, seit wie lange jede Anstalt besteht. Dieser statistischen Nachricht zu Folge bestehen in Oesterreich seit dem Jahre 1826 24 und im Auslande 16 derlei Anstalten. Die Vorsteher derselben sind größtentheils Aerzte, welche in diesem Verzeichnisse auch namentlich aufgeführt werden. Seit dieser Zeit soll, sichern Angaben zu Folge, diese Zahl in Oesterreich auf 35 und im Ausland auf 23 gestiegen sein. Wem daran gelegen ist, sich mit dem Standpunkte der Wasserheilkunde näher bekannt zu machen, der wird im fünften Abschnitt der Schrift eines Menschenfreundes: „Das kalte Wasser als vorzügliches Beförderungsmittel der Gesundheit“ u. s. w., Wien 1839, 3. Auflage, — eine Geschichte der Hydratrik finden. In diesem Werke werden auch namentlich die diesen Gegenstand betreffenden Schriften, so wie die allenthalben auftauchenden Wasserheilanstalten aufgezählt. Die bei Weitem größere Zahl der Autoren sind Aerzte, und die allermeisten Anstalten dieser Art verdanken Aerzten ihre Entstehung und regelmäßige Leitung. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und seiner Beziehung zur öffentlichen Gesundheit ist es gewiß ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man die Heilkraft des kalten Wassers immer mehr zu würdigen anfängt. Wohl haben schon die Erfahrungen eines Currie, Tissot, Hoffmann und der beiden Hahn auf diese Kraft hingewiesen; aber erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, diesem wohlthätigen Element die ihm gebührende Stelle in der Heilkunde anzuweisen. Es wäre wünschenswerth, und das öffentliche Wohl könnte nur dabei gewinnen, wenn über die nähere Einrichtung solcher Anstalten und über deren Resultate wahrheitsliebende Aerzte die nöthigen Mittheilungen machen wollten. Denn nur durch eine parteilose und unbefangene Prüfung dieses Gegenstandes kann der Ruf eines Heilmittels gesichert werden, dessen Kraft so alt als die Welt, dessen Gebrauch aber noch immer nicht in allen seinen Nuancen erforscht worden ist.

—m—

— (Zubereitung des Eichelkaffees.) Nach den Bemerkungen eines Berliner Arztes dürfen die zu medizinischen Zwecken zu verwendenden Eicheln erstlich nur in solchen Jahren eingesammelt werden, in welchen sie gut gerathen sind, und müssen zweitens die vollkommene Reife besitzen, so wie durchaus nicht von Wurmfäden gelitten haben. Sie werden dann in freier Luft getrocknet, müssen aber später noch, damit die äußere Schale los werde, im Backofen, wenn das gar gebackene Brot herausgeholt worden ist, etwas nachgetrocknet werden. Auf diese Weise sind die Eicheln zu einer längeren Aufbewahrung an trockenem Orte geschickt gemacht, und können entweder zu Eichelmehl oder Eichelkaffee angewendet werden. Im ersten Falle hat man nichts weiter nöthig, als nach Bedürfniß eine größere oder geringere Menge der getrockneten Eicheln von den Hülsen zu befreien, und dieselben hierauf im Mörser zum feinsten Pulver zu zerstoßen. Im zweiten Falle aber, wenn Eichelkaffee bereitet werden soll, muß man die getrockneten Früchte der Röstung unterwerfen, welche in folgender Art bewirkt wird. Man nehme, je nach Umständen, ein halbes bis zwei Pfund der Eicheln, schäle

letzere ab, und setze die Kerne in eine Kaffeetrommel so lange unter Umdrehen und Umschütteln einem gelinden Feuer aus, bis sie ein gelbbräunes Ansehen bekommen haben. So geröstet lasse man dieselben nur etwas abkühlen und noch warm in einem Mörser zerstoßen, und mahle sie hierauf mittelst einer Kaffeemühle zu einem mehr oder minder feinen Pulver. Jede andere Bearbeitung der rohen Eicheln zu Eichelkaffee, namentlich das Aufbrühen derselben in kochendem Wasser, oder gar das Auskochen, ist durchaus unzweckmäßig und in Hinsicht der Wirkung des daraus zu fertigenden Eichelkaffeetranke schädlich, weil gerade dadurch die wirksamen Bestandtheile, das Stärkmehl und die Gerbsäure, welche im Wasser löslich sind, zum größten Theil verloren gehen.

Miscellen.

— (Vicêtre.) Das Irrenhaus Vicêtre war kürzlich der Gegenstand einer langen und gewissenhaften Untersuchung von Seite des Seine-Präfecten und der Mitglieder des großen Rathes der Versorgungsanstalten (*conseil général des hospices*). In den verschiedenartigsten Dienstzweigen dieses großen Etablissements, welches der verständigen Leitung des Herrn Mullen anvertraut ist, traten seit einiger Zeit zahlreiche Verbesserungen ein. Die Sorgfalt für Personen eines höheren Alters, die Beschaffenheit ihrer Schlafzimmer, so wie der Nahrungsmittel, lassen nur wenig zu wünschen übrig. Die für die Geisteskranken eigens bestimmte Abtheilung gibt einem Jeden, der sie besucht, den Beweis, wie sehr die Rechte der Menschheit in diesem Hause geachtet werden. Man gestattet diesen Unglücklichen den möglichst hohen Grad von Freiheit. Seit einigen Jahren speisen sie gemeinschaftlich; derselbe Tisch vereinigt bis auf 150 Kranke, welche diesem gesellschaftlichen Geiste, den man ihnen einflößt, eine weit schnellere Rückkehr zur Vernunft verdanken. Ein Studiersaal, wo die Geisteskranken zusammenkommen, um ihre Schülerübungen zu machen, hat schon die besten Früchte getragen. Endlich findet eine große Anzahl dieser Unglücklichen durch die Arbeiten, zu denen sie in der Meierei St. Anne verwendet werden, und wo Industrie und Ackerbau gleichen Stoff darbieten, viel Erholung und ein wichtiges Mittel zur Herstellung ihrer Gesundheit, welches nicht wenig beiträgt, daß ihre Reconvalescenz sehr schnell eintritt.

— Die in Constantinopel von der Gesundheits-Commission, unter Zuziehung von Abgeordneten der vornehmsten Gesandtschaften, entworfenen Quarantaine-Verordnungen sind seit dem 18. December v. J. von allen fremden Gesandten unterzeichnet worden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 9. Donnerstag, den 30. Jänner 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Zur Geschichte der Orthopädie. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Zur Geschichte der Orthopädie *).

Es war im Herbst 1836, als ein junger Mann, Dr. Little aus London, die Aufmerksamkeit der Berliner Aerzte in hohem Grade in Anspruch nahm. Die Herren hatten dazu einen guten Grund, denn derselbe Mensch, der heiter und lebenslustig sich unter ihnen bewegte, war noch vor wenigen Monaten muth- und hilflos von Einem zum Andern an der Krücke herumgeschlichen, und hatte bei ihnen zwar manchen guten Rath, aber keine Hilfe gefunden. Sein Leiden, ein Klumpfuß, hatte ihm mannigfachen Kummer verursacht, und überdrüssig, es noch länger zu tragen, war er nach Deutschland gekommen, um dort den Trost zu finden, nach dem er vergeblich in seinem Vaterlande gesucht hatte.

Von allen in Berlin gesammelten Rathschlägen benutzte er nur den Dieffenbach's, und reisete nach Hannover, um die Hilfe des Dr. Stromeyer in Anspruch zu nehmen. Dieser Mann hatte nämlich vor einiger Zeit eine Reihe von glücklichen Kuren ähnlicher Leiden beschrieben, und zugleich seine Entdeckung, die Art, sie zu heilen, dem ärztlichen Publikum mitgetheilt. Statt, wie gewöhnlich, allein durch

*) Wie verdanken obige interessante Mittheilung der Güte eines unserer Freunde, welcher zahlreiche Gelegenheit hatte, nicht nur die Resultate orthopädischer Anstalten überhaupt, sondern auch die Heilung der Klumpfüße zu beobachten, wie sie die neuesten Fortschritte der Chirurgie zum Troste der Menschheit zu Stande bringen.

D. Red.

Bandagen und Maschinen die Heilung zu versuchen, unterwarf er vorher die Patienten einer Operation, und hatte dann das Glück, die weiteren Heilversuche stets durch den besten Erfolg gekrönt zu sehen. Da indessen ähnliche Versuche älterer Aerzte fast immer zum Nachtheil der Patienten ausgefallen waren, so ist es leicht erklärlich, daß man die Beobachtungen eines bisher unbekanntes Chirurgen mit dem Mißtrauen betrachtet hatte, welches man allem Neuen, den bisherigen Erfahrungen direkt Widersprechenden schenken zu müssen glaubt. Allein diesmal hatte das Neue sich bewährt; der dreißigjährige Mann war geheilt, der trübsinnige Kranke war ein lebensfroher, begeisterter Apostel der neuen Lehre geworden, deren Wohlthaten Niemand besser, als er, zu schätzen wußte. Die Beobachtungen seiner eigenen Heilung, so wie die Behandlung einiger von Dr. Stromeyer's Patienten, setzten Dr. Little in den Stand, Dieffenbach, welcher voll Begeisterung die neue Heilmethode in Berlin verbreiten wollte, aufs beste zu unterstützen. Bewundernswerth ist die Energie, mit welcher Dieffenbach an's Werk ging; auf den Straßen, in ihren Häusern suchte er die Kranken auf, er sparte weder Geld noch gute Worte, sie zu gewinnen, und so gelang es, binnen drei Monaten Berlin von der Vortheilhaftigkeit der neuen Entdeckung, so wie von der seines großen Arztes, zu überzeugen. Ich studierte damals in Berlin, und war gegenwärtig, als Dieffenbach im December über seine bisherigen Versuche in seiner Klinik Rechenschaft ablegte. Gegen dreißig Patienten hatte er behandelt, und kein Fall hatte die Erwartung getäuscht, welche die Heilung des Dr. Little in ihm rege gemacht hatte.

„Es ist,“ sagte er, „seit langer Zeit keine Entdeckung gemacht, die dieser gleichkommt, und hätte jeder Chirurg von Namen so viel für seine Wissenschaft geleistet als Dr. Stromeyer, so würde die Chirurgie um ein paar Jahrtausende weiter sein.“

Als er geendet, wurden die Thüren geöffnet, und alle Patienten, welche Dieffenbach bisher an Klumpfüßen behandelt hatte, dem erstaunten Auditorium vorgestellt. Die Mehrzahl war vollkommen geheilt, andere noch nicht; allein je nach der Zeit der begonnenen Kur, mehr oder weniger gebessert. Um uns vollständig von der Wirkung seiner Kuren zu belehren, hatte Dieffenbach von allen frankten Füßen einen Gypsabguß vor der Operation formen lassen, welchen er bei der Demonstration jedes Einzelnen vorzeigte. Man konnte auf diese Weise, namentlich bei den noch in der Kur befindlichen, deutlich sehen, wie die Heilung von Tag zu Tag vorgeschritten war. Daß seit diesem Tage kein Hilfebedürftiger mehr zauderte, die lang-ersehnte Hilfe zu suchen, wird wohl Niemand bezweifeln; wer ferner den großen Ruf Dieffenbach's, seine rastlose Thätigkeit, so wie die große

Anzahl der Hilfebedürftigen kennt, wird nicht ungläubig den Kopf schütteln, wenn man ihm erzählt, Dieffenbach habe jetzt bereits gegen fünf hundert ähnlicher Kranke geheilt.

Ähnliche Resultate waren bereits an andern Orten gewonnen. Der Erfinder, welcher im Sommer 1838 von der königlich-bayerischen Regierung als Professor der Chirurgie auf den zu Erlangen erledigten Lehrstuhl berufen wurde, hat bei seinem Abschiede von Hannover in einem Werke *) seine weiteren Erfahrungen veröffentlicht. Aus der großen Zahl seiner Beobachtungen theilt er sechzig Krankengeschichten mit, welche einen bedeutenden Fortschritt auf der mit so vielem Glücke betretenen Bahn bekrunden. Die Erkenntniß, daß viele Verunstaltungen des menschlichen Körpers auf demselben Grunde, wie die Klumpfüße, beruhen, führten ihn dazu, sie auf dieselbe Weise zu behandeln. Zu den in Rede stehenden Verunstaltungen gehören namentlich die Contracturen des Knie- und Hüftgelenkes, Contracturen der Finger, der Hand und des Ellbogengelenkes; ferner beschreibt der Verfasser Heilungen des schiefen Halses nach Dupuytren.

In seinem neuen Wirkungskreise hat Prof. Stromeyer bereits Gelegenheit gefunden, vielen Kranken, die ihm aus allen Gegenden Baierns zuströmen, zu helfen.

Mit besonderem Eifer haben die französischen Chirurgen die neue Entdeckung verfolgt und in mehreren Schriften (Bouvier, Scoutetten, Duval, Guérin) eine große Menge mannigfaltiger Erfahrungen niedergelegt, welche denen Dieffenbach's an Zahl fast gleichkommen. Unter diesen Herren hat namentlich Guérin noch eine weitere Ausdehnung dieser Heilmethode auf die Verkrümmungen des Rückgrathes versucht. Den Erfolg muß indeß erst die Zeit lehren.

*) „Beiträge zur operativen Orthopädie.“ Hannover 1838.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, am 15. Jänner 1840.

Die am 15. Jänner d. J. stattgefundene Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte eröffnete ihr Präsident, Herr Dr. Malfatti von Montereaggio, mit der Erklärung, daß bei dem täglichen Anwachsen der zahlreichen, als Geschenk von den Verfassern an die Gesellschaft eingesendeten wissenschaftlichen Werke medizinischen Inhalts, das Präsidium es für nöthig erachtet habe, zur Wahl eines Bibliothekars zu schreiten, und die diesfälligen Geschäfte dem Dr. Beer zu übertragen.

Hierauf liest der Präsidenten-Stellvertreter, Herr Hofrath Dr. Ritter von Wierer, ein aus Paris vom Herrn Dr. Wands an ihn gerichtetes Schreiben, worin über die Versuche berichtet wird, welche gegenwärtig die Herren Orfila und Couerbe über Arsenikvergiftungen machen, und zu welchen Versuchen der

Umstand Veranlassung gab, daß nach Herrn Couerbe's chemischen Untersuchungen menschliche Leichname, namentlich Muskeln und Knochen, im natürlichen Zustande eine gewisse Quantität von Arsenik enthalten, welcher letztere nach Orfila sich auch in verwesenen Leichen fand. Nebst der Wichtigkeit, die diese Entdeckung in Bezug auf medizinisch-gerichtliche Untersuchungen hat, wenn es sich nämlich darum handelt, in nach mehreren Monaten ausgegrabenen Leichen eine etwa stattgefundene Arsenikvergiftung zu entdecken, bleibt noch die Frage, ob der Arsenik nicht aus dem arsenikhaltigen Erdreiche, wenn dieses durch Regenwasser aufgeschwemmt ward, durch den Sarg in die Leiche dringen könne? — Unter Anderem meldet noch Herr Dr. Mandl, daß das Conseil général des hospitaux jetzt entschieden hat, daß alle Aerzte, die seit fünf Jahren in Spitaldiensten, und älter als 60 Jahre sind, so wie die Chirurgen, die 55 Jahre haben, mit vollem Gehalte aus dem Dienste entlassen und durch andere Aerzte ersetzt werden sollen. An die Mittheilung dieses Briefes knüpfte Herr Hofrath Dr. Ritter von Wierer die Erzählung einer in einem Communitäts Hause stattgefundenen häufigen plötzlichen Erkrankung, die den Verdacht einer Vergiftung erregt hatte, und nach näherer Untersuchung darin ihre wahrscheinliche Erklärung fand, daß ein Rattenvertreiber von Zeit zu Zeit gedungen war, am den vielen Ratten dieser Gegend Gift zu legen, welchem Zwecke er vorzüglich dadurch zu entsprechen glaubte, wenn er das Gift auch in die Erdlöcher und von außen um den Brunnen herumstreute, aus welchem Wasser für jenes Haus geschöpft wurde.

Hierauf theilte Herr Dr. Kolletschka, Assistent an der pathologisch-anatomischen Lehrkanzel in Wien, aus dem reichen Schatze seiner vielfährigen Erfahrungen einige höchst lehrreiche Resultate seiner auf die Lehre von Venenentzündung (Phlebitis) sich beziehenden pathologisch-anatomischen Untersuchungen mit. Nach einer kurzen historischen Einleitung, worin nachgewiesen wird, daß diese Krankheit erst in neuester Zeit gehörig gewürdigt und erkannt worden sei, bemerkt Herr Dr. Kolletschka, daß die diesfälligen Thatsachen an der Wiener pathologisch-anatomischen Anstalt seit mehr als zwei Jahrzehenden sehr wohl bekannt sind, und geht dann zur Beantwortung der Frage über, welche Venen zunächst und in welcher Ausdehnung dieselben von der in Frage stehenden Entzündung ergriffen werden. Nach einer diesfälligen genauen anatomischen Aufzählung der größeren und kleineren Venenverzweigungen, nach dem Grade der Häufigkeit der bei ihnen vorkommenden Entzündung, macht Herr Dr. Kolletschka auf die constante Thatsache aufmerksam, daß die Ausdehnung genannter Krankheit bestimmte Grenzen nicht überschreitet, sondern jedesmal bis zur nächsten Einmündung eines ober ihr gelegenen Venenstammes oder Astes hin sich ausbreitet. Im ferneren Verlaufe seines Vortrages erörtert nun Herr Dr. Kolletschka die wichtige Frage: wie denn der Eiter in die Venen kommt, und überhaupt, welches denn der Vorgang bei der Venenentzündung ist? Nachdem er einige diesfällige Meinungen kritisch beleuchtet, und die Unzuverlässigkeit einiger gewöhnlich angenommenen diagnostischen Momente nachweist, nämlich der Röthe der Venen (wenn nicht zugleich deutliche, blutführende Gefäße auf der inneren Haut bemerkbar sind), ferner der Dicke ihrer Häute und des Weichwerdens der inneren Venenhäute, geht er auf die eigentlichen anatomischen Zeichen des Beginns der Venenentzündung über, und beleuchtet nach und nach ausführlicher als solche: 1) die Gefäßinjection

der inneren Haut, 2) das mittelst eines dünnen Exsudat-Stratum an der inneren Venenhaut adhärirende Blutcoagulum im Kanal der Vene, wobei vorzüglich die Diagnostik dieser Zustände mit aller Genauigkeit näher angegeben wird, um sie von denen zu unterscheiden, die ihnen zwar ähnlich, aber doch keine Produkte von Entzündung sind. Herr Dr. Kolletschka geht nun zu den Resultaten der anatomischen Befunde in den Fällen über, wo die Venenentzündung einen sehr raschen Verlauf nimmt; ferner wo dieser Prozeß langsamer und allmählig vor sich geht, und endlich in den Fällen, wo miasmatische Einflüsse und andere, zum Theil noch unbekannte Ursachen einwirken. Nach einer strengwissenschaftlichen Auseinandersetzung der hier successiv in den Venen sich einstellenden Vorgänge und Metamorphosen, wobei interessante Bemerkungen über den Ursprung der Venensteine (Phlebolithen) mitgetheilt werden, geht Herr Dr. Kolletschka zur Aufzählung der Organe über, in denen bei vorhandener Phlebitis Metastasen sich zu bilden pflegen, und sucht alsdann die Frage zu erörtern, ob Eiter als solcher in die Blutmasse aufgenommen werden könne? Er entscheidet sich aus anatomischen und durch das Mikroskop bestätigten Gründen für diese Annahme, er gibt jedoch einige Momente, die diese Resorption modificiren oder hindern können, so wie jene eigenthümlichen Krankheitszustände näher an, welche hiermit in causaler Verbindung stehen. Nach Widerlegung der Ansicht, daß Phlebitis nur durch Eiterresorption entstehe, obwohl dies zuweilen der Fall ist, macht Herr Dr. Kolletschka darauf aufmerksam, daß Phlebitis auch entfernt vom Eiterherde entstehen kann, zu welchem Behufe er eines vom Herrn Primararzt Dr. Schuh in den österreichisch-medizinischen Jahrbüchern mitgetheilten Falles, so wie einer von ihm selbst beobachteten, diesen Gegenstand beleuchtenden Thatsache erwähnt. Er geht nun auf die Erörterung und Würdigung der einzelnen Symptome über, welche gewöhnlich zur Erkenntniß der Venenentzündung als charakteristisch angenommen werden, schließt dann mit einem praktischen Resumé über die Natur, Heilbarkeit und Diagnostik dieser Krankheit seinen Vortrag, und nahm bei Gelegenheit desselben die vom Präsidium der Gesellschaft ihm gegebene Veranlassung über eine vom Herrn Dr. Helm (ehemaligen Assistenten an der hiesigen geburtshilflichen Klinik) verfaßte Monographie der Puerperalkrankheiten Bericht zu erstatten. Nach näherer Angabe dieser, auf zahlreichen, im k. k. allgemeinen Krankenhause gemachten Erfahrungen sich gründenden Monographie, gibt Herr Dr. Kolletschka sein Urtheil dahin ab, daß Herr Dr. Helm einen beachtenswerthen Schritt weiter zur Aufhellung der gedachten Krankheiten gethan, und daher Anerkennung für sein Streben verdiene.

Herr Chem. Dr. Heller hielt hierauf einen freien Vortrag über einige Resultate seiner, zur Feststellung der chemischen Analyse der Gallensteine gemachten Versuche. Am Schlusse trug Herr Prof. Dr. Czermak einige Resultate seiner, die Structur und die Function des Magens betreffenden Versuche mit, welche Mittheilung zu einer lehrreichen Discussion über diesen Gegenstand, so wie zu einem freien, höchst interessanten Vortrag des Herrn Prof. Dr. Verres über den Bau des Magens vom mikroskopischen Standpunkte betrachtet, so wie über einige, die Embryologie betreffende Gegenstände, Veranlassung gab.

Schließlich bemerken wir noch, daß nach einer heute gemachten Mittheilung des Herrn Präsidenten die Ausschußmitglieder der Gesellschaft bereits mit der

Durchsicht und Anordnung der bis jetzt vorliegenden, größtentheils in den Versammlungen vorgetragenen Manuscripte sich zu beschäftigen begonnen haben, um dieselben nach und nach für die Drucklegung vorzubereiten.

L i t e r a t u r.

»Medizinischer Almanach für das Jahr 1840.« Von Dr. Johann Jacob Sachs Redacteur der Berliner medizinischen Central-Zeitung, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften etc. F ü n f t e r J a h r g a n g. Mit dem Bildnisse Kreyssig's. Berlin 1840. 8. 621 S.

Wir haben dem vierten Jahrgange dieses eben so lehr- als unterhaltungsreichen Almanachs unsere Anerkennung im vorigen Jahrgange dieser Blätter um so lieber angedeihen lassen, als sich Tendenz und Inhalt desselben vielfacher Theilnahme in unseren Kreisen zu erfreuen hatten. Der Herausgeber gehört bekanntlich zu den emsigen und unermüdetesten Cultoren der Literatur, der ärztlichen Kunst und Wissenschaft, und zu den wärmsten Apologeten ihrer Würde; auch der vorliegende Jahrgang liefert dazu mehrseitige angenehme Belege.

Unter den zum Eingang gelieferten Poesien spricht uns zunächst »die ärztliche Würde,« von Dr. Schönberg, an; unter den Aufsätzen heben wir hervor: »Ueber die Gewissheit und Würde in der Heilkunde,« von Dr. Freiherrn von Feuchtersleben in Wien, ein Fragment aus dessen bereits erschienenen Schrift gleichen Titels, welche sich unter Ärzten und Nichtärzten gleichmäßiger Anerkennung zu erfreuen hat; ferner von Dr. Gruber in Petersburg: »Zum Gang der Entwicklung und Ausbildung der Medizin;« — von Dr. A. Schubert: »Welche Religion soll ein Arzt haben?« — von dem Herausgeber: »Zu den ärztlich-religiösen Tendenzen der Gegenwart« und »Blicke auf die Medicinalverfassung Rußlands.« Auch die übrigen Aufsätze entbehren eines allgemeinen Interesses nicht, und sind zum Theil, gleich den erwähnten, für Gebildete jeden Standes genussreich.

In der »Uebersicht der vorzüglichsten neuesten klinischen Erfahrungen« (S. 194—358) finden wir ein Resumé, geeignet zu raschem Ueberblick und zum Nachschlagen, wobei selbst die Orthopädie nicht übergangen ist. — Die »Rundblicke auf die neueste ärztliche Tagsgeschichte« (S. 358—476) umfassen die diesem Jahrgange angehörigen »Preisaufgaben,« »mannigfaltige Nachrichten« und »Personalschronik.« — Die »nekrologischen Erinnerungen« berücksichtigen diesmal leider fünf deutsche Ärzte, unter denen auch der würdige Kreyssig, dessen wohlgelungenes Portrait den Titel zielt, begriffen ist.

Wir wünschen, daß unsere Collegen aus dem gehaltvollen Jahrgange dieses Almanachs eben so viel Belehrung und Vergnügen schöpfen mögen, als uns bei dessen Lectüre zu Theil geworden ist. — Druck, Papier und Ausstattung sind weit netter als bei dem vorigen Jahrgange.

Dr. Sg.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Kupferhältiger Sauerampfer.) Herr Dr. Planche theilt folgende Fälle über die Schädlichkeit des Sauerampfers mit. In seiner Jugend

habe er nach dem Genuße von Sauerampfer, der in kupfernen Gefäßen zubereitet war, zweimal sehr schwere Vergiftungszufälle durch Grünspan erlitten. Im November 1827 genoß er mit fünf andern Personen ein Gericht Sauerampfer, das ihnen durch die schöne grüne Farbe auffiel; sie vermutheten Kupfer darin, doch erfolgte kein schädlicher Zufall. Die Speise war ohne Wasser in einer kupfernen Wanne zubereitet, und enthielt vierfach oxalsaures Kali und oxalsauren Kalk. Wurde der Sauerampfer mit Fett erhitzt, so wurde die grüne Farbe viel lebhafter. Er schmeckte sehr sauer, ohne metallischen Nachgeschmack. Die Analyse zeigte in einem Pfunde des gekochten Sauerampfers $1\frac{1}{2}$ Gran metallisches Kupfer; blankes Eisen war in 6 Stunden darin verkupfert, während Cyaneisenkalium (Blutlaugensalz — das empfindlichste Reagens für Kupfersalze) darin in 24 Stunden keine Veränderung hervorbrachte. Giardin erzählt, daß eine Frau ihren Wintervorrath an Sauerampfer in kupfernen Gefäßen einkochte, und nach jedesmaligem Genuße Kolik und Purgieren bekam. Wurde er in irdenen Gefäßen eingekocht, so war dieses nicht der Fall. Im Jahre 1838 kochte sie wiederum in kupfernen Gefäßen, was schwere Zufälle verursachte. Giardin fand Kupfer in beträchtlicher Quantität darin. Der Sauerampfer enthält saures oxalsaures Kali, welches sehr leicht Doppelsalze, die in Wasser leicht löslich sind, bildet. Beim Kochen wird das Kupfer auf Kosten der Luft oxydirt und das Kupferkalisalz gebildet, welches dann schädlich wirkt.

(Zufälle durch Beleuchtungsgas.) Ueber die durch Beleuchtungsgas hervorgebrachten Zufälle theilt Herr Dr. Moreau Folgendes mit. Ein Mann von 74 Jahren, so wie dessen 57jährige Frau, schliefen in einer Kammer zu ebener Erde in den Hof heraus, die nur leichte Breterwände hatte. Am Abend des 15. Jänner 1839 bemerkten Beide beim Schlafengehen einen schwachen, aber auffallend unangenehmen Geruch, sie ließen die Kammerthüre offen und legten sich Beide mit einigem Kopfschmerz nieder. Um Mitternacht erwacht der Mann mit dem heftigsten Kopfschmerz, großer Angst und Zerschlagenheit aller Glieder, springt aus dem Bette, stürzt aber sogleich bewusstlos auf den Boden nieder. Die Frau, vom Geräusche erweckt, will ihm zu Hilfe kommen, fällt aber gleichfalls ohnmächtig zur Erde. Der Mann kommt wieder zu sich, bricht und laxirt heftig, und fühlt schneidende Schmerzen im Leibe und Brennen im After; dasselbe befällt die Frau. Sie trinken einige Tassen Melissenthee und legen sich wieder in's Bett. Um 9 Uhr Morgens wurde Herr Dr. Moreau zu Hilfe gerufen. Man hatte Tags zuvor die Haupt-Beleuchtungsröhre auf der Straße geöffnet, um eine Seitenröhre in das gegenüberstehende Haus zu führen; wahrscheinlich war in Folge dieser Arbeiten eine Röhre gesprungen und das Gas in die Erde, und so nach und nach in die Wohnung der genannten Leute gedrungen. Der Zustand der Kranken war folgender. Bleiches Gesicht, Kopfschmerz, Trübung des Gesichtes, allgemeine Schwäche, Schmerzen in allen Gliedern, namentlich den Fingern, und fortdauernde Neigung zum Erbrechen, mit wenig beschleunigtem, aber sehr schwachem Pulsschlag. Es wurden Limonade zum Getränk, Fußbäder mit Senf, Klystiere von lauwarmen Wasser mit Honig verordnet, und vor Allem das Schlafzimmer gelüftet. Die krankhaften Symptome bestanden volle 8 Tage, und verschwanden nur sehr allmählig. Im dritten Bande der „Annales d'hygiènes“ ist ein Fall erzählt, wo mehrere Personen von Beleuchtungsgas dem Erstickungstode

nahe waren, und eine Person gar todt blieb. Das Gas, welches sie eingeathmet hatten, war nicht einmal in hinreichender Quantität vorhanden, um zu explodiren, wozu in 11 Theilen atmosphärischer Luft 1 Theil Gas erforderlich ist, und doch hat es eine so bedeutende Vergiftung bewirkt. Dr. Moreau stellt die Frage, was in dem Beleuchtungsgas das vergiftende Agens sei. Im Jahre 1830 hielt Desvergie das Kohlenwasserstoffgas dafür. Seitdem aber neuere Untersuchungen dargethan haben, daß das Beleuchtungsgas ein sehr zusammengesetzter Körper ist, der außer dem Kohlenwasserstoffgas, z. B. noch Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenoxyd, freie schwefelige Säure und Kohlensäure enthält, seitdem namentlich Reichenbach, Dumas und Laurent eine Menge neuer Stoffe, besonders Fluida, entdeckt haben, die, mit dem Beleuchtungsgas gleichzeitig gebildet, dasselbe saturiren, so dürfte wohl anzunehmen sein, daß eben diese es sind, die ihm gewisse, auf das Nervensystem sehr stark wirkende Eigenschaften mittheilen.

Miscellen.

— (Neues Mittel gegen Trunksucht.) Das „Repertorium der gesammten deutschen medizinischen und chirurgischen Journalistik“ meldet, daß man in neuerer Zeit im englischen Militär- und Flottendienst Blasenpflaster als Strafmittel bei betrunkenen und dem Trunke ergebenen Soldaten angewendet; nun berichtet ein Schiffswundarzt sogar, wie ihm der Lieutenant C. M. Wright befohlen habe, bei zwei angeblich betrunkenen Matrosen die Magenpumpe zu appliciren, und wie er ihn, trotz aller Einwendung, daß die Pumpe hier nicht indicirt, und daß somit die Application desselben gegen seine ärztliche Pflicht sei, durch Drohung zur Vollziehung des Befehles gezwungen habe. Als der Wundarzt am andern Morgen dem Commandeur Walker den Vorfall berichtet, wird dieser über sein Betragen noch ungehalten, und ein Kriegsgericht verurtheilt den Schiffswundarzt sogar dazu, dem Generalstabzarzte der Flotte, Sir William Burdett, als händelsüchtiger Mensch angezeigt zu werden.

— (Bändigen wilder Thiere.) Ein Pariser Arzt will das Geheimniß dieser Thierbändigung gefunden haben; er glaubt nämlich, es werde eine chirurgische Operation an der Wirbelsäule der Thiere vorgenommen, welche sie allmählig entnerve, und namentlich das Rückgrath und die Hinterbeine schwäche. Auch glaubt man wirklich zu bemerken, daß die Thiere (wie Martin, van Amburg und Cartes sie zeigten) stets, wenn sie nicht ausgestreckt lagen, einen Anlehnungspunkt suchten. Die Operation soll in der frühesten Jugend der Thiere vorgenommen werden, und diese in Folge davon nie lange leben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigott'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 10.

Montag, den 3. Februar 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Zur Geschichte der Präservative. — Zur Geschichte der Orthopädie. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Zur Geschichte der Präservative.

(Von Dr. Pezzoni, russischem Gesandtschaftsrath in Constantinopel. *)

Es sind einige Jahre her, daß Aloysius von Rosenfeld sich wegen Handelspeculationen nach Tripolis in der Barbarei begab. Die Pest herrschte damals in dieser Gegend. Er hielt es für klug, dem Beispiele der Kranken zu folgen, die in solchen Fällen die Städte oder bevölkerten Ortschaften verlassen, und sich, zur Vermeidung der Ansteckung, auf's Land zurückziehen, und ließ sich daher in einem nahe bei Tripolis gelegenen Dorfe nieder. In einer Unterhaltung, die er mit einer im Lande gebornen Person über die Verheerungen hatte, welche diese Krankheit täglich anrichtete, zeigte er eine große Furcht. Das Individuum, mit welchem er sprach, versicherte ihn, daß es doch Mittel gäbe, um sich davor zu beschützen. Rosenfeld zeigte ihm das eifrigste Verlangen, sich gegen die Krankheit zu schützen, und versprach demjenigen dreißig bis vierzig Thaler, der ihm dieses Geheimniß mittheilen würde.

Vermöge dieser Summe wurde er sogleich auf einige Entfernung von der Stadt geführt, wo sich ein Hospital von Pestkranken befand, und er Bekanntschaft mit einem Krankenwärter machte. Dieser nahm

*) Wir entnehmen obige Erzählung auszugsweise der neuesten Schrift des Dr. Dularb: „Ueber die orientalische Pest, nach in Alexandrien, Cairo, Smyrna und Constantinopel in den Jahren 1833—1838 gesammelten Materialien.“ Paris 1839, a. d. Fr.

ohne Weiteres sein Geld und zeigte ihm, was er brauchen müßte, um sich vor der Pest zu bewahren, wobei er ihn versicherte, daß dieses Präservativ untrüglich wäre, und man es nur ein einziges Mal angewendet zu haben brauche, um für das ganze Leben vor dieser schrecklichen Krankheit bewahrt zu sein.

Rosenfeld setzte in dieses Schutzmittel ein so blindes Zutrauen, daß er sich mit seinem ihn begleitenden Onkel, nachdem er diesem das Mittel gereicht hatte, nach Tripolis begab, wo er der Pest trogte und sein Mittel bei ungefähr vierzig Personen anwendete, die nach seiner Aussage ebenfalls von der Ansteckung verschont blieben.

Auf diese Weise in seinem Glauben bestärkt, und stolz darauf, eine so kostbare Entdeckung gemacht zu haben, kehrte er zurück, und hielt sich, ich weiß nicht in welcher Stadt Deutschlands auf.

Im Jahre 1812 zeigte sich in Croatien, an der Grenze von Bosnien, ein contagiöser Typhus, und man argwöhnte, daß es die Pest wäre. Rosenfeld beeilte sich, diese Gelegenheit zu ergreifen, und kündigte der Regierung an, daß er ein wunderbares Schutzmittel gegen diese Krankheit besäße. Ohne dazu aufgefordert worden zu sein, reisete er an Ort und Stelle, behandelte eine Menge Kranke, und, wenn man ihm glauben darf, so genasen mehrere von ihnen.

Nach dem Aufhören der Epidemie ging er nach Wien, in der Hoffnung, die von ihm gefasste Idee, seine Entdeckung anerkennen zu lassen und Vermögen und Ruhm zu erwerben, zu realisiren. Er versuchte, die Facultät dieser Hauptstadt in sein Interesse zu ziehen, die ihn aber, sobald sie ihn gehört hatte, als einen Träumer behandelte. Weit entfernt, in seinem Eifer nachzulassen und auf sein Project zu verzichten, wendete er sich an das Ministerium. Dieser Weg war ihm so wenig günstig, als der erste. Statt mißmuthig zu werden, wurde Rosenfeld durch diese Hindernisse nur noch hartnäckiger. Er erneuerte seine Gesuche bei dem Ministerium, das endlich, um seinen Zudringlichkeiten los zu werden, einwilligte, ihm die Reise von Wien nach Constantinopel, wo er die Wirksamkeit seines Präservativs beweisen wollte, zu erleichtern. Das Ministerium verwarf zwar seine Träumereien, und sah ein, daß ihm die nothwendigen Kenntnisse fehlten, empfahl ihn jedoch dem Internuntius, Baron von Stürmer, als einen Mann, dessen großer Eifer für das Wohl der Menschheit und dessen tollkühner Entschluß einige Aufmerksamkeit verdienen.

Von Wien kam Rosenfeld ohne alle Subsistenzmittel nach Constantinopel. Der Internuntius, von den Beweggründen unterrichtet, die ihn dahin führten, empfing ihn mit Güte und fragte ihn über den Gegenstand seiner Reise aus. Der Arzt der Internuntiaturs, Herr Dr. Thomas,

hörte, daß er sich entschlossen habe, in ein Pestspital zu gehen, um daselbst die Wirksamkeit seines Schugmittels zu zeigen, und fragte ihn, ob er die Pest in der Nähe gesehen hätte, ob er Kenntnisse über diese Krankheit besäße, und endlich, ob er wisse, wie hinterlistig und verderblich dieselbe sei. Die Antwort war, er sei nicht Arzt, aber weit entfernt, die Ansteckung zu fürchten, wagte er, kraft seines Schugmittels, ihr zu trotzen. Herr Thomas machte ihm bemerklich, daß, wenn auch der Muth allein schon als ein Schugmittel betrachtet werden könnte, so bäte er ihn, doch nichtsdestoweniger sich nicht zu sehr darauf zu verlassen, da die Eingebornen der niederen Klasse, die gar nicht wissen, daß die Pest ansteckend ist, mit der größten Sicherheit zu Pestkranken gehen, aber doch die Krankheit bekommen und daran sterben.

Auf die Beschaffenheit seines Präservativs zurückkommend, sagte ihm dieser Arzt, wie er nicht zweifle, daß es in einer Salbe, einer Säure oder Oelen u. s. w. bestände, die äußerlich angewendet würden, oder auch in einem Amulette; allein Rosenfeld gab ganz stolz zur Antwort, daß sein Präservativ gar keine Aehnlichkeit mit den genannten Dingen hätte, von denen er im Gegentheil glaubte, daß sie durchaus nicht die Eigenschaft besäßen, die man ihnen ganz ohne Grund beigelegt hätte.

Bei dieser Unterhaltung und anderen Gelegenheiten konnte Dr. Thomas sich überzeugen, daß Rosenfeld's Kühnheit und sein in das vorgebliche Schugmittel gesetztes Zutrauen die Folge seiner Unwissenheit in einer so bedenklichen Sache wären. Dessen Untergang voraussehend, rieth er ihm, den Eintritt in das Hospital zu verschieben, und sich anfangs darauf zu beschränken, sein Präservativ einigen Krankenwärtern oder andern zu dieser Anstalt gehörenden Individuen zu reichen, da es, wenn wiederholte Versuche zu seinen Gunsten sprächen, immer noch Zeit sein würde, in demselben mit doppelter Sicherheit zu wohnen. Umsonst bemühte sich Dr. Thomas, ihm die Unannehmlichkeiten begreiflich zu machen, die mit einem beständigen Aufenthalt in dem Hospitale verbunden sind, und ihn zu überreden, wenigstens einen Theil seiner Zeit in einem abgeforderten und reinlich gehaltenen Hause zuzubringen. Rosenfeld blieb bei seiner Meinung und widerstand allen Beweisen. Diese Hartnäckigkeit schien Herrn Thomas so übel angebracht, daß er sich nicht enthalten konnte, ihm noch einmal die ganze Größe der Gefahr, welche er laufen würde, vorzustellen und ihn zu erinnern, daß die Pest, welche befällt, wenn man es am wenigsten erwartet, sich auch durch die größte Bössartigkeit von allen anderen Krankheiten unterscheidet. Alle diese Vorstellungen konnten Rosenfeld nicht überzeugen, und schienen ihm vielmehr so schwach und unbedeutend, daß er es sogar für eine Beleidigung hielt, daß man mit einem Manne, wie er, der von

der Untrüglichkeit seines Präservativs überzeugt sei, von Vorsichtsmaßregeln sprechen wolle. Er sah in den Schwierigkeiten, welche man seinem Unternehmen entgegensetzte, nur Hindernisse für den Ruhm und das unermessliche Vermögen, welche zu erlangen er sich versprach.

Da der Internuntius sah, daß sein Entschluß unerschütterlich war, so verschaffte er ihm durch Vermittelung des Dragomans der Pforte, Herrn Jacob Argyrobulos, den Eintritt in das griechische Pestspital zu Pera, nachdem er für seinen Unterhalt und für Alles, was seinen Aufenthalt daselbst weniger unangenehm machen konnte, Sorge getragen hatte.

Den 10. December 1816 des Morgens begab sich Rosenfeld zu Herrn Dr. Burghard, um diesem anzuzeigen, daß er bereit sei, seine Versuche anzufangen, und nicht ohne Erstaunen bemerkte dieser Arzt, daß Rosenfeld viel Ruhe und Festigkeit in einem Augenblicke zeigte, wo er sich so gefährlichen Proben unterziehen wollte.

Um 10 Uhr Morgens fing Herr Burghard damit an, Rosenfeld in das türkische Bad zu führen, nicht allein um sich zu überzeugen, daß er keine öligen Einreibungen zum Schutze gegen die Ansteckung angewendet hatte, sondern auch, daß sein durch die Dünste des Bades vorbereiteter Körper und seine Haut sogleich nach seinem Eintritte in das Hospital von den Pestmiasmen leichter durchdrungen würden. Es hielt dieser Arzt diese Vorbereitung für um so nothwendiger, als sie dazu beitragen mußte, die Wirksamkeit oder Nichtigkeit des Präservativs erkennen zu lassen.

Unmittelbar nach dem Bade wurde Rosenfeld vom Herrn Burghard in das griechische Pestspital zu Pera geführt, welches damals 20 Kranke enthielt, von denen zwei in einem immerwährenden Delirium lagen und so entkräftet waren, daß man sie schon für verloren hielt. Diese beiden Individuen waren am 5. September von der Pest befallen und am 7. in das Hospital gebracht worden, wo sich bei ihnen sehr bald Bubonen gezeigt hatten.

Dr. Burghard bat Rosenfeld, sich gerade mit diesen beiden Kranken in Berührung zu setzen, worauf derselbe von dem Intendanten und Priester des Hospitals unmittelbar zu ihnen geführt wurde und sie mehrmals berührte, ohne den geringsten Widerwillen zu zeigen. Eben so berührte er auch in Gegenwart dieses Arztes mehrere Pestconvalescenten, deren Bubonen noch eiterten.

Am 15. begab sich Dr. Burghard in das Hospital und fand, daß die beiden ersten Pestkranken, welche Rosenfeld berührt hatte, zwei Tage nach seinem Eintritte daselbst gestorben waren, ohne daß er aufgehört hatte, sie bis zum letzten Augenblicke zu berühren.

An demselben Tage berührte Rosenfeld und sein Dragoman (den

er am 9. December vorbereitet hatte) in Gegenwart des Dr. Burghard die in Eiterung befindlichen Bubonen und Karbunkeln verschiedener Kranken, welche dieser Arzt zu diesem Zwecke hatte herbeiführen lassen. Alle Beide führten diese Berührungen mit einer solchen Sicherheit und so kaltem Blute aus, daß sie selbst den Director und Priester des Hospitals in Erstaunen setzten. Uebrigens communicierte Rosenfeld unablässig mit allen Pestkranken des Hospitals ohne Unterschied, und ließ sich auch von einem jungen Menschen, der in der Convalescenz war und einen eiternden Dubo hatte, bedienen.

Höchst merkwürdig war es, die verschiedenen Eindrücke zu beobachten, welche der Eintritt Rosenfeld's in das Pestspital auf die Bewohner von Constantinopel machte. Die Einen glaubten, in diesem Manne eines der bevorzugten Wesen zu sehen, denen die Natur sich bisweilen gefällt, ihre wichtigsten und ärztlichen Geheimnisse zu entdecken; Andere betrachteten ihn als einen Narren, der sich mit fröhlichem Muthe leeren Einbildungen aufopferte; Andere hielten ihn für einen geschickten Charlatan, der durch gut angewendete Täuschungen sich Vermögen auf Kosten seiner Narren zu verschaffen suchte; Andere behaupteten endlich, daß, wenn Rosenfeld fortführe, in dem Hospital zu bleiben, er endlich, trotz seines Präservativs, von der Pest befallen werden würde, ganz wie es vor ihm die H. Walli und Macéan gewesen waren.

Unbekannt mit allen diesen, im Publikum verbreiteten, unbestimmten Gerüchten, wollte Dr. Johann Baptist Callani und ich die Einzelheiten einer Unternehmung, deren Resultate von so großem Interesse für die Kunst und Menschheit sein konnten, in der Nähe kennen lernen. Wir präsentirten uns an der Pforte des Hospitals den 18. December, und ließen Rosenfeld bitten, sich gefälligst dahin zu begeben, um mit uns zu sprechen. Er kam sogleich unserem Verlangen nach, und unterhielt mit vieler Gesprächigkeit eine lange Unterredung, in welcher wir uns jedoch sehr hüteten, etwas zu sagen, woraus er hätte argwöhnen können, daß wir von der Wirklichkeit seiner Entdeckung nicht überzeugt wären.

Er sagte uns, daß er schon über 10 Tage im Hospitale sei und selbst bis zum 41. darin bleiben würde, daß er dies aber nur thäte, um dem ausdrücklichen Wunsche des Internuntius nachzukommen, da er von der Nutzlosigkeit dieser Quarantaine vollkommen überzeugt wäre, indem die Proben, welchen er sich unterzogen hätte, mehr als hinreichend wären, um die Wirksamkeit seines Präservativs zu bestätigen.

Wir baten ihn, uns mit der Beschaffenheit dieses Präservativs und mit der Art seiner Anwendung bekannt zu machen. Er antwortete, daß er fest entschlossen wäre, das vollkommenste Stillschweigen über die Beschaffen-

heit seines Präservativs zu beobachten, da er sich nur so lange als reich betrachten könnte, als er dies Jedermann streng geheimlichen würde, daß übrigens die verschiedenen Reisen, welche er unternommen hätte, um eine für das Menschengeschlecht so nützliche Kenntniß zu erlangen, ihm mehr als 6—7000 Ducaten gekostet hätten, und daß sein Vermögen sehr zerrüttet sei. Er versicherte uns jedoch, daß er sogleich nach seinem Austritte aus der Quarantaine sich beeilen würde, sein Geheimniß dem Wiener Hofe mitzuthellen, der ihm gewiß eine der Wichtigkeit der Entdeckung angemessene Belohnung bewilligen, und es dann so sehr zu veröffentlichen, als er es für passend halten würde. Was die Art der Anwendung betrifft, so ließ er uns merken, daß dieselbe in zwei verschiedenen Prozeduren bestehe, von denen er die eine die innere, die andere die äußere nannte. Auf unsere Frage, ob er unter der inneren Anwendung verstünde, daß man eine Arzneisubstanz verschlucken müßte, antwortete er ganz einfach durch ein Lächeln. Wir dachten, daß eine dieser beiden Verfahrensweisen sich vielleicht mit einer Art Inoculation vergleichen ließe, die an der Person ausgeführt wird, welche man unverleßlich machen will.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Orthopädie.

(Beschluß.)

In England ist es wiederum Dr. Little (jetzt Professor an der Universität zu London), welcher der Retter der Klumpfüßigen wurde. Nach den in seinem Werke mitgetheilten Notizen und einem unten weiter zu besprechenden Resultate müssen seine Bemühungen von dem besten Erfolge begleitet sein.

Die Stellung fast aller der genannten Männer, als Professoren der Chirurgie und Vorsteher von Spitälern, hat einen bedeutenden Einfluß auf die schnelle Verbreitung dieser Entdeckung gehabt. Um sich von derselben zu überzeugen, braucht man nur eine chirurgische Zeitschrift in die Hand zu nehmen, und man wird fast in jedem Hefte irgend einer, diesen Gegenstand betreffenden Beobachtung begegnen, deren Verfasser oft in den entferntesten Gegenden wohnen. Diese neue Bereicherung der Chirurgie ist um so erfreulicher, da sie nicht nur einer zahlreichen Klasse von Leidenden Erlösung bringt, welche in früherer Zeit fast Alle ungeheilt blieben, sondern sie hat auch den so oft mit Unrecht geschmähten Ärzten Gelegenheit gegeben, der Welt auf eine glänzende Weise zu zeigen, daß uneigennützig Menschenliebe bei Ihnen nicht zu den frommen Wünschen gehört. Kranke dieser Art gehören nämlich meist der untern Volksklasse an, für welche die Pforten der auf Kosten von Privatleuten gegründeten orthopädischen Anstalten leider geschlossen sind.

Dieser Umstand veranlaßte die königlich-württembergische Regierung, dem Dr. Heine in Kannstadt ein großes Haus zur Gründung einer orthopädischen Anstalt mit der Bedingung zu überlassen, immer eine gewisse Anzahl armer Kran-

fer unentgeltlich zu behandeln. Eben so haben englische Privatleute, aufmerksam gemacht durch die glücklichen Kuren des Dr. Little, auf eigene Kosten eine orthopädische Anstalt gegründet und die Leitung derselben dem Dr. Little übergeben. Dieser Beweis brittischen Patriotismus verdient die höchste Anerkennung, und sollte uns zur Nachahmung dienen. Zwar hat der Edelmuth unserer Aerzte, so wie die Einrichtung unserer deutschen Spitäler solche Institute bis jetzt entbehrlich gemacht, doch sollte man den Aerzten diese Last nicht allein aufbürden.

Der Einführung dieser Entdeckung steht an vielen Orten noch mancherlei entgegen. Wie immer steht bei dieser Gelegenheit Dummheit und Vorurtheil an der Spitze. Der erstern gehen wir gern aus dem Wege, mit dem zweiten müssen wir uns leider schon einlassen. Es gibt viele Leute, die bei dem Namen einer Operation schon erschrecken. Es ist hier nicht von Aerzten die Rede. Aerzte, die sich vor Operationen fürchten, sollen ja nie operiren. Den furchtsamen Kranken zu Gefallen sei das Folgende zum Troste gesagt. Die Operation besteht darin, daß die Sehnen der Muskeln, welche hauptsächlich die Ungestalt des kranken Gliedes veranlassen, durchschnitten werden. Der Operateur nimmt dazu ein ganz feines Messer, schiebt damit unter die Haut, durchschneidet die Sehne, ohne die Haut weiter als an der Stelle des Einschnittes zu verletzen. Die ganze Operation ist in einem Augenblicke gemacht, und die Wunde nicht größer als die Breite einer feinen Federmesser Klinge. Referent, welcher bei mehreren Operationen der Art zugegen war, hat die Patienten nie Klagen gehört. Fast Alle versicherten, sie wollen sich lieber noch einmal operiren, als einen Zahn ausziehen lassen. Andere von zarter Haut meinten, die Flöhe im Spitale hätten ihnen mehr Pein gemacht, als die ganze Kur, wenn man erstere, die selten fehlenden Inquilinen der Spitäler, als zur Kur gehörig betrachten müsse. Vier Tage nach der Operation sind alle Spuren der gemachten Eingriffe verschwunden, und es wird alsdann ein Apparat zur Ausdehnung des kranken Gliedes angelegt. Bei sehr günstigen Fällen ist eine Nachbehandlung von einer Woche bis einem Monate hinreichend, die vollkommene Gestalt wieder herzustellen. Bei den schwierigeren dauert sie drei bis vier Monate, nur die ungünstigsten Fälle verzögern die gewisse Heilung. Doch gehören Kuren, die über sechs bis sieben Monate dauern, zu den Seltenheiten. Man kann fast allen Patienten Heilung versprechen, wenigstens sollte kein Patient sich beruhigen, ehe er nicht den Rath eines Arztes in Anspruch genommen hat, welcher mit Liebe und Eifer sich diesen Kuren widmet. Die Kur kann noch in jedem Alter, zu jeder Zeit und an jedem Orte unternommen werden. Wiewohl die beständige Aufsicht des Arztes die nothwendigste Bedingung zum glücklichen Erfolg ist, so braucht der Kranke darum nicht immer eine orthopädische Anstalt zu besuchen, sondern er kann sich mit demselben Glücke zu Hause behandeln lassen.

Ein zweites, noch zu berücksichtigendes Vorurtheil ist das Vertrauen zu mechanischen Mitteln. Aerzte, die ihnen allein vertrauen wollen, zeigen, daß sie bisher keine Kuren der Art gemacht haben. Kleine Kinder werden dadurch geheilt, bei Aeltern ermüden Arzt und Kranker bald bei der vergeblichen Bemühung. Wenige in den Annalen der Chirurgie aufgezählte Heilungen reichen nicht hin, um daraus eine Regel zur Behandlung zu ziehen. Dr. Stromeyer war Vorsteher einer orthopädischen Anstalt, und nur die Unzulänglichkeit der bekannten Mittel führten ihn zu seinen Versuchen. Dieffenbach rühmte die neue Entdeckung auch

darum so sehr, weil er sich im Stande sah, mehrere früher ohne Erfolg Behandelte herzustellen; wem indes diese Autoritäten nichts gelten, den wollen wir erinnern, daß zwei der berühmtesten Männer unserer Zeit, Lord Byron und Fürst Talleyrand, an Klumpfüßen litten und sie mit in's Grab nahmen: was sich gewiß nicht ereignet hätte, wenn die mechanischen Mittel sich ihren Ärzten hilfreich erwiesen hätten.

Die letzte noch zu erörternde Frage, ob jeder Chirurg solche Kuren unternehmen könne, müssen wir eben so verneinen, als wie wir die Frage verneinen würden, ob jeder Chirurg Geschick zum Operiren habe. Somit schließen wir einen Bericht, dessen Zweck, das große Publikum auf eine Entdeckung aufmerksam zu machen, gewiß kein überflüssiger ist, denn die hier von ausgezeichneten Männern gemachten Versuche scheinen lange nicht den verdienten Eindruck gemacht zu haben.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Windpumpe.) Da im Winter in so vielen Wohnstuben Dampf und feuchte Luft auf Alles, was sich darin befindet, und besonders auf die Gesundheit der Menschen nachtheilig wirken, so hat der Orgelbauer Herr Hermann zu Breslau eine Maschine zu Stande gebracht, die mittelst einer Windpumpe die unangenehme Luft aus den Stuben leitet, und zum Ansähen des Feuers im Ofen mit Holzersparniß verwendet wird. Zu bemerken ist noch, daß diese Maschinen den Zweck haben, nicht bloß im Winter den Wohnstuben eine reine Luft und wärmere Temperatur zu geben, sondern auch im Sommer die schwüle und elektrische Luft aus dem Locale zu entfernen, und eine kühlere und angenehmere hineinzubringen.

Miscelle.

— An der englischen Küste zwischen Sidmouth und Seaton haben am Weihnachtsabend Erderschütterungen Statt gefunden, die sich an den folgenden Tagen bis zum 27. December v. J. wiederholten, und durch welche ein großes Stück Land, auf dem sich mehrere Bauernhütten befanden, durch eine tiefe Schlucht von der früher damit zusammenhängenden Erdfläche abgetrennt wurde. Die Erdrisse zeigen sich in einer Länge von 4 englischen Meilen. Zugleich mit dieser Erderschütterung, die von unterirdischem lauten Getöse begleitet war, trat ein 50 Fuß hoher Fels bei Culversole aus dem Meere hervor.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigotti'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 11. Donnerstag, den 6. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Zur Geschichte der Präservative. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Zur Geschichte der Präservative.

(Von Dr. Pezzoni, russischem Gesandtschaftsrath in Constantinopel.

(Beschluß.)

Wir fragten Rosenfeld, ob die Anwendung seines Präservativs irgend eine merkliche Veränderung in der Person, welche sich demselben unterwirft, hervorbrächte, und ob die Veränderung bald oder spät auf diese Anwendung folgte. Hierauf antwortete er verneinend und versicherte uns im Gegentheil, daß er sein Präservativ an Personen versucht hätte, die keine deutliche Wirkung bemerkt hätten, und daß er nach der Operation keine Veränderung in ihrem physischen Zustande hätte finden können.

Immer noch in der Hoffnung, etwas von der Sache zu erfahren, baten wir ihn, sein Präservativ bei uns selbst anzuwenden und uns so viel davon zu geben, daß wir es an ungefähr hundert Individuen versuchen könnten, um eine größere Zahl von Beobachtungen zu Gunsten seiner Methode zu sammeln. Er schlug uns dies rund ab, und führte als Grund dafür an, daß er unsere Bitte nicht erfüllen könne, bevor er nicht sein Geheimniß dem österreichischen Hofe mitgetheilt habe; er sagte uns jedoch, daß er geglaubt hätte, seinen Dolmetsch Constantin von der Ansteckung bewahren zu müssen, indem dieser dasselbe Hospital bewohnte und sich zu sehr ausgesetzt haben würde, und fügte hinzu, daß er seit seinem Eintritte daselbst sein Präservativ einigen gemeinen Leuten gegeben hätte, die wohl die Zahl seiner Beobachtungen vermehrten, aber unfähig wären, die Mittel zu errathen, deren er sich bedient hätte.

Endlich erwähnten wir noch seine Reisen, um vielleicht zu erfahren, wo er seine vorgebliche Entdeckung hätte machen können. Allein er machte uns bemerklich, daß er die Namen der von ihm durchreis'ten Orte absichtlich geheim hielt, damit nicht etwa Jemand seine Spur folgen, und eben so glücklich als er das entdecken möchte, was ihm so viele Mühe gekostet hätte, und ihm durch Veröffentlichung seines Geheimnisses die Frucht seiner Arbeiten entreißen möchte.

Nichtsdestoweniger erzählte er uns, daß er auf seinen Reisen durch verschiedene Länder Asiens und Afrika's, wo die Pest oft auftritt, in einem gewissen Orte beobachtet hätte, daß die Einwohner sich vor der Krankheit durch die Methode schützten, welche er besäße, und daß nach der Behauptung dieser Personen es hinreichend wäre, jene ein einziges Mal angewendet zu haben, um für seine übrige Lebenszeit gegen die Ansteckung geschützt zu sein. Auch versicherte er uns, daß er diese Methode an mehreren Personen in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Umständen angewendet habe, und daß dies Alles dazu beigetragen hätte, ihn von dem Werthe seiner Entdeckung zu überzeugen.

Wir verdoppelten unsere Bitten und selbst unsere List, um ihm eine etwas genauere Angabe zu entreißen und um ihn dahin zu bringen, daß er sich verriethe, allein er flüchtete sich stets unter verneinenden Antworten und Ausflüchten, und wir bemerkten auch, daß er von Zeit zu Zeit sich widersprach und eine Verwirrung affectirte, durch welche man leicht die Absicht, uns irre zu führen, bemerken konnte. Da wir nun sahen, daß wir von einem neuen Versuche keinen Erfolg zu erwarten hätten, und daß übrigens Rosenfeld anfang, über unsere Fragen ungeduldig zu werden, so verließen wir ihn.

Es waren kaum 17 Tage seit seiner Einschließung in's Hospital vergangen, und bereits glaubten mehrere Personen, aus Liebe zum Wunderbaren, an seine Unverletzbarkeit, ohne zu bedenken, daß 1) die Krankheit in der Abnahme war, und die meisten der davon Befallenen genesen, und 2) die sogenannte Unverletzlichkeit Rosenfeld's bis dahin noch keinen höheren Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht hatte, als den, welchen die Krankenküster und andere, seit langer Zeit zur Anstalt gehörenden Individuen zu besitzen scheinen, die Tag und Nacht ungestraft bei den Pestkranken bleiben, ihre Wunden verbinden, ihre Betten machen und ihnen jede Art von Hilfe leisten.

Diese vorzeitige Huldbigung kam zu den Ohren Rosenfeld's und erweckte in ihm die Hoffnung, das Hospital bald zu verlassen. Er ergriff mit Eifer diese Gelegenheit, um dem Internuntius vorzustellen, daß die Zeit, welche er unter den Pestkranken zugebracht hätte, mehr als hinrei-

hend sei, um die Wirksamkeit seines Präservativs zu beweisen, und daß er es deshalb nicht für nöthig halte, seinen Aufenthalt an einem Orte noch zu verlängern, wo er so viele Entbehrungen und Unannehmlichkeiten erdulden mußte. Dies Verfahren hatte aber einen, seinen Erwartungen ganz entgegengesetzten Erfolg.

Es waren Dr. Burghard durch Leute aus dem Hospitale Nachrichten hinterbracht worden, die ihn argwöhnen ließen, daß Rosenfeld heimlich fettige Substanzen auf seinen Körper brächte. Man wollte auch bemerkt haben, daß er, anstatt den Kranken sich unerschrocken, wie früher, zu nähern, es jetzt nur schüchtern und vorsichtig thäte. Herr Burghard hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich an demselben Tage zu ihm zu begeben, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Alles wohl untersucht, so erkannte dieser Arzt augenblicklich die Falschheit der Beschuldigungen; da er aber wünschte, jede Art von Verdacht oder Zweifel zu entfernen, den man über die Wahrheit der Versuche Rosenfeld's erheben konnte, so ließ er ihm in seiner Gegenwart Hände und Arme mit warmen Wasser und Seife waschen, und nachdem sie sorgfältig getrocknet waren, nicht allein die Finger in die eiternden Bubonen und Karbunkel der Pestkranken einbringen, sondern auch aus denselben Bubonen zu wiederholten Malen eine beträchtliche Menge Eiter ausziehen, mit dem er sich die Arme und die Hände so lange rieb, bis diese Theile trocken waren. Nach dieser Operation blieb Dr. Burghard noch eine Viertelstunde bei ihm, um die Aufsaugung des Peststoffes zu begünstigen. Sein Dragoman unterwarf sich freiwillig demselben Versuche.

Nach Vollendung dieser Operation gab Dr. Burghard dem Internuntius davon Nachricht, so wie von den Beweggründen, die sie gefordert hätten, und erklärte ihm zugleich, daß, wenn Rosenfeld nach einem solchen Versuche fortführe, der Contagion zu widerstehen, man einen sehr starken Grund erlangt haben würde, um an sein Schutzmittel zu glauben.

22 Tage waren seit dem letzten, am 27. December stattgefundenen Versuche verfloßen; es bedurfte nur noch eines einzigen, um die Quarantaine zu beendigen, und da die Gesundheit Rosenfeld's durchaus keine Störung erfahren hatte, so war seine Unversehrtheit zum Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung des Publikums geworden. Man schrieb diesen merkwürdigen Widerstand der Kraft des Präservativs zu, und tadelte selbst die Ungläubigkeit derer, welche noch zögerten, den Befehl desselben für unverlegbar zu erklären.

Indessen glaubte der Internuntius, von der Nothwendigkeit überzeugt, den Versuchen Rosenfeld's den doppelten Charakter der Authen-

tizität und der Unparteilichkeit zu geben, daß bei dem Herannahen des Endes seiner Quarantaine nur eine Vereinigung von Leuten vom Tache ein Urtheil aussprechen könnte, welche eine für die ganze Menschheit so wichtige Frage lösen sollte. Er lud folglich die Aerzte der englischen, französischen und russischen Gesandtschaften, so wie die Herren Dren. Burchard und Thomas, ein, sich den 19. Jänner bei ihm zu versammeln, um zu entscheiden, ob die von Rosenfeld gemachten Versuche unbestreitbar hinreichten, die Wirksamkeit seines Präservativs zu beweisen, oder um die neuen Versuche anzugeben, denen man ihn unterwerfen müßte, bevor man sich zu seinen Gunsten erklären könnte.

In der That begab ich mich am Morgen des 19. Jänner, als dem zur Versammlung der Aerzte bestimmten Tage, von Bujukdere nach Pera; allein wie groß war mein Erstaunen, als ich bei meiner Ankunft hörte, daß Rosenfeld von der Pest befallen worden sei, und daß folglich die projectirte Versammlung nicht Statt finden würde.

Am andern Morgen, den 20. Jänner, besuchte ich mich, den Internuntius zu sehen. Er sagte mir, Dr. Burchard habe ihn benachrichtigt, daß, nebst andern Symptomen, ein in der linken Achselhöhle entstandener Wubo keinen Zweifel über die Natur der Krankheit ließe, die sich unter einer sehr beunruhigenden Gestalt zeigte.

Die Berichte der Leute aus dem Hospital stimmten vollkommen mit dem des Dr. Burchard überein, und man hatte alle Ursache, zu fürchten, daß Rosenfeld bald das Opfer seiner Leichtgläubigkeit und seiner Hartnäckigkeit werden würde.

Am 21. Abends verbreitete sich das Gerücht, daß Rosenfeld um 2 Uhr Nachmittags gestorben sei. Am 22. begab ich mich in das Hospital, um mich darüber zu vergewissern. Der daselbst wohnende Priester, so wie der Dolmetsch Rosenfeld's bestätigten mir diese Nachricht und fügten noch eine sehr umständliche Angabe der Symptome hinzu, welche die Krankheit begleitet hatten. Die Krankenwärter und andere Leute im Hospitale bestätigten diese Erzählung. Auch sagte man mir, daß der Leichnam des Verstorbenen noch im Hospitale wäre, und daß die Kanzlei der Internuntiatour die Papiere und andere Gegenstände des Unglücklichen unter Siegel gelegt hätte. Dieser Todesfall hatte einen so lebhaften Eindruck auf die Einbildungskraft des jungen Mannes gemacht, daß er von diesem Augenblicke an nur daran dachte, wie er die Erlaubniß, das Hospital zu verlassen, erhalten könnte. Die Kühnheit und Sicherheit, welche Rosenfeld durch Darreichung seines vorgeblichen Präservativs ihm einzuprägen gewußt hatte, hatten der Kleinmüthigkeit und dem Schrecken Platz gemacht.

Das Vertrauen, welches Rosenfeld Manchen eingeflößt hatte, war

so blind, daß sie die Nachricht von seinem Tode zuerst nicht glauben wollten, und als es nicht mehr möglich war, daran zu zweifeln, verbreitete man das Gerücht, daß Rosenfeld durchaus nicht an der Pest gestorben, sondern durch Gift umgekommen wäre. Diese eben so ungegründete als alberne Voraussetzung wurde jedoch sehr bald formell widerlegt, und das Publikum vergaß, nachdem es einmal von der wahren Ursache seines Todes überzeugt war, in wenig Tagen diesen Unglücklichen, der kurz vorher der Gegenstand einer allgemeinen Unruhe und eines allgemeinen Vertrauens gewesen war.

Unmöglich kann man den Tod Rosenfeld's mit Aufrichtigkeit einer andern Ursache zuschreiben, als der Pest, wenn man alle die charakteristischen Symptome zusammenfaßt, welche ihm vorhergingen.

Rosenfeld's hinterlassene Papiere wurden, nach geschעהener Desinfection, von Dr. Burghard untersucht, der sie dem Internuntius mit der Bemerkung überlieferte, daß sie nichts enthielten, was Aufmerksamkeit verdiene.

Dr. Thomas, der vom Herrn von Stürmer den Auftrag erhalten hatte, den Hof von ihrem Inhalte in Kenntniß zu setzen, hat mir versichert, daß diese Schriften ekelhaft unreinlich und in der größten Unordnung waren. Die einzige merkwürdige Sache, welche Dr. Thomas in denselben fand, war die von Rosenfeld gemachte Beobachtung, daß alle Pestkranken, bei denen sich Ausschläge oder Flecken am Unterleibe zeigten, ganz gewiß sterben, was schon vorher von mehreren Coimographen beobachtet worden war. Der Ueberrest bestand in ganz unbedeutenden Briefen und Bemerkungen.

Die Physiognomie Rosenfeld's zeigte einen kühnen und unternehmenden Mann. Obgleich er, außer seiner Muttersprache, Lateinisch, Französisch und Italienisch sprach, hatte er doch einen sehr wenig gebildeten Geist, und ermangelte sogar der gemeinsten und für den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigte, unentbehrlichsten Kenntnisse. Diese Unwissenheit erklärt seine Neigung zur Alchymie. Er hatte seinem Vertrauten ein weißes Stück Metall gezeigt, welches er eben so hoch als wirkliches Silber schätzte, mit der Versicherung, daß es festgemachter Mercur sei, und gesagt, daß es nur auf ihn angekommen wäre, sich durch dieses Mittel unermessliche Reichtümer zu verschaffen, daß er es aber vorgezogen hätte, vor Allem dem Menschengeschlechte den größten Dienst zu erweisen, indem er es von der Pest befreite.

Gallerie berühmter Aerzte.

L a e n n e c *).

René Theodor Hyacinth Laennec wurde den 17. Februar 1781 zu Quimper, einer kleinen Stadt der Bretagne, geboren, wo seine Familie schon durch mehrere Generationen hindurch mit Ehre die öffentlichen Aemter der Stadt bekleidete. Sein Vater, ein Mann von vielseitiger Bildung und großem Talente für die Poesie, gehörte jedoch unglücklicher Weise unter jene Menschen, welche es vorziehen, ihr ganzes Leben Kinder zu bleiben, als sich mit ganzer Seele den ernstern und praktischen Tendenzen des Lebens zu weihen. Frühzeitig schon Witwer und Vater sehr junger Kinder, fühlte er lebhaft, wie wenig er der Erziehung derselben gewachsen sei, und er überließ daher dieselbe seinem Bruder, einem ausgezeichneten Arzte in Nantes, welcher die jungen Waisen mit derselben Liebe, wie seine eigenen Kinder, behandelte.

Im Jahre 1800 kam der 19jährige Laennec nach Paris, wo er sich, nebst seinem Berufsstudium, der Medicin, besonders auf die lateinische Sprache verlegte, in welcher er sich bald mit einer Eleganz auszudrücken vermochte, welche in unsern Tagen so selten geworden ist. Denselben Eifer verwendete er auf das Griechische, und da gerade zu dieser Periode die Philologen seines Vaterlandes die französische Sprache, besonders in ihrem Verhältnisse zu den celtischen und indoeuropäischen Idiomen, mehr zu würdigen begannen, so ist es natürlich, daß auch Laennec diesen Gegenstand mit ganz besonderer Vorliebe umfaßte. Er studierte demgemäß nicht bloß einerseits die gälische und cymbrische Sprache, sondern auch andererseits die Mundarten von Cornwall und Nieder-Bretagne. Die auffallende, erst in neuerer Zeit erwiesene Verwandtschaft dieser Sprachen und Dialecte mit dem Sanscrit, machte ihn auch mit dieser Ursprache vertraut, und so erregten jene philologischen Forschungen in seinem Geiste eine Reihe von Problemen über die gemeinschaftliche Wiege der Völker und ihre Wanderungen über die Erde, zu deren Lösung er gewiß seinen Theil beigetragen haben würde, wenn es nicht seine Bestimmung gewesen wäre, die Tiefen der menschlichen Organisation zu erforschen.

Im Jahre 1801 erhielt Laennec bei dem Concourse die zwei ersten Preise der Medicin und Chirurgie, und im Jahre 1804 publicirte er zwei Dissertationen über Hippocrates, die eine in lateinischer Sprache, die andere in französischer, in welcher ersteren er die Existenz dieses großen Mannes zu bezweifeln für gut fand. Die zweite, welche er öffentlich vertheidigte, ist eine Auseinandersetzung der Hippokratischen Lehre in Bezug auf die praktische Medicin, welche, neben manchem Paradoxen, doch sehr viel Wahres enthält.

Später sprach ihn ganz besonders das Studium der Eingeweidewürmer an, jenes interessante Gebiet der Naturgeschichte, auf welchem die Namen von Zeder, Bremser, Rudolphi und Hippolit Eloquet so sehr glänzen. Der Gegenstand war auch eines Mannes, wie Laennec, ganz würdig, denn er spielt in dem großen Haushalte der Natur eine der wichtigsten Rollen, und steht in einem zu genauen Zusammenhange mit dem physischen Wohlfsein des Menschen und der

* Nach einer von Pariset in der „Academie de médecine“ gehaltenen Lobrede über Laennec.

ihm befreundeten und nützlichen Hausthiere, als daß er nicht die Aufmerksamkeit sowohl des Gelehrten, als auch der Regierungen völlig in Anspruch nehmen sollte. Dies beweiset auch die Schule von Wien, welche schon seit 36 Jahren Eingeweidewürmer aus allen Welttheilen sammelt, und nun gegen 50,000 Individuen dieser merkwürdigen Thierklasse besitzt. Besonders war es der innere Bau dieser Thiere, um dessen nähere Kenntniß sich Laennec besonderes Verdienst erwarb.

Im Jahre 1805 wurde er Mitglied der Gesellschaft der medicinischen Schule, und nahm von dieser Zeit an allen ihren Leistungen den lebhaftesten Antheil. Hier war es, wo er die ersten Spuren jener glänzenden Entdeckung zeigte, die später seinen Namen unsterblich machte. Er stellte nämlich im Februar 1815 der Gesellschaft einen Kranken mit der Brustwassersucht vor, und machte dieselbe auf das, mittelst der Hippokratischen Erschütterung (*secousse*) erzeugte Geräusch der in der Brusthöhle enthaltenen Flüssigkeit aufmerksam. Aber erst am 1. Mai desselben Jahres begann er die Vorlesung einer langen Memoire über die Auscultation, und am 14. desselben Monats stellte er den ersten öffentlichen Versuch mit dem Stethoskop an. Von dieser Zeit begann sein Ruhm sich zu entwickeln. Im Jahre 1816 wurde er Arzt im Spital Beaujon, und später in dem Spital Necker. Sein Lieblingsstudium waren die Brustkrankheiten, ein Gegenstand, der ihm nicht neu war; denn schon im Jahre 1810 las er der Gesellschaft eine lateinische Dissertation über die Brustbräune vor, währenddem die Physiologie und pathologische Anatomie der in der Brusthöhle enthaltenen Organe seine beständige Beschäftigung waren. Ein Rückblick auf die Leistungen der praktischen Medizin in Bezug auf die Erkenntniß dieser Krankheiten ist vielleicht hier nicht am un rechten Plage. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß von Hippokrates bis auf Baglivi, dessen Schmerzruf bis auf den großen Peter Frank, ja bis auf Laennec fortkante, die Erkenntniß der Brustleiden voll Ungewißheit und Dunkelheit war. Trotz dem läßt es sich nicht leugnen, daß jener treue Beobachter der Natur, Hippokrates, kein einziges Symptom für gering achtete oder über sah. Er prüfte sie alle, sowohl einzeln als in ihrer Gesammtheit, und so entging ihm auch nicht das Geräusch, welches sich zuweilen in der kranken Brust hören läßt, und für den Arzt von hoher Bedeutung ist.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Dr. Mauthner's Kinderhospital.) Wir haben unsere Leser gleich beim Entstehen dieser wohlthätigen Anstalt auf dieselbe aufmerksam gemacht, und heben nun aus einer in der „Wiener Zeitung“ vom 17. Jänner 1840 veröffentlichten Totalübersicht folgende näheren Daten heraus. Die Anstalt besteht hier bereits zwei und ein Drittel-Jahr, nämlich seit 26. August 1837. Die vorzüglichsten Krankheitsformen unter den sowohl im als außer dem Spital behandelten Kindern waren Scharlach, Lungenentzündungen, hitziger Wasserkopf, Bräune und Nervenfieber. Die Mehrzahl der im Spital aufgenommenen chronischen Fälle waren Kränkfranke, welchen, wo möglich, die Aufnahme nicht verweigert wurde, da kleine, an Krätze leidende Kinder oft ganze Familien anstecken, zu Hause bei Armen schwer geheilt werden, und Allen, die sie umgeben, zur Qual und Last sind. Aus dem häufigen Umgange mit Müttern und andern Pflegern der Kinder

ergab sich die Ueberzeugung, daß viele Leiden der Kleinen durch Mißgriffe und Vorurtheile in der Wartung derselben entstehen, weshalb nach erlangter allerhöchster Bewilligung am 6. October v. J. vom Unterzeichneten ein gemeinschaftlicher Unterricht über Kinderpflege begonnen wurde, der seitdem jeden Sonntag von 10 bis 11 Uhr an der Universität fortgesetzt, und während der Sommermonate mit praktischen Uebungen in der Kinderpflege verbunden werden wird. Im verflossenen Jahre wurde die Anstalt durch den Besuch Ihrer k. k. Hoheiten des Erzherzogs Maximilian von Este und des Erzherzogs Stephan, und mehrerer hochgestellter Personen des In- und Auslandes beehrt. Von mehreren Seiten sind freiwillige Spenden sowohl an Geld als an Leinenzug der Anstalt zu Theil geworden. Von diesen Gaben wurde ein Theil zur Anschaffung verschiedener bleibender Gegenstände verwendet, größtentheils jedoch, und zwar im Betrage von 128 fl. C. M., sind sie als Kern eines künftigen Stiftungs-Capitals von dem Inhaber der Anstalt in Verwahrung genommen worden. Der edlen Geber reine Absicht, im Stillen Gutes zu fördern, gestattet nicht, hier mehr als ihnen Allen, die in dem beseligenden Gefühle der Förderung einer gemeinnützigen Sache ihre lohnende Genugthuung finden, im Namen der hilflosen Kleinen innigst zu danken. Die hier nun folgenden numerischen Angaben geben eine Uebersicht von der bisherigen Wirksamkeit dieser Anstalt: In den Jahren 1837 und 1838 sind laut den früheren Ausweisen behandelt worden: Im Spitale 175, zu Hause wegen Mangel an Raum und auf Verlangen der Eltern 147, zur täglichen Ordination wurden gebracht 801, zusammen 1123. Im verflossenen Jahre 1839, vom 1. Jänner bis Ende December, wurden behandelt: Im Spitale 220, zu Hause aus überwähnten Gründen 220, zur täglichen Ordination wurden gebracht 1532, zusammen 1972. Von diesen im Jahre 1839 Behandelten sind genesen: Im Spitale 128, zu Hause 187, als Ambulanten 1165, zusammen 1480. Von den im Jahre 1839 Behandelten sind gestorben: Im Spitale, worunter mehrere sterbend überbracht, 51, zu Hause 31, als Ambulanten 85, zusammen 167. Auf Verlangen der Eltern wurden aus dem Spitale gebessert entlassen 32, zur Ordination sind nicht weiter erschienen 246, zusammen 278. In Behandlung mit Jahreschluß verbleiben: Im Spitale 9, zu Hause 3, als Ambulanten 35, zusammen 47. Es ergibt sich somit als Total-Summe der bisher Behandelten: Im Spitale 395, zu Hause 367, als Ambulanten 2333, Total-Summe 3095. Mit Kuhpockenstoff wurden geimpft: Im Jahre 1838: 23, im Jahre 1839: 74, zusammen 97.

M i s c e l l e .

— (Kopenhagen.) Durch Verordnung vom 28. December v. J. ist die Einführung einer neuen Pharmacopoea Danica verordnet worden.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 12.

Montag, den 10. Februar 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber Siechenhäuser. — Gallerie berühmter Aerzte. — Sittliche Zustände in Paris. — Gemeinnützige Nachrichten.

Ueber Siechenhäuser.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

Man hat den ärztlichen Wohlthätigkeitsanstalten, insbesondere den Siechenhäusern, den Vorwurf gemacht, daß sie ihrer Idee nach verderblich seien, indem sie die Indolenz und Arbeitsscheu des gemeinen Mannes künstlich befördern, und so die Zahl der Armen eher vermehren. Ich möchte zweifeln, ob ihre Gegner je einen Fuß in Länder gesetzt, wo sie nicht existiren. Wenn man dort jeden Schritt auf abschreckende Gestalten stößt, die ihre ekelhaften Gebrechen, oft nur den gräßlichen Abdruck ihrer Sünden, nicht etwa verbergen, sondern absichtlich zur Schau tragen; die sie als eine Quelle des Erwerbes betrachten, als ein Mittel, um Mitleiden zu erregen; wenn man von der auffallenden Menge verstellter Krankheiten hört — da fängt man an, die Zweckmäßigkeit jener Anstalten zu begreifen. Freilich steht ein Montesquieu an der Spitze ihrer Gegner, aber hierin dürfte man wohl von ihm sagen: „Quandoque bonus dormitat Homerus.“

Mit gutem Gewissen kann man ihnen entgegen, daß der Schade aus der Verpflegung einzelner unwürdiger, oder für eine Siechenanstalt vielleicht nicht geeigneter Individuen gegen den Vortheil verschwinde, den wahrhaft Hilfebedürftige daraus ziehen, ja daß es selbst eine bessere Oekonomie verathe, eine große Menge Arme in einer einzigen Anstalt, als jeden Einzelnen in seiner Behausung auf gleiche Art zu verpflegen. Um mich deutlicher auszudrücken: es ist eine falsche Berechnung, wenn man die Auslagen für den Armen in der Anstalt mit dem vergleicht, was er zu Hause bedarf; seine

schmutzige Kleidung, seine unverdauliche Kost u. s. w., an die er so ziemlich gewöhnt ist, sind allerdings wohlfeiler als die Versorgung in der Anstalt; allein die Nächstenliebe muß für ihre Gaben einen besseren Maßstab annehmen, wenn sie schon dahin zielt, das harte Loos des Unglücklichen zu erleichtern. Wie viel sie nun spenden mag — ohne öffentliche Anstalten wird sie ihren Zweck nie ganz erreichen. Ungebildete Leute sind geistige Kinder, welche die Wege, ihr Leben zu verlängern, nicht kennen, und selbst von den Mitteln dazu nicht immer Gebrauch machen. In der Liebe zur Reinlichkeit, zur Mäßigkeit, in der klugen Fürsorge für die Zukunft werden sie leider oft durch Thiere beschämt, deren richtiger Instinkt eine schwache Dosis von menschlicher Vernunft überflügelt. Um daher das entschieden Gute bei ihnen durchzusetzen, ist nicht selten eine Art Zwang nothwendig.

Ohne Zweifel sind also die Einwürfe gegen Siechen- und Versorgungshäuser ungerecht; dennoch muß man ihren Gegnern Dank wissen, daß sie damit auf die möglichen Mißbräuche aufmerksam machten. Der Zweck jener Anstalten geht im Allgemeinen dahin, armen Personen, die durch Alter oder durch unheilbare Gebrechen unfähig sind, ihr Brot zu erwerben, den nöthigen Lebensunterhalt zu gewähren. Bei Manchen sind zwar die Arme tüchtig genug zur Arbeit; allein traurige Verstümmelung oder abschreckende Uebel machen sie zum Abscheu der übrigen Welt. Mit dem Verluste der menschlichen Form sind sie so gut als geächtet; bei dem besten Willen und in der Blüte der Jahre werden sie brotlos, fallen Andern zur Last, und führen ein nutzloses Leben. Diesem Uebelstande können nun Siechenhäuser abhelfen. Mit einem bloßen Ableben der Armen in ihren Mauern ist jedoch die Aufgabe nur halb gelöst; sie sollen ihnen die Mittel an die Hand geben, nach Maßgabe der Kräfte sich und der Welt nützlich zu sein, denn Thätigkeit veröhnt uns noch leichter mit den Schlägen des Schicksals, als die langsame Zeit. In den vorzüglichsten Siechenanstalten Deutschlands und des Auslands wird daher nicht nur der Dienst im Hause von Siechen verrichtet, sondern auch Geräthschaften für dasselbe von ihnen gefertigt und ausgebessert. Die Verlässlichsten und Tauglichsten werden zu Wärtern und selbst zu Gehilfen im Verwaltungs- und Kanzleigeschäfte gewählt; die Wäsche wird von ihnen gewaschen und ausgebessert u. s. w. Um ihre Arbeitslust und eine Art Ehrgeiz unter ihnen zu erwecken, erhalten sie dafür eine kleine Geldzulage. In größeren Anstalten finden sich eigene Handwerksstätten, vorzüglich für jene Handwerke, die von dem größten Theile betrieben werden. Die Arbeitsgeräthschaften erhalten sie unentgeltlich von der Anstalt; jene, welche Eigenthum der Siechen sind, fallen nach ihrem Tode der Anstalt anheim; die Arbeitsfälle für lärmende Beschäftigungen, wie für Tischler, Weber, liegen von den Wohnzimmern etwas entfernt. Eben so können Kinder,

die wegen langwieriger und schwer heilbarer Krankheiten, wie Fallsucht, Scropheln u. dgl. ihr halbes Leben im Siechenhause zubringen, im Lesen, Schreiben u. s. w., die Mädchen überdies in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden. Die Vortheile dieser Methode sind unverkennbar, und am einleuchtendsten dort, wo Mangel an Localität oder ähnliche Hindernisse ihrer Einführung im Wege stehen. Die tägliche Unthätigkeit, die nur durch die thierischen Verrichtungen des Essens und Schlafens, oder durch den ärztlichen Besuch unterbrochen wird, ist gerade für die rüstigeren und minder leidenden Siechen eine reiche Quelle von Verdrüsslichkeit und Langweile. Sie werden unzufrieden mit der Anstalt, unverträglich mit den übrigen Siechen und hypochondrisch; weil sie aus Mangel an Bewegung und Thätigkeit schlechter verdauen, sind sie die strengsten Kritiker der Kost u. s. w. Bekanntlich werden Viele in Siechenhäusern geheilt, an denen sich die ärztliche Kunst in Spitälern vergebens erschöpfte. Sollte nicht das thätigere Leben dazu beitragen? Welchem Spitalsarzte ist nicht die Heilung mancher Nervenkrankheit, z. B. der Hysterie, Hypochondrie, Fallsucht, ein Problem, das er nicht zu lösen vermag, denn die traurige Monotonie des Krankenhauses nährt das Uebel, statt zu seiner Ausrottung beizutragen. Leider hängt der halbe Erfolg unserer Kunst nur zu oft von den äußeren Umständen ab, und selten ist es in unserer Macht, sie ganz zu beherrschen.

Eben so wichtig als Beschäftigung ist es, den Siechen eine Art Freiheit zu gestatten. Selbst der Bettler hat einen Drang nach Selbstständigkeit, und vertauscht nicht gern sein Lager unter freiem Himmel mit einem Gefängniß. Wenn daher nicht Sanitätsrücksichten, die abschreckende Form der Krankheit, oder polizeiliche Maßregeln eine Einschränkung nöthig machen, sei den Siechen außer den Arbeitsstunden der freie Ausgang bei Tage gestattet. Um jeden Mißbrauch dieser Freiheit zu verhüten, und besonders dem Bettelunwesen zu steuern, zu dem sie verleiten dürfte, seien sie durch Betteln derselben verlustig; auch trage Jeder außer der Anstalt entweder die Hauskleidung, oder an seiner eigenen ein leicht kennbares Zeichen, daß er sich in einer Wohlthätigkeitsanstalt befinde. Wer ohne dasselbe getroffen wird, werde gestraft; denn Viele nehmen es außer dem Hause ab, und tragen es nur beim Ein- und Ausgehen in's Siechenhaus.

Als ein Asyl für den Rest des Lebens, in dem die Meisten von der Welt Abschied nehmen, soll eine solche Anstalt auch ein freundlicheres und gefälligeres Ansehen haben, als ein Krankenhaus. Da die Aufnahme der Siechen selten dringend ist, so kann sie ohne Nachtheil von der Stadt entlegener sein, und auf eine gesunde Lage und angenehme Umgebung mehr Rücksicht genommen werden. Die ganze Einrichtung der Anstalt bis in's kleinste Detail muß dahin zielen, dem Armen so viel

Annehmlichkeit zu gewähren, als sein Unglück erfordert und seinem Stande angemessen ist. Ich halte es z. B. für unzweckmäßig, wenn in einigen Siechenhäusern die Fenster so hoch angebracht sind, daß sie keine Aussicht zulassen; für schädlich und abschreckend, wenn die Betten kaum zwei Schuh weit von einander entfernt sind, um so viele Arme, als möglich, unterzubringen; wenn die ganze Anstalt, wie hier und da, nur aus dunkeln Erdgeschossen bestehen, die kaum eine Beschäftigung zulassen, oder die alten Leute genöthigt sind, drei bis vier Stöcke mühsam hinaufzusteigen. Aus demselben Grunde sind in den oberen Stockwerken gedeckte Gänge nicht unpassend, in denen die Schwächeren an die freie Luft kommen, ohne Treppen zu steigen. Eiserne Bettstellen dürften auch hier den Vorzug verdienen, da sie bei passender Construction freier von Ungeziefer sind, und durch größere Dauerhaftigkeit die höhern Kosten ersetzen. Nur bei Epileptischen und überhaupt mit Fraisen Behafteten würde ich sie den hölzernen nachsetzen, da eine mechanische Verletzung während der Anfälle weit eher zu fürchten ist. Eine einfache, aber sehr zweckmäßige Vorrichtung, die man mit Unrecht in vielen Heilanstalten abschaffte, ist eine lederne Gurte, die an der Zimmerdecke durch einen Ring befestigt, über der Mitte des Bettes schwebt, so daß sich der schwache Kranke an ihr festhalten und aufrichten kann. Und so wäre es möglich, tausend kleine Bequemlichkeiten aufzuzählen, die für den Unglücklichen nicht ohne Werth und Bedeutung wären. So verschieden sie sind, so beruhen sie jedoch alle auf einem Grundsätze — auf dem der Humanität.

Nicht nur zweckmäßig, sondern durchaus nothwendig ist auch die Abtheilung in eigentliche Siechen- und Krankenzimmer. In letztere gehören nicht nur jene, die in der Anstalt zufällig und bedeutender erkranken, sondern im Durchschnitt alle jene Siechen, die einer sorgfältigen Pflege bedürfen, oder bei denen noch Heilversuche angestellt werden. Daß in Bezug auf Speisenordnung und Verhalten dort ähnliche Grundsätze leiten müssen, wie in Krankenhäusern, versteht sich von selbst. Nur für den Arzt ist das Terrain hier ungünstiger. Er hat es mit Kranken zu thun, die entweder durch die Last der Jahre gebeugt, oder durch langes Siechthum und selbst durch Seelenleiden entkräftet, ohne Vertrauen auf die ärztliche Kunst, ohne Hoffnung auf Heilung ihm entgegen treten. Für einen eingebildeten Arzt gibt es keine bessere Schule der Bescheidenheit, als ein Siechenhaus. Er wird bald inne werden, daß selbst an sich unbedeutende Erkrankungen bei Siechen eine gefährliche Gestalt annehmen, und durch scheinbare Gelindigkeit täuschen; es bedarf nämlich nur eines geringen Eingriffes in einen zerrütteten Organismus, um ein so morsches Gebäude zu zertrümmern. Auch bei den Krankheiten der

Alten ist dieses zum Theil der Fall. Man liebt es, zwischen dem Kinde und dem Greise Parallelen zu ziehen, und auf ihre Aehnlichkeiten hinzuweisen, allein man thäte gewiß besser, noch mehr Gewicht auf ihre Unterschiede zu legen. Im Frühling des Lebens ist die Heilkraft der Natur am wundervollsten, am üppigsten; hier, wo das Leben sich zu Ende neigt, am schwächsten; dort überlasse ihr der Arzt das Meiste, hier am Wenigsten.

So hemmend diese Umstände auf die ärztliche Behandlung einwirken, so geben sie doch gelungenen Heilungen einen höheren Werth, und günstige Resultate auf diesem Boden sind ein wahrer Prüfstein zweifelhafter Mittel. Die größeren Kosten, welche eine lang fortgesetzte Behandlung bei Einzelnen erfordert, gleichen sich hinreichend dadurch aus, daß es bei der Mehrzahl mehr auf eine aufmerksame Pflege, als auf Arzneien ankommt, und nur die Rede sein kann, ihr Leiden palliativ zu lindern, aber nicht radical zu heilen. Ein Umstand kommt ferner dem Arzte zu statten: wenn er Geduld und Beharrlichkeit besitzt, so kann er seinen Kranken jahrelang behandeln, und nicht selten dringt sich ihm die freudige Beobachtung auf, daß dieselbe Methode, dasselbe Mittel, das ihn unter scheinbar gleichen Umständen im Stiche ließ, später wiederholt, ihn doch zum Ziele führte.

Ueber den Nutzen und Werth von Siechenhäusern dürfte somit kein Zweifel sein; als große Bazars des menschlichen Glucks mögen sie vielleicht durch den Anblick ihrer unglücklichen Bewohner abschrecken, aber durch das Gute, das sie geräuschlos stiften, werden sie den denkenden Vätern damit veröhnen. Immerhin gehören sie, auf eine zweckmäßige Art eingerichtet, zu den Anstalten, die nicht nur der Intelligenz, sondern auch dem Herzen ihrer Begründer Ehre machen.

Gallerie berühmter Aerzte.

L a e n n e c.

(Beschluß.)

Im Jahre 1768 erschien Auenbrugger in Wien mit jener Methode der Untersuchung der Brust, welche unter dem Namen der Percussion bekannt ist. Diese wie fast alle nützlichen Erfindungen im Anfange vernachlässigte, jedoch von dem unsterblichen Stoll gepriesene und angewendete Methode blieb in Frankreich fast unbekannt, bis sie Corvisart einer Vergessenheit entzog, die für die Kunst nur ein Verlust sein konnte. Trotz der mannigfachen Aufschlüsse, welche diese Methode gab, schützte sie doch nicht vor Irrungen, und dieser Umstand brachte Laennec auf den Gedanken, die Hippokratischen Ideen von den verschiedenen Athmungsgeräuschen näher zu würdigen, zu prüfen, und so weit als möglich sicher zu stellen.

Seine Nachforschungen über diesen Gegenstand beschäftigten ihn drei Jahre, von denen jeder einzelne Tag durch ganz unerwartete Entdeckungen, deren Originalität Jedermann überraschte, bezeichnet wurde. Das Ohr eröffnete dem Geiste eine ganz neue Welt, und daher erhielt diese Methode auch den Namen der Auscultation. Diese ist entweder mittelbar oder unmittelbar, und Jedermann kennt das Instrument, welches *Laennec* zwischen sich und seinen Kranken brachte, und mittelst welchem er genauere Mittheilungen zu erhalten hoffte, als ihm das Ohr allein verschaffen konnte. Gene wenigen Fälle ausgenommen, in welchen ein schwer zugängiger Körpertheil oder die Schamhaftigkeit die unmittelbare Anlegung des Ohres verbieten, wird dieses Instrument in *Paris* seltner angewendet, und so bewährt sich endlich des scharfsinnigen *Euler's* Ausspruch, daß das Ohr immer das vollkommenste Instrument sei, und es läßt sich behaupten, daß das Stethoskop dem Ohre nie das sein wird, was das Teleskop dem Auge ist. Ganz anders verhält es sich mit der unmittelbaren Anlegung des Ohres, denn da hört man je nach den verschiedenen krankhaften Veränderungen in der Brusthöhle die sonderbarsten Töne und Geräusche, welche durch ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten die anderen Zeichen, welche die Percussion, der Puls, die Hitze, der Schmerz, das Fieber u. s. w. liefern, bestätigen, und so der Erkenntniß der Krankheit eine Richtigkeit und Präcision geben, welche früher unbekannt waren.

Trotz dem hat auch diese Methode wie jede andere Menschenschöpfung ihre Grenzen; denn es gibt Gegenstände, worüber auch sie keinen Aufschluß zu geben vermag. Welchen Werth aber immer diese Entdeckung für die Kunst haben mag, so bleibt es doch gewiß, daß sie ihre Entstehung einigen Worten des *Hippokrates* verdankt. Mehrere unter den neueren Aerzten haben sie gekannt und ausgeübt, und unter diesen besonders *Double*. Allein die Worte des alten griechischen Arztes wurden übel verstanden, ja sogar von manchen seiner neueren Commentatoren verworfen; ohne ihren wahren Werth im ganzen Umfange zu schätzen, blieben die meisten derselben am Eingange der Grotte stehen, währenddem es *Laennec* allein vorbehalten war, ihre Tiefen zu erforschen und deren Drakel zu hören, denn er allein nur besaß dazu die Ausdauer und den Muth. Im beständigen Kampfe mit der Schwäche seiner Körperconstitution und erschöpft durch ein schleichendes Fieber, verließ er seine behagliche Wohnung bei jeder auch noch so rauhen Witterung, um sich in sein Spital und den Secirsaal zu begeben, wo ihm die Natur gütig ihre ewigen Wahrheiten mittheilte. Hier war es, wo er im vollsten Sinne das Glück genoß, seine ursprünglichen Ideen bestätigt zu finden, die Wissenschaft zu bereichern, Anspruch auf die Achtung des Menschengeschlechts zu haben, und auf die Ehre, einst seinen Namen neben jenen eines *Hippokrates* und *Auenbrugger* glänzen zu sehen!

Im Jahre 1819 gab *Laennec* zwei Bände über die Auscultation heraus, worin er seine Methode sammt deren Resultaten der Welt mittheilte. Sein Werk erregte überall Erstaunen, und obwohl sich einige Stimmen gegen ihn erhoben, so wurden diese doch bald durch die Erfahrung zum Schweigen gebracht. Die Methode erfreute sich bald einer allgemeinen Anwendung, und fand bald ihren Weg über den ganzen Continent, ja selbst über die Meere. Aerzte aus Deutschland, England und Amerika kamen nach *Paris*, um unter der Leitung des Meisters selbst sich die Auscultation eigen zu machen. Das Werk selbst wurde in mehrere

Sprachen übersezt und erlebte viele Auflagen, welche letztere an Andral einen tüchtigen Commentator fanden. Laennec blieb übrigens in seinen Leistungen von jeder Einseitigkeit frei; dies beweiset sein Werk, dessen jede Seite die wichtigsten Aufschlüsse aus der gesammten Heilkunde enthält.

Erschöpft durch diese Arbeiten begab sich Laennec im Jahre 1820 nach seinem Geburtsorte, um dort in Umgebungen, welche ihn an eine glückliche Jugend erinnerten, seine zerstörte Gesundheit wieder herzustellen. Nachdem dieser Zweck ihm so gut als möglich erreicht schien, begab er sich wieder in die Residenz, wo ihm alle Ehren zu Theil wurden, welche der Hof, die Facultät und das Collegium von Frankreich ertheilen konnten. In diesem letzteren Collegium erhielt er die Stelle des Herrn Hallé, und es war besonders hier, wo er in ausstreichenden Vorträgen der Lehre von den nächsten Ursachen der Krankheiten jene Ausbreitung zu verschaffen trachtete, welcher dieser Gegenstand würdig ist. Im Jahre 1823 trat er in die Facultät und bestieg die Lehrkanzel der medizinischen Klinik, um welche noch die Glorie Corvisart's schwebte. Hier zeigte sich die diagnostische Kunst in den Lehren des Schülers wieder, und zwar mit noch größerer Genauigkeit und Tiefe. Der Schwäche, Unzulänglichkeit und Furchtsamkeit des bestehenden Heilverfahrens überdrüssig, ging er in die kühnen Ideen Rasoï's ein und beschloß, dieselben in Anwendung zu bringen. Jedoch Arbeiten von solchem Umfange und solcher Anstrengung erforderten eine stärkere Constitution, als die Laennec's, welche mit jedem Tage mehr sank. Er trug in seinem Busen den verderblichen Keim, welcher ohne Unterlaß an seinem Leben zehrte und ihn langsam in seinem ungeheuren Wissen, in seinem Glücke und seinem wohlverdienten Rufe aufrieb. Endlich mußte er der Lehrkanzel entsagen. Sein herabgekommener Gesundheitszustand bewog ihn noch einmal, nach der Bretagne zu reisen, wo er ankam, um dort zu sterben. Er endete sein kostbares Leben den 18. August 1826, und zwar an jener Krankheit, welche er so sorgfältig studirt hatte, nämlich an der Lungensucht. Dieser seltene Mann, welcher sich eben so sehr durch sein Talent, als durch sonstige große Eigenschaften des Geistes, besonders durch seine Gerechtigkeit und Toleranz auszeichnete, war von kleiner Statur und schwachem Körperbau, und sezte, die hohe Intelligenz, mit der ihn die Natur ausgestattet hatte, geringerschätzend, seinen Stolz darein, sich durch körperliche Uebungen, geselliges Talent und einige mechanische Fertigkeiten auszuzeichnen. Laennec glich mehr einem Hauche und hielt sich für einen Herkules, und wollte die Kraft, die seinem Geiste eigen war, in seine Muskeln verpflanzen — eine unschuldige Schwäche, ein leichter Flecken in dem Glanze einer der größten Existenzen!

Sittliche Zustände in Paris *).

I.

Eine jede große Stadt zählt unter ihren Einwohnern eine Klasse von Individuen, welche in einen solchen Zustand von Elend und Verderbtheit versunken ist,

*) G. Fregier (Bureau-Chef der Préfecture der Seine in Paris): „Des Classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures.“ Paris 1839.

daß die übrigen Mitglieder des socialen Körpers kaum um ihr Dasein zu wissen scheinen, und zwar die industrielle und arbeitende Klasse nicht, weil Handel, Arbeit und Ersparniß ihr einziges Streben sind; und eben so wenig die Reichen, Gebildeten und Vornehmen, weil sie keine Ahnung haben, daß der Mensch so tief sinken könne. Man kann kaum glauben, welchen lasterhaften, gesunkenen und verderbten Wesen die ärmeren Stadttheile von Paris ein Uddach gewähren; Feinde des Tageslichtes und den Blick des Redlichen fürchtend, suchen sie in der Dämmerung jene unreinlichen und gefährlichen Verstecke, welche nur sie allein ohne Ekel und Furcht zu betreten wagen. Dahin muß man ihnen folgen, um ihr Leben und ihre Laster zu studieren, und nur die reinste Humanität kann ihre Bekenner bewegen, jene Schlupfwinkel zu betreten, um deren Bewohner der Verworfenheit zu entreißen.

II.

Die ewigen Beschützer der Gesellschaft sind die Religion und die Gesetze; ihre dreifache große Basis sind das Eigenthum, die Arbeit und die Ordnung. Die zwei letzteren dieser Garantien würden selbst in Bezug auf die eigenthümlichen Klassen hinreichend sein; aber wenn diese von flammenden Leidenschaften ergriffen und durch schändliche Laster erniedrigt werden, wenn der Erwerb des Tages nicht zur Deckung ihrer Bedürfnisse hinreicht, dann werden diese unglücklichen Menschen zu wahrhaft gefährlichen. Denn sie suchen in diesem Falle durch unerlaubte Industrien das zu erreichen, was sie redlichen aber mühevollen Beschäftigungen nicht zu verdanken haben wollen. So kommt es auch, daß Trunkenheit, Spielsucht, Liederlichkeit und Elend in Paris ohne Unterlaß die Anzahl derjenigen vermehren, welche die Gesellschaft mit allem Rechte fürchtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Lufthältiges Wasser.) Herr Charles Searle in London erhielt ein Patent auf lufthältige Wasser. Er nimmt nämlich das ausschließliche Recht in Anspruch, Wasser mit Sauerstoffgas oder mit Stickstoffoxydulgas zu imprägniren. Er versetzt ein so mit diesen Luftarten gesättigtes Wasser bisweilen noch mit Citronensäure, Weinstein säure, Syrup, Alkohol &c., um ihm Geschmack zu ertheilen; endlich will er auch ein mit Stickstoffoxydulgas gesättigtes Wasser, welches in der Pinte einen Gran Eisenoxydul enthält, als Arzneimittel benutzen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonmirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 13. Donnerstag, den 13. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ueber die Wahl des Standes. — Marc, erster Arzt Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen. — Sittliche Zustände in Paris. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Ueber die Wahl des Standes.

Einige Bemerkungen vom ärztlichen Gesichtspunkte.

(Von Dr. G. S.)

Bekanntlich sind über die angemessene Wahl des Standes und Berufes ganze Abhandlungen geschrieben worden, und man sollte meinen, der Gegenstand sei zur Genüge erörtert, und es handle sich blos darum, daß die zahlreich und mannigfach gegebenen Rathschläge von Eltern und Erziehern beherzigt würden. Doch diesem kann der praktische Arzt nicht unbedingt beistimmen; liest er jene, allerdings in vielfacher Beziehung vortrefflichen Rathschläge durch, so fällt ihm sogleich auf, daß der ärztliche Gesichtspunkt dabei oft nur sehr untergeordnet, oft gar nicht in's Auge gefaßt worden ist. Die intellectuellen und die moralischen Eigenschaften sind darin wohl nach allen Richtungen erwogen, wenn es sich um die Bestimmung zu einem Stande handelt; weit weniger, ja bisweilen fast gar nicht, die physischen Eigenschaften des heranwachsenden Weltbürgers.

Niemand hat so häufige Gelegenheit, Mißgriffe und gänzlich verfehlte Wahl zu beobachten — und zu beklagen, als der praktische Arzt; nicht nur in Spitälern großer Städte, in denen die traurige Wahrheit in Massen vor ihn hintritt, sondern auch in der Privatpraxis sieht er eine Reihe von Kranken oft raschem Tode, oft aber langsamen Siechthume verfallen, welche eine passende Wahl des Standes dem Leben und der Gesundheit länger erhalten hätte. Auch ist es gerade heutzutage

unverkennbar, daß vorzugsweise die pecuniären Vortheile, welche ein Stand in Aussicht stellt, fast ausschließlich in der Bestimmung dazu leiten und dadurch demselben nicht wenige Glieder zuwachsen, die weder geistig noch körperlich dafür geeignet sind, und die eben in letzterer Hinsicht früher oder später häufig genug ihre nicht genügend erwogene Wahl zu bereuen haben. Die Belege dazu ergeben sich, namentlich in etwas größeren Städten, so zahlreich, daß wir uns einer speziellen — leicht gehässig zu deutenden — Anführung entheben zu dürfen glauben.

Wenn es der edelste Beruf der ärztlichen Wirksamkeit ist, menschliche Leiden zu verhüten, Krankheiten vorzubeugen und die Ursachen derselben möglichst zu beseitigen, so wäre derselben auch dann Raum und Einfluß zu gestatten, wenn die Wahl eines Standes Statt findet, — weit mehr und eindringlicher, als es gegenwärtig geschieht. Der Arzt würde sich vornehmlich um die körperlichen Verhältnisse des jungen Weltbürgers zu bekümmern haben; er würde unter sorgfältiger Abschätzung derselben und der Einflüsse der künftigen Lebensweise umschichtig erwägen, ob derselbe zu dem mit Vorliebe gewünschten Berufe geeignet, und ob nicht irgend eine Krankheitsanlage vorhanden sei, die durch die Ausbildung dafür gesteigert wird. Daß dabei das Alter des jungen Menschen mit in Anschlag komme — daß ermittelt werde, ob nicht vielleicht einige Zeit später der gewählte Beruf zuverlässlicher angetreten, und ob das dann unter veränderten Verhältnissen des Wohnortes, der Person u. s. w. zuverlässiger ausgeführt werden könne, versteht sich von selbst.

Es ist nicht zu leugnen, daß besonders unter den höheren und begüterten Klassen der Gesellschaft die physischen Verhältnisse bei der Wahl des Standes oft sorgfältig genug beobachtet werden; doch, wie das praktische Leben zahlreich beurlundet, setzt sich gerade in diesen Ständen Vorliebe, Vorurtheil, Bestimmung durch sogenannte „höhere Rücksichten“ und die „Macht der Verhältnisse“ sehr oft über die körperliche Fähigkeit hinweg, und die Beispiele der Aufopferung des Lebens und der Gesundheit kommen aus diesem Grunde weit häufiger vor, als aus anderen Gründen, die uns eine beschönigende Eitelkeit vorhalten mag. Hier ist nicht der Ort dazu, die Folgen zu erbittern, welche für den Beruf einer und den Verkehr andererseits daraus fließen, daß die physische Tüchtigkeit zu dem Stande mangelt; als Aerzte müssen wir im Allgemeinen und, nur unter äußerst wenigen, etwa zulässigen Ausnahmen, einzig und allein dem Grundsätze treu bleiben: „mens sana nonnisi in corpore sano.“

Während die Glieder höher gestellter und begüterter Klassen eine freiere und unabhängigere Wahl des Standes für sich haben, wäh-

rend sie sich gemeiniglich den nachtheiligen Einflüssen desselben leichter entziehen, und selbst dem Verufe in der Regel ohne Anstand entsagen können, gewahren wir bei der sogenannten Mittelklasse der Gesellschaft und der unteren Klasse das Gegentheil. Um auch nur die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, fordert ihr Beruf unausgesetzte Thätigkeit, und leider sind — namentlich im Winter, besonders in großen Städten — ihre sogenannten Erholungen keine, und ihre sogenannten Vergnügungen in der Mehrzahl starke Attaquen auf die Gesundheit. Das Bestreben, den Erwerb zu steigern, eine bequemere Lebensweise zu bestreiten und vielleicht einiges Vermögen zu sammeln, drängt nicht selten zu einer übertriebenen Anstrengung, welche selbst die stärksten Organismen zu frühe abnützt, und um so weniger an dem schwächeren ohne Ahndung vorübergeht.

Diese, längst von den Aerzten wohlgekannten Umstände machen es gerade bei den mittleren und unteren Klassen der Gesellschaft zur dringenden Angelegenheit, entschiedensten Einfluß darauf zu gewinnen, daß bei der Wahl des Standes von denselben auf die physischen Verhältnisse des jungen Bürgers die sorgfältigste Rücksicht genommen werde. Es ist unmöglich, in dieser Beziehung spezielle Directiven zu ertheilen, und um so weniger könnten positive Gesetze hierin irgend etwas mehr bestimmen, als allenfalls das Alter und einige allgemeine und unbedingte Umstände des Wählenden. Dem Arzte vornehmlich und denjenigen aber, in deren Stand der Wählende tritt, wird es möglich sein, in jedem einzelnen Falle ein vollgiltiges, darauf berechnetes Urtheil abzugeben; — und doch, sieht man sich an den Universitäten, Akademien und Collegien, in den Gewerbeschulen, den Verkehrsplätzen der Handelsleute und den Werkstätten der Handwerker, kurz in den verschiedenen Bildungsanstalten, nur einigermaßen um, wird man finden, wie bei vielen jungen Leuten das körperliche Verhalten für den gewählten Stand weder geeignet ist, noch geeignet zu werden verspricht. Vergebens wird man mir einwenden, daß die freie Wahl zu diesem Stande bestimmt habe; denn man wählt gewöhnlich in einem Alter, in welchem Verstand und Vernunft noch nicht reif sind, der Wille daher auch nicht frei ist. Wollte man indessen (was in anderen Beziehungen wohl kaum jemals geschieht) die Achtung vor der menschlichen Freiheit so hoch spannen, so wäre mindestens angelegentlichst zu wünschen, daß dem irgend einem Stande sich Bestimmenden die etwaigen Gegengründe vom Arzte ersichtlich gemacht und zu Gemüthe geführt würden, vielleicht auch gleichzeitig auf jenen Beruf hingedeutet würde, welcher für den Wählenden passender erscheint. Beharren Eltern oder Erzieher und der Wählende auf dem einmal bezeichneten Stande gleichwohl, nun, so hat der Arzt, als solcher, das Seinige gethan.

Die große und mannigfaltige Gruppe von Krankheiten, welche auf übermäßiger Venosität des Blutes beruhen, Ausschläge, Scropheln und Tuberculose — vornehmlich die beiden letzten, insbesondere die größeren Städte auf eine unheimliche und beunruhigend zunehmende Weise beherrschenden Krankheitsprozesse —, drängen den praktischen Arzt daran zu denken, wie denn diesen vorzubeugen, wie ihre Ursachen und die Zahl der Erkrankungen zu vermindern sei, und wie endlich den von der Krankheit Befallenen (wenn auch nur palliative) Linderung verschafft werden könne. Es ist uns klar, daß viele und zum Theil vielleicht von menschlicher Macht nicht einmal entfernbare Ursachen, namentlich Scropheln und Tuberculose, bedingen; aber es ist auf der andern Seite auch unläugbar, daß zahlreiche Ursachen zu beseitigen in menschlicher Macht liegt, daß es sich vor Allem darum handelt, der Anlage und dem Keime dieser Krankheitsprozesse entgegenzuwirken und den vielleicht schon aufgehenden in weiterer Entwicklung zu hemmen; dazu besitzen wir Mittel und die umsichtige Wahl eines dem körperlichen Verhalten entsprechenden Berufes gewährt nicht selten Alles, was der Arzt an günstigen Einflüssen für ein solches Individuum — den Einrichtungen der Gesellschaft gemäß — Günstiges zu wirken vermag.

Wir wollten mit diesen Zeilen nur andeuten, wie nützlich der Rath des erfahrenen Arztes, welcher in der Regel auch die Eltern und die etwaigen Geschwister und dazu die Verhältnisse des künftigen Berufes näher kennt, bei der Wahl des Standes sein können, und wie sehr es zu wünschen stände, daß derselbe eingeholt werde, ehe der Schritt entscheidend geschieht. Lehrt später die schwankende oder untergrabene physische Gesundheit das Unpassende desselben, sind Jahre und Kräfte einmal geopfert, hat sich die Liebe und der Eifer für das betriebene Fach festgestellt und — was ja häufig Statt findet — ist das Beharren dabei Ehrensache geworden, so kommt der Rath des Arztes zu spät, und befolgt man ihn dann vielleicht nothgedrungen, so lastet, wenn auch physische Gesundheit theilweise dem Erkrankten wiederkehrte, das Bewußtsein verklümmerten Lebenszweckes häufig als nicht mehr vertilgbares physisches Leiden auf ihm.

Marc, erster Arzt Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen.

Den 16. Jänner fand zu Paris das Leichenbegängniß des königlichen Leibarztes Dr. Marc Statt. Er wurde auf dem Friedhofe Montmartre begraben, wo Dr. Pariset eine kurze aber ergreifende Leichenrede an dem Grabe des Entschlafenen hielt. Diesem folgte der Dr. Olivier von Angers mit einer Rede, welche das höchste Interesse der trotz der Strenge der Jahreszeit höchst zahlreichen Umstehenden in Anspruch nahm.

Ihr Inhalt war in Kurzem folgender:

Vor ungefähr 40 Jahren sah Frankreich seinem Schooße eine Generation von Menschen entsteigen, welche nicht nur im Kriege, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften, in der Gesetzgebung und in der Medizin groß und ausgezeichnet waren. In der letzteren nahm Corvisart den ersten Rang ein, den ihm alle seine Collegen, den großen Vichat nicht ausgenommen, gerne einräumten. Diese jungen Aerzte schienen nur eine Familie zu bilden, zu welcher sie durch ihr edles Studium, ihren unermüdlischen Eifer und ihren Forschungsgeist vereinigt waren. Die meisten derselben erlangten später einen wohlverdienten großen Ruhm und starben — mit Ehren überhäuft.

Dr. Marc war einer von den Wenigen aus dieser Elite, welche den größeren Theil derselben überlebte, und er gehörte unter jene Menschen, welche es für ihre Pflicht halten, desto hingebender gegen die Ueberlebenden zu sein, je mehr sich die Reihen der Freunde lichten. Dieses Pflichtgefühl war bei Marc die Basis seines 40jährigen ärztlichen Wirkens.

Nachdem er sich auf mehreren Universitäten Deutschlands für seine künftige Laufbahn vorbereitet hatte, eröffnete er dieselbe in seiner Heimat im Jahre 1794. Die zahlreichen und außerordentlichen Leistungen, welche er von dieser Zeit an begann und ohne Unterlaß fortsetzte, finden sich zerstreut in den medizinischen Sammlungen, Dictionnairs und Zeitschriften unserer Epoche. Alle diese Aufsätze erfreuten sich der ehrendsten Anerkennung und wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Eine seiner ausgezeichnetsten Arbeiten ist sein in zwei Bänden erschienenenes Werk über die „gerichtliche Medizin,“ dem auch die allgemeinste Theilnahme ward.

Unter den zahlreichen Erfahrungen und Beobachtungen, welche Marc in seiner großen Praxis machte, waren besonders viele über den Wahnsinn, weswegen er dieser Krankheit einen großen Theil seines letzten Werkes widmete. Der Vorwurf, den ihm Manche machten, daß er als Psycholog sein System zu sehr erweitert habe, und daß nach seinen Ansichten die Geistesverwirrung zu leicht und zu unbedingt als Entschuldigung für Verbrechen gehalten werden könne, ist ganz ungegründet; denn nicht der Arzt, sondern nur der Richter ist es, welcher entscheidet, ob die Ursache eine Entschuldigung sein könne, oder nicht.

Dr. Marc maßte sich weder die Entscheidung über Entschuldigung, noch über Anschuld an, sondern er sah nur eine große allgemeine Verirrung, deren Prinzip kein willkürliches sein kann, und sein sehr moralischer Schluß, wenn er auch für den ersten Augenblick als zu nachsichtig erscheint, spricht dennoch keine andere Idee aus, als: daß die Gesellschaft keine bessere Garantie habe, als die Moral, und daß es Pflicht sei, diese in jeder Beziehung zu fördern.

Dr. Marc war einer von jenen Aerzten, welche sich der medizinischen Praxis mit ganzer Seele hingaben, während seine Beobachtungen stets die richtigsten Urtheile enthielten. Er machte in Bezug auf mehrere Sanitätsfragen Entdeckungen, und erfand Methoden, welche noch heutzutage nichts an ihrem Werthe verlieren konnten. Was auch der Neid oder die Oberflächlichkeit an Marc's Leistungen zu tadeln suchten, es fand die glänzendste Widerlegung in seinen aus mehr als 50 Bänden bestehenden Werken, von denen die meisten als vorzüglich und klassisch anerkannt wurden.

Marc arbeitete noch den 11. Jänner an der Correctur seines letzten großen Werkes, als ihn des Tags darauf, da er eben von einem Besuche von dem Fürsten Doufiakine zurückkehrte, an der Thüre seines Hauses ein Schlagfluß traf, welcher ihn so schnell tödtete, daß alle Bemühungen seines Freundes Andral, ihn in's Leben zurückzurufen, vergeblich waren.

Vor den Julitagen des Jahres 1830 theilte Marc mit seinen Mitbürgern die bekannten Tendenzen jener Zeit; allein nach dem Regierungsantritte Ludwig Philipp's glaubte er, daß die Meinungen bei den neuen Garantien der öffentlichen Ruhe und Sicherheit ruhiger sein müßten, und er war demgemäß auch von dieser Zeit blos Mann des Wissens und Fortschrittes.

Marc war schon seit der Rückkehr der erlauchten Familie Orkans im Jahre 1815 Arzt derselben, und blieb dies auch nach dem Jahre 1830, in welchem dieser jüngere Zweig zur eigentlichen Dynastie Frankreichs ward. Der Monarch, welcher in seinem früheren Leben voll bitterer Erfahrungen die Menschen kennen und beurtheilen gelernt hatte, überzeugte sich auch bald von der uneigennütigen Hingebung desjenigen, welchen die ganze königliche Familie den guten Doctor Marc nannte. Als Marc sich ganz seinem Könige hingab, folgte er dem Zuge seines Herzens, und hielt es für kein schweres demselben gebrachtes Opfer, daß er bei dem Regierungsantritte desselben einen großen Theil seiner ausgezeichnetsten Patienten verlor. Dieser Umstand lehrte ihn blos die traurige Erfahrung, daß die Gefühle der Delikatesse und der Ehre kaum je hoffen dürfen, von den herzlosen politischen Leidenschaften gebilligt zu werden.

Sittliche Zustände in Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Auf der niedrigsten Stufe des gesellschaftlichen Vereins finden wir den Lumpensammler. Er macht gewöhnlich binnen 24 Stunden dreimal die Runde durch Paris, nämlich zweimal des Tages und einmal während der Nacht. Das scheußliche Gemenge der Gegenstände, welche er einsammelt, verpestet die Luft und empört die Sinne. Häufig bewohnt er mit seinem Weibe, seinen Kindern und seinen Hunden das einzige Zimmer, in welchem er, wie er sich ausdrückt, seine Ware sortirt. Ausgestoßen von der arbeitenden Klasse, theilt er mit derselben weder ihre geselligen Gewohnheiten, noch ihre edleren Regungen. Er ist hart, reizbar, egoistisch und cynisch, und doch sichert dieses Gewerbe denen, die es betreiben, eine Art von Existenz. Jeder Mann kann bei demselben des Tages 40 Sous, jede Frau 20 und ein Kind 10 verdienen; aber der Branntwein raubt dem Lumpensammler bald die Lust und auch die Kraft zur Arbeit. Eine unvermuthete Einnahme reizt ihn zur tollsten Verschwendung. Der nächste Wagen hat nichts Eiligeres zu thun, als ihn außer die Stadt zu führen. Es schmeichelt seinem Ehrgeize, im Fiaker an den Straßenecken vorbeizufahren, welche er die Nacht vorher durchwühlte, und der warme Wein in den Schenken der Barriere würde seinen Gaumen beleidigen, wenn er nicht mit Zucker, Zimmt und Citronen versetzt wäre.

IV.

So tief auch die Lage ist, in welche den Lumpensammler das Schicksal oder seine üble Aufführung versetzten, so steht doch der noch viel tiefer unter ihm, den eine Art von Erziehung gegen die Folgen der Unmäßigkeit und einer viehischen Verworfenheit hätte warnen können. Man betrachte jenen Menschen, dessen zerfetzte schwarze Kleidung sowohl von früherem Wohlstande als jegigem Elend Kunde gibt; sein Blick ist jedoch nicht demüthig und traurig, wie der des redlichen Dürftigen; er zeigt seine Lumpen ohne Scham, und trägt auf seinen Zügen die unbekümmerte Thörsigkeit des Lasters. Die Nacht und der Tag waren gut; er invitirt einen Kameraden auf ein gebratenes Huhn und eine Bouquette Champagner, um sich dann Abends auf ein elendes Lager zu strecken, wofür er 3 Sous bezahlt. Dieser Mann ist ein öffentlicher Schreiber (*ecrivain public*), und in seine Tage theilt sich das Spiel, die Trägheit und die Genäsigkeit bis auf die Zeit, wo ihn ein verruchter Auffatz in das Zuchthaus bringt.

V.

So anerkannt es ist, daß die Trunkenheit eine häufige Quelle der Laster sei, so ist es doch ganz besonders die zügellose Spielwuth, welche fast unwiderstehlich zum Verbrechen anspornt, und besonders ist sie die herrschendste Leidenschaft unter den niedrigsten Volksklassen. Eingekerkerte Uebelthäter spielen um den Ertrag ihrer Arbeit, ja sie setzen oft schon im Voraus die Nahrung eines Tages, einer Woche, eines Monats auf eine Karte. Es gibt wirklich Menschen, welche eines solchen Leichtsinnes fähig sind, und andererseits auch solche, welche herzlos genug sind, das Recht des Spieles in Anspruch zu nehmen und dem verlierenden Theile das Brot zu entreißen, das zu seiner Existenz erforderlich ist. Die Spieler kennen weder Hunger und Durst, noch den Schlaf; das Spiel allein nimmt ihre ganze Seele ein, ja es läßt sogar den Verurtheilten die Erwartung und die Stunde der Hinrichtung vergessen.

VI.

Die Vagabunden, Bettler, Betrüger und Contrebandiers bilden den Uebergang zu der vielleicht am meisten verbreiteten Klasse, nämlich zu der der Diebe. Unter welchen mannigfachen Formen sich der Diebstahl in Paris zeigt, ist kaum zu glauben. Da ist z. B. der feine Taschendieb mit der bewunderungswürdigen Gewandtheit seiner Finger, welche zwar die Personen schont, aber ein desto gefährlicherer Feind der Uhren und Börsen ist. Eine andere Klasse sind die *Bonjouriers*, wohlgekleidete, artige Leute, welche unter zwanzig Vorwänden in einer Stunde die Treppen von zwanzig verschiedenen Häusern ersteigen, die Wohnung eines Freundes suchen, immer einen guten Tag zu wünschen haben — und überall fehlen.

In Paris hat jeder Dieb sein eigenes Stadtviertel, seine Exercierplätze, seine eigenthümliche Praxis und sein eigenes Talent. So erfordert z. B. das Stehlen *à la détourne* einen gewissen Ton und elegante Manieren; man betritt einen Kaufmannsladen mit dem leichten Anstande eines Mannes von der Mode, die vertrauten Freunde folgen bald nach, und der betrogene Kaufmann sieht bald seine Waren sammt seinen Kunden verschwinden. Der *Carreur* frägt in allen Wechselstuben nach Münzen aus den Zeiten der Republik und des Kaiserreiches,

allein seine gewandten Finger machen unterdessen mit Gold- und Silberstücken aller Art Bekanntschaft. Der sogenannte Amerikaner ist immer bereit, seine Goldstücke gegen drei Fünffrankenstücke auszuwechseln; betrachtet man aber die Goldstücke näher, so findet man bald, daß sie bloß dicke Sous sind.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— In Beziehung auf die Untersuchung von Geistesstörung macht W. C. Ellis auf folgende Umstände aufmerksam. Mit wenig Ausnahmen ist bei Irren stets eine beträchtliche Erhöhung der Temperatur des Kopfes zu bemerken, und dann, doch nicht immer, ist auch gewöhnlich der Puls beschleunigt, während die anderen Körpertheile minder warm, die Extremitäten aber gewöhnlich kalt sind. Die erhöhte Wärme des Kopfes erstreckt sich entweder über die ganze Oberfläche des Craniums, oder bloß auf einzelne Theile desselben, gleichviel ob der Fall neu oder alt ist. Ein zweites Symptom, außer dem Mangel des Schlafes, ist bei vielen Patienten eine kalte, klebrige Transpiration von einem besonderen, unangenehmen Geruche, welche der Haut das Ansehen gibt, als wäre sie mit einer fettigen Substanz eingerieben. Sie deutet, fast ohne Ausnahme, auf eine organische Krankheit (meist viel Wasser in den Ventrikeln) im Gehirn, und keiner dieser Kranken wird hergestellt. Ein drittes Symptom ist ein großer Mangel an nervöser Empfindlichkeit, in Folge deren die Kranken die schmerzhaftesten Leiden ohne Klage ertragen. Zuweilen findet aber auch gerade das Gegentheil Statt, namentlich ist die Empfindlichkeit der Gesicht- und Gehörnerven zuweilen schmerzhaft geschärft.

Miscelle.

— (Zunahme des Opiumgenusses.) In einer Versammlung der medizinischen Gesellschaft von Westminster kam vor einigen Tagen der, in beunruhigendem Grade zunehmende Genuß des Opiums in England zur Sprache. Dr. E. Johnson behauptete, auf seine eigenen Erfahrungen gestützt, die Zahl der Opiumesser oder Raucher im Lande komme fast jener der Thee- und Tabakraucher gleich. Ja, es ward erwähnt, die Lebensversicherungs-Gesellschaften hätten in Folge dieser ungeheuren Consumption des berausenden Giftes in letzterer Zeit so große Verluste erlitten, daß sie eine Versammlung hierüber zu halten beabsichtigten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abomirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 14.

Montag, den 17. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Charakteristische Federzeichnungen. — Starb als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen. — Sittliche Zustände in Paris. — Literatur. — Correspondenz-Nachricht. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Charakteristische Federzeichnungen.

(Aus dem Tagebuche eines Arztes.)

III. *)

Medizinische Schleichhändler.

Seitdem es die Nichtärzte für gut fanden, über die wichtigsten Interessen der Menschheit leichtsinnig hinwegzugehen und sich in Discussionen über ärztliche Gegenstände einzulassen, — seitdem es Unberufene übernommen, über ärztliche Systeme und Methoden eine Behme zu halten: ist es kein Wunder mehr, wenn die Medizin Vielen nur noch für eine bloße Ware gilt, die, je billiger, mit je mehr Wortdrescherei, mit je mehr Pomp sie losgeschlagen wird, auch desto leichteren Absatz findet. Bei einer so widersinnig ausgebrehten Continentsperre des Geistes muß der unerlaubte Schmuggel immer mehr überhand nehmen, und die besseren unter den Ärzten fast auf den literarischen Binnenhandel ihres Faches beschränkt werden. Es wäre eine Tantalusarbeit, die hieher gehörigen Strander einzeln anzuführen, ihre Zahl ist Legion, die Gesellschaft würde sich gar bunt ausnehmen, sie gliche in dieser Sahara der Einsichtslosigkeit einem Karavanzzuge, dem es an Maulthieren und Dromedaren gewiß nicht fehlen möchte; jedoch dieses Bild würde nur einen unerquicklichen, spurlosen Schatten auf den heißen Glüh sand werfen. Ich will nur einige der vorzüglicheren, vielleicht minder bekannten hier zeich-

*) S. Nr. 104, III. Jahrg. dieser Zeitung.

nen, die *Dii minorum gentium* mag sich jeder selbst entwerfen, da sie uns das alltägliche Leben so häufig in ekstasie vorführt.

Einer der gewaltigsten unter diesen Kauffahrtkreuzern ist unstreitig der Aberglaube, der im Großen Handel mit Amuletten treibt, einer der ältesten, wie die Kindheitsgeschichte unserer Kunst sehr häufig hierzu Belege liefert. Es wurden oft die Tempel Depots dieser verbotenen Waren, die unter der Uegete leichtgläubiger Vorspiegelungen um so leichter verschleppt wurden.

Ein zweiter ist der Charlatanismus, ein gewandter Gaukler, der aus andern Taschen in die seinen zu changiren versteht, und der im Verlaufe dennoch von den Aerzten wenigstens die Kunst abgelernt, der Welt im Großen den Puls zu fühlen bei anwandelnder Ohnmacht, der Zeit ihre historischen Paroxysmen so viel als möglich durch seine Quade zu verkürzen. Der Charlatan sucht doch wenigstens den Schein der Rechtmäßigkeit für sich zu gewinnen, unter deren Mantel es ihm weit leichter seine Schleichwaren auszukramen gelingt, er ist ein Schmuggler mit falschen Urkunden ausgestattet (die gewöhnlichsten Charlatane sind wenigstens, wenn nicht Halbärzte, so doch Barberscherer oder Kurschmide); der abergläubische Schwärmer aber ist sich seines verdächtigen Handwerkes innigst bewußt, denn er ist Strander im strengsten Sinne, er nimmt daher die höchste Gewalt unrechtmäßiger Weise in Beschlag (den Glauben), darauf gefaßt, das erste, freie Raisonnement, welches ihm auf seinem Wege aufstößt, bestmöglichst aus dem Wege zu räumen.

Seitdem die Schrifstellerei aufgehört, ein Specificum gegen den Hunger zu sein, d. h. daß sich nimmer von ihr leben läßt, ist sie ein Universalmittel für alle Uebel der Welt geworden; sie hat sich daher auch der Expedition: den Nationalismus der Medizin zu untergraben — angeschlossen. Die meisten medizinischen Abenteurer, welche die Männer vom Fache kaum einer Beachtung würdigten, haben durch populär-polemische Schriften den Zorn ihrer Gegner zu reizen gesucht, und hierdurch die Aufmerksamkeit des gelehrten scheinenden Pöbels auf sich gelenkt, der dann nicht minder massiv wie die gewöhnliche Hefe des Volkes für sie in die Schranken trat, und fetsam genug die gefiederte Waffe für sie zog. Diesen schließen sich nicht unwürdig jene sogenannten Observationschreiber an; sie sind im Grunde nichts anders als Hemische Speiszettelschreiber, herumziehende literarische Pfannensficker. Die Schrifstellerei ist nicht ihre Lieblingsbeschäftigung, denn sie kostet sie nur unnütz verschwendeten Schweiß, es fehlt ihnen der Beruf dazu; aber sie betrachten sie bloß als ein Mittel, die Aufmerksamkeit im Messkataloge, in den Jahrbüchern oder Almanachen auf sich zu lenken, sie ist bei ihnen bloßes Nebengeschäft, bis sie zu ihrem beabsichtigten Zwecke

gelangt sind, dann ersparen sie sich die schriftstellerischen Wehen, welche ohnehin nur Mißgeburten, auf die sie mit Neue blicken müssen, zu Tage fördern. Im höchsten Falle gelingt es ihnen, einige alte klassische Fesseln mit einem dünnen Kleister zusammenzufügen; sie machen es wie die Bettler, die ihre neuen Röcke mit alten Flecken besetzen, um das Mitleid und Augenmerk der Welt auf sich zu richten. Gelingt es ihnen ja, sich längere Zeit auf dem literarischen Felde zu behaupten, so ist es nur höchstens als Kritiker, die die meiste Aehnlichkeit wieder mit den Bettelöggen haben; naht sich ein neuer Ankömmling ihrem Keriere, weisen sie ihn mit Knittelhieben hinaus. Dieses wollen wir aber bloß von den medizinischen Literaten auf Schleichwegen gemeint haben; wie sehr dem Arzte von Beruf, dem das lebendige Wort und offene Beispiel nicht zu Gebote steht, die Schriftstellerei Nothwendigkeit und Pflicht ist, wenn ihn ein geistiger Faden durch das Labyrinth der krankhaften Erscheinungen leitet, darüber haben wir uns bereits weitläufiger in diesen Blättern ausgesprochen *). Dr. Sch....

*) Siehe Nr. 60 dieser Zeitschrift im verfloßenen Jahrgange.

Stard als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen *).

Jean Marc Gaspard Stard wurde im Jahre 1775 zu Draison, einer kleinen Stadt in dem Departement des Basses-Alpes geboren. Er verließ in seinem siebenten Jahre das väterliche Haus und begab sich nach Riez zu seinem Onkel, der dort Canonicus der Kathedrale war, und sich mit väterlicher Liebe um die Erziehung seines hoffnungsvollen Neffen annahm. Dieser begann seine Studien in Riez und beendete sie zu Marseille, worauf er noch zwei Jahre bei seinem Onkel zubrachte. Sein Vater bestimmte ihn für den Handel. Allein Stard zählte gerade 19 Jahre, als zur Zeit der französischen Revolution Toulon den Engländern durch Verrath in die Hände fiel, und das Militärspital dieser Stadt für einige Zeit nach Soliers verlegt wurde. Dieses stand unter der Leitung eines Bürgers von Riez, an welchen sich der Abbé Stard mit der Bitte wendete, seinen Neffen, welcher noch nie ein Spital gesehen, noch ein medizinisches Buch gelesen hatte, in dem Sanitätsdienste dieser Anstalt zu verwenden. Stard wurde auch wirklich zum Chirurgen dritter Klasse ernannt, und dieser Titel klärte ihn über seinen künftigen Beruf auf.

Unterdessen hatte Corsica seine Unabhängigkeit erklärt, und die Regierung beabsichtigte daher eine Expedition dahin, welche Herr Larrey als Chef-Chirurg begleiten sollte. Dieser berühmte Chirurg hielt vor seiner Einschiffung zu Toulon eine Reihe von Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie, denen Stard mit so ausgezeichnetem Eifer beiwohnte, daß er die Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich zog. Larrey kam im Jahre 1796 wieder nach Paris zurück,

*) Nach einer in der „Academie de médecine“ kürzlich von Bousquet gehaltenen Lobrede auf Stard.

wohin ihm *Stard* folgte und unter seinen Auspizien in das *Spital Val-de-Grace* kam. Kurze Zeit nach seiner Ankunft wurde eine *Chirurgenselle* der zweiten Klasse erledigt, welche *Stard* nach einem vorausgegangenen *Concurse* erhielt. Da ihm aber kurz darauf eine andere Stelle in einer *Provinz* angeboten wurde, er jedoch *Paris* nicht verlassen wollte, so suchte er um seine *Entlassung* an, welche er auch erhielt.

Zu dieser Zeit theilten sich zwei ausgezeichnete Männer in den medizinischen Unterricht. *Pinel*, welcher früher *Mathematiker* gewesen, fand bald, wie sehr das Wechselnde in der *Medizin* von der *Sicherheit* seiner früheren Studien verschieden sei. Verführt durch das Beispiel der *Naturphilosophen*, nahm er sich dieselben zum *Muster*, und wollte die *Medizin* bloß als einen *Zweig* der *Naturgeschichte* aufstellen, vergessend, daß die *Gegenstände*, mit denen sich die *Medizin* beschäftigt, viel unsicherer seien und einen viel verschiedneren *Zweck* haben, als die der *Naturgeschichte*. Diesem *Lehrer* gegenüber stand *Corvisart*, ein *Mann*, dessen *medizinische* Ansichten nicht durch frühere *heterogene* Studien beeinträchtigt wurden. Er berücksichtigte in allen *Dingen* ihren *Zweck*, und strebte diesen zu erreichen, ohne sich um *Nebensachen* zu bekümmern. Die *Krankheiten* bloß als *Gegenstände* der *Heilung* betrachtend, studierte er sie an dem *Krankenbette*, so wie sie sich in der *Natur* darstellen. Seine *Muster* waren weder *Aristoteles* und *Plinius*, noch *Buffon* und *Jussieu*; er kannte keine andere *Autorität* an, als die berühmter *praktischer* Ärzte, wie die eines *Sydenham* und *Stoll*, deren *Lehren* er in seinen *Vorträgen* erläuterte und bestätigte.

Stard folgte dem *Banner* *Pinel's*, da für ihn die *Speculation* besonders anziehend war, obwohl in späterer *Zeit* sein *Enthusiasmus* für dieselbe bedeutend erkaltete, und der *ruhigeren* treuen *Beobachtung* der *Natur* wich.

Obwohl *Stard* das *Spital* verlassen hatte, so wohnte er doch noch immer in der *Vorstadt* *Saint-Jacques*. Eines *Tages* ereignete sich ein *Krankensfall* in dem *Taubstummen-Institute*, den der zu *Hilfe* erufene *Stard* mit besonderem *Glücke* behandelte. Die *Anstalt* stand damals unter der *Leitung* des eben so sehr durch *Wissenschaft* als *Menschlichkeit* ausgezeichneten *Abbé Sicard*, welcher durch den erwähnten *Vorfall* auf die *Nothwendigkeit* aufmerksam gemacht wurde, bei der *Anstalt* auch einen *Arzt* anzustellen, für welchen *Platz* er mit dem ihm *eigenthümlichen* *Scharfsinne* bald den *jungen* *Stard* am *geeignetsten* fand. Diesem öffnete sich hier ein *Studium* ganz *eigener* *Art*, nämlich das der *Taubstummen*, und die *Fortschritte*, welche er darin in *kurzer* *Zeit* machte, zeigten bald, daß man sich in seiner *Wahl* nicht getäuscht habe.

Da *Stard* die *Jahre* seiner *Jugend* mehr den *Speculationen* der *Metaphysik* und *Physiologie* gewidmet hatte, so wurde es ihm jetzt bald klar, daß er sich auch auf die *Praxis* der *Medizin* verlegen solle. Er betrat dieselbe mit einem schon bekannten *Namen*, welcher *Umstand* für ihn von *entschiedenem* *Nutzen* war. Er hatte in *kurzer* *Zeit* eine *große* *Anzahl* von *Patienten*, und nahm sich, um ihnen näher zu sein, ein *Zimmer* in der *Mitte* von *Paris*. Hieher kam er jeden *Morgen*, und begab sich dann des *Abends* wieder nach der *Vorstadt* *Saint-Jacques* zu seinen *Taubstummen*, denen er die *ersten* und *letzten* *Gedanken* des *Tages* widmete. Als *Arzt* dieser *Unglücklichen* hielt er es für seine *besondere* *Pflicht*, über ihren *Zustand* und die *Krankheiten* des *Ohres* *Beobachtungen* anzu-

stellen, und die Wissenschaft, so weit es in seinen Kräften stand, in dieser Beziehung zu bereichern, um so mehr, da dieser Zweig derselben bis auf ihn fast ganz brach gelegen hatte, und so gab er endlich im Jahre 1821 seine berühmte Abhandlung „über die Krankheiten des Ohres und des Gehöres“ heraus.

Obwohl der Ruf des Verfassers eine hinlängliche Garantie für die gute Aufnahme dieses Werkes war, so zeigte dieser doch in dieser Beziehung ein großes Mißtrauen in sich selbst. So beschloß er vor der Herausgabe seines Werkes den Geschmack des Publikums durch einige Bruchstücke, welche er in die medizinischen Zeitschriften einrücken ließ, zu prüfen, und obwohl diese Versuche für ihn höchst befriedigend waren, so zögerte er doch noch immer, und sein Werk wäre vielleicht nie erschienen, wenn nicht der Zutpruch von einigen Freunden seine Bescheidenheit überwältigt hätte, denn Itard war einer von jenen seltenen Männern, welche ihre Ideen reifen lassen, bevor sie dieselben der Welt mittheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Sittliche Zustände in Paris.

(B e s c h l u ß.)

VII.

Die bisher erwähnten Gauner sind jedoch bloß leichte Truppen gegen den eigentlichen Kern der Pariser Diebsarmee, die sogenannten Boucardiers. Geschickt, anständig und kühn, wie sie sind, betreten die Boucardiers des Tages die Kaufmannsläden, in denen sie feilschen und einkaufen; ihr schneller, scharfer Blick erfahrt in einem Augenblicke die ganze Localität, ihre Stärke und ihre schwachen Punkte. Abends jedoch kommen sie mit Hebeln und Brecheisen, und plündern, was ihnen nicht selten gelingt, den Laden aus. So hätten wir also Schritt für Schritt das Treiben des Gauners von List und Betrug bis zur Gewaltthätigkeit und zum Einbruche verfolgt, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß der gefährliche Theil der Bevölkerung von Paris mehr habüchtigt als blutdürstig, also mehr zum Diebstahle als zum Morde geneigt ist.

Daß das Laster, welches wir bisher in seinen verschiedenen Gestalten beobachteten, auch seine Reflexe und Repräsentanten unter dem weiblichen Geschlechte habe, wird wohl Niemanden wundern, und so sehen wir auch, daß die Sittenlosigkeit in Paris eben so viele Grade als der Diebstahl hat. Getäuschte Liebe ist meistens die erste Scene in der verhängnißvollen Carriere solcher Weiber; der Verführung folgt die Verworfenheit und mit dieser das Glend. Der vorzüglichste Wohnplatz dieser, in den letzten Stadien ihrer Laufbahn aller Weiblichkeit entkleideten Wesen ist die schmutzige, dunkle Cité, in welcher mehrere Jahrhunderte ihren Unflath und in diesem den Keim aller ihrer Laster zurückgelassen zu haben scheinen. Wir wollen dieselbe verlassen, indem wir genug gesagt zu haben glauben, um den Leser mit den gefährlichsten Individuen seiner Umgebung bekannt zu machen, und ihm zu zeigen, daß der gährende Boden großer Städte das Laster in seinen tausendsachen Formen erzeugt, ernährt und großzieht. Aber vielleicht ist nicht alle Hoffnung verloren, die Individuen, von denen wir sprachen, aus ihrer erniedrigenden Sphäre zu erheben, vielleicht gelingt es der Menschlichkeit noch, an ihre verhärteten Gemüther zu sprechen, und vielleicht haben die

Religion und die Moral noch Gewalt genug, in ihnen die Stimme des Gewissens rege zu machen, und sie, wenn auch nicht für Tugend, doch für Reue empfänglich zu machen. Herr Frégier gibt wenigstens die Mittel dazu in seinem Werke an, in welchem jede Seite die Ansichten und Ideen eines wahren Moralisten zeigt.

(Von diesen Mitteln in einem folgenden Artikel.)

L i t e r a t u r .

»Die Gewissheit und Würde der Heilkunst.« Für das nichtärztliche Publikum dargestellt von Ernst Freiherrn von Feuchterstein, Doctor der Arzneikunde, Mitglied der medizinischen Facultät und der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — 8. Wien 1839, bei Gerold.

Die vorliegende Schrift gehört zu jenen wenigen, welche wir in die Hand jedes verständigen Lesers aus dem nichtärztlichen Publikum (dem sie der Verfasser ausdrücklich bestimmte) zur Würdigung und Beherzigung angelegentlich wünschen. Bei dem täglich allgemeiner einherziehenden Geiste des Zweifels, der Ungewissheit und der Haltlosigkeit, in welche ein nicht geringer Theil hinsichtlich der Aerzte, Arzneien und Heilkunst durch hier jetzt nicht zu erörternde Verhältnisse versetzt ist, bei diesem Geiste, der vielleicht nur die Parallele zu und das Resultat aus dem auch auf andern Gebieten menschlicher Bestrebungen und Ereignisse gegenwärtig herrschenden darbietet, war es an der Zeit, die Gewissheit und Würde der Heilkunst populär — so weit dies überhaupt thunlich — zu besprechen. Man muß das praktische Leben — nicht blos des Arztes, sondern dasjenige Aller — kennen, um den beengenden Zustand ganz zu fühlen, in dem sich heutzutage ein großer Theil des Publikums hinsichtlich des Arztes und der Heilkunst befindet, und zwar zum größten Nachtheile — des Arztes — der Heilkunst — — nein, vielmehr der Kranken und ihrer Angehörigen selbst! Das physische und moralische Wohl der Gesellschaft sind bei dieser Angelegenheit auf eine Weise theilhaftig, die in dem ruhigen und freien Beobachter Mitleiden erregen muß. Wie leicht und wie rasch sehen wir von der Mehrzahl über Arzt, Heilkunst und beider Leistungen abgeurtheilt, von welchen Gründen in der Wahl das Erstere häufig die Menge bestimmt, und wie folgenschwer lasten vielmal die Resultate dessen auf dem lebenslänglichen Wohle Einzelner und ganzer Familien! — Wie schnell stimmt man gewöhnlich in Ansichten des Zweifels, der Ungewissheit und Haltlosigkeit ärztlicher Principien ein, und wie lange und schwer büßt man so oft diesen unzeitigen oder leichtsinnig angeerbten Scepticismus! —

Das Wohl der Kranken und ihrer Angehörigen erfordert eine richtige Schätzung der Gewissheit und Würde der Heilkunst; darum wünscheten wir diese Schrift in jedes Gebildeten Hand, als Beitrag zur Verständigung und Beruhigung, deren Bedürfnis in dem — auch in ärztlicher Hinsicht — unlängbar bunten Treiben des Tags gewiß von Vielen lebhaft empfunden wird. Der Heilkunst in ihrer praktischen Richtung thut eine Apologie wohl noth; vielleicht auch den Jüngern der Kunst, so fern sie sich auf dem Gebiete der Praxis bewegen; ihre Existenz ist allerdings gefährdet, sobald jene in ihrer Würde leidet; aber ganz anders verhält es sich mit der Heilkunde als Wissenschaft, — die ephemeren per-

fönlischen Erscheinungen, welche die Kunst beengen und dem Praktiker seine Wirksamkeit beschränken oder verleiden, vermögen dieselbe keineswegs anzufechten. Ihre Entwicklung geht den Gang ruhig fort, der, von zufälligen Ereignissen, unabhängig bei einem höher gewählten Standpunkte, als miteingreifend in die allgemeine Erziehung des Menschengeschlechts von höchster Hand vorgezeichnet erscheinen muß.

Der jüngst erst durch seine geistvollen „Beiträge zur Diätetik der Seele“ von der Schätzung des Publikums als tiefer Denker und scharfsinniger Beobachter bezeichnete Verfasser hat das Thema der vorliegenden Schrift zugleich so unterhaltend zu erörtern getrachtet, als der Gegenstand nur gestattete. Eine erschöpfende Darstellung alles hieher Gehörigen lag nicht in seinem Plane, und in der That spricht auch das Apportistische, immer in lebhafter Discussion sich bewegende, derselben weit lebhafter an.

Druck, Papier und Ausstattung der Schrift sind sehr anständig.

Dr. E.

Correspondenz-Nachricht *).

Constantinopel, am 14. Jänner 1840.

— Die anatomischen Vorlesungen nehmen hier ihren besten Fortgang, und wir hoffen, folgende Woche die ersten Cadaver in dem prachtvollen Secirsaal zu benützen. Es wird dieses nicht nur in Europa, wo man noch immer die Realisirung des berühmten Hattischerif bezweifelt, Aufsehen erregen, sondern auch in Constantinopel selbst mit gespannter Neugierde erwartet, da diese neue, ungewöhnliche Maßregel den hiesigen Europäern den Beweis liefert, daß es dem türkischen Gouvernement mit seinen Reformen Ernst ist. Der Befehl ist bereits an die Spitäler ertheilt, die Todten an die Schule zu liefern. — Ich werde Ihnen dieser Tage einen höchst interessanten Aufsatz über Trapezunt, von einem deutschen Arzte verfaßt, einsenden. Ueberhaupt suche ich mit allen Quarantaine-Arzten Correspondenz anzuknüpfen, und wenn Alle solche Berichte liefern, so dürfte Vieles über die localen Verhältnisse der Pestepidemien in den türkischen Provinzen zu erfahren sein. Vielleicht sieht sich die gelehrte Gesellschaft der Aerzte bewogen, den Vorschlag Ludwig Frank's (im Orient selbst eine Pflanzschule von tüchtigen Pestärzten zu bilden) zu realisiren. Man müßte einen Arzt für Egypten, einen andern für Constantine wählen, und von diesen beiden Centren ließen sich authentische Nachrichten über die allenfällige Pestepidemie einsenden.

*) Aus einem vom Herrn Dr. Spizer an den Herausgeber dieser Blätter gerichteten Schreiben.

Gemeinnützige Nachrichten.

— In der „Gazette médicale“ Nr. 30 werden, nach Favard, die Puppen der Seidenwürmer in China als ein geschätztes, besonders Schwächlichen sehr heilsames Nahrungsmittel gerühmt. Nachdem die Cocons abgesponnen sind, läßt man eine Quantität Puppen auf einem Ofen gut rösten, befreit sie dann von ihrer Hülle, und erhält kleine, gelbe, den Karpfeneiern ähnliche Körperchen.

Diese läßt man nun 5—6 Minuten mit Butter braten und gießt Fleischbrühe darüber, zerquetscht sie dann mit einem hölzernen Löffel und thut alsdann im Verhältniß von 3:100 Chrysoliden das Gelbe von Eiern dazu.

Miscellen.

— Ueber das Opiumrauchen der Chinesen, welches gegenwärtig wegen der gegen den Opium-Schmuggelhandel ergriffenen Maßregeln der Chinesen ein Gegenstand allgemeinen Interesses in England geworden ist, ist in der neuesten Sitzung der Medico-botanical Society vom 13. November ein interessanter Vortrag von Dr. Sigmond gehalten worden. Es scheint, daß der Mohn über ganz Asien reichlich wächst. Die Chinesen ziehen das Opium vor, welches aus dem in Hindostan gebauten Mohne erlangt wird, aber in Europa wird dem türkischen Opium der Vorzug gegeben. Seit langer Zeit ist es in den verschiedenen Districten Klein-Asiens mit großer Sorgfalt gebaut, und ein Landgut, Afouru Haza Hissar, ist schon seit 300 Jahren, wo der englische Reisende, Sir John Chardin, es besuchte, deshalb berühmt. Dr. Sigmond sagt: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß, wenn das Opiumrauchen der Chinesen noch eine Generation hindurch gestattet wird, ihre Macht als Nation vernichtet werden würde, und sie für die civilisirte Welt nur ein Gegenstand des Bedauerns und der Verachtung werden müssen.“ Graf Stanhope äußerte in derselben Sitzung, daß die schwächenden Wirkungen des Opiums dort so groß seien, daß in einer von dem Kaiser von China abgesonderten neueren militärischen Expedition 4000 Mann nach Canton zurückkehren mußten, weil sie durch den Genuß dieser Substanz gänzlich dienstunfähig geworden waren. (Der Verbrauch des Opiums ist aber auch in den letzten Jahren ungeheuer und auf fast ungläubliche Weise gestiegen.)

— In Beziehung auf die Anwendung des Arseniks zur Conservation der Cadaver hat Herr Gannal der Pariser Akademie der Wissenschaften gemeldet, daß, seinen Versuchen zu Folge, Cadaver, die mit Arsenik injicirt und dann in eine bleierne Kiste gelegt wurden, sich bald mit Geweben bedecken, und daß dieser Schimmel (moisissure) in weniger als Jahresfrist die Zerfetzung der Masse herbeiführt. Die Gegenstände, die mit dieser Substanz injicirt und der Luft ausgesetzt werden, entwickeln arsenikhaltigen Wasserstoff, sobald die Austrocknung anfängt, und diese Ausdünstung dauert über vier Jahre lang fort. Herr Gannal fügt hinzu, daß jedesmal, wo sich in der Masse eine hydrogenhaltige Zusammensetzung bilden könne, auch arsenikhaltiges Hydrogen sich bilde.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 15. Donnerstag, den 20. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Insel Muraköz. — Starb als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nachricht.

Da von Seite der Redaction dafür gesorgt ist, daß die „Gesundheits-Zeitung“ den P. T. Herren Abonnenten in Wien zweimal die Woche regelmäßig in ihre Wohnung zugestellt werde, so werden die P. T. Herren Abonnenten höflichst ersucht, falls diese Regelmäßigkeit nur irgend einmal von Seite der Austräger unterbrochen würde, bei dem Gefertigten die gefällige alsogleiche Anzeige machen zu wollen.

Dr. Beer.

Die Insel Muraköz.

(In topographischer, naturhistorischer und medizinischer Beziehung.)

Von Med. Drnd. Joseph Rosenfeld.

Unter den blühenden Gefilden des gesegneten Landes Ungarn nimmt die Halbinsel Muraköz *) unstreitig keinen geringen Platz ein. Sie bietet jedem Reisenden durch die Abwechslung und Mannigfaltigkeit ihrer Gegenden eine angenehme Augenweide; nicht minder findet der Naturforscher darin mehrseitige Befriedigung, so wie der Arzt Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen in seinem Fache, namentlich in Beziehung auf einige Volkskrankheiten, hervorgebracht durch die Eigenthümlichkeit der Lebensweise, des Klimas, worunter wir vornehmlich den Kropf hervorheben, welcher in mehreren Gegenden endemisch häufig ist**).

*) Der Landstrich dieses Namens bildet zwar nur mit dem steiermärkischen Antheile eine Insel, aber im gewöhnlichen Sprachgebrauche heißt er für sich Insel.

**) Der freundliche Leser möge folgende Bemerkungen, die ich als warmer Freund meiner geliebten Heimat aufgezeichnet, nur als Aphorismen, keinesfalls als Monographie betrachten.

Der Verf.

T o p o g r a p h i s c h e s.

Die Halbinsel Muraköz, in der Zalader Gespanschaft, wird von der Mur (daher der Name Muraköz, zwischen der Mur) und der Drau gebildet; beide Flüsse vereinigen sich bei Légrad. Ihre Größe beträgt 16½ Q. Meilen; sie grenzt an Steiermark und Croatien. Der größte Theil wird von den bezeichneten Flüssen umgeben, und nur ein geringer, nämlich der an Steiermark grenzende, ist vom Wasser frei. Die Luft ist ziemlich mild, aber häufig, besonders im Frühjahr und Herbst mit dichten Nebeln erfüllt. Der Winter bringt nur selten so große Kälte, als dies im nahen Steiermark und dem Zalader Comitats höher hinauf der Fall ist. Der Sommer wird durch seine Hitze besonders in dem flachen (größeren) Theile der Insel häufig lästig, gibt daher durch eintretende feuchte Witterung, dann durch die, wie überall in Ungarn gewöhnliche Abwechselung heißer Tage mit kühlen Nächten, und endlich durch den gleichzeitigen Mißbrauch des Genusses von Obst, geistigen Getränken und Fleischspeisen zu bald gastrischen, bald gastrischbillösen und Wechselfiebern Veranlassung. Der angenehmste Monat bleibt der September, und zwar der Stättigkeit seiner fast immer trockenen Witterung halber. Die Winde sind häufig Süd-Ost und Nord-West. Von den heftigen Windzügen, welche die obere Gegend des Comitats Zala, namentlich jene des Platensees, bisweilen heimsuchen, trifft keiner die Ebene unserer Insel, weil diese durch eine Bergkette geschützt ist. Fast der ganzen Länge nach wird die Insel vom Flusse Ternava durchströmt, derselbe nimmt seinen Ursprung mit zahlreichen einzelnen Bächen in dem gebirgigen südwestlichen Inseltheile, und läuft an Nedeliß, Esakathurn östlich vorüber, fällt oberhalb Légrad und St. Mihály in die Mur, und ist der Hauptfluß der Insel selbst.

Muraköz ist, abgerechnet wenige kleinere Besigungen, ein Grundeigenthum des Herrn Grafen Lad. Festetics von Tosna. Sie zählt mehrere Marktflecken und viele Dörfer. Der Hauptort der Insel ist Esakathurn, ungarisch Esákornya, welchen Namen Manche von der Familie Esáky herleiten wollen, deren Besitz es einst war; doch ist dieser Ursprung wahrscheinlicher vom ungarischen esak torony (blos nur Thurm), da die Zahl der Häuser anfangs sehr gering war. Dieser Ort kann sich durch seine vortheilhafte Lage bei der jetzt blühenden Industrie bald zu einem nicht unbedeutenden Handelsplatz erheben, da die Hauptstraße von Wien nach Fiume und Steiermark hier durchläuft. Das uralte, von den Römern erbaute Schloß steht hier längst schon dem Jahrtausende trogend. Schade, daß Menschenhände der Zeit vorgriffen, indem ein Theil der Mauer zerstört und zu Wohnungen verwendet wurde. Im Inneren

des Schlosses befindet sich ein Castell neuerer Bauart, der Wohnplatz der gräflichen Herren Beamten.

Zu den einstmaligen Besitzern der Insel gehört die, in Ungarn eine historisch-denkwürdige und unvergeßliche Rolle spielende Familie Zrinyi; noch heißt unweit Esakathurn eine Quelle Zrinyi's Brunn (Zrinyikut), wo der tapfere Nicolaus Zrinyi oft lustgewandelt haben soll; auch befindet sich ein Zrinyi'sches Grabmahl bei Kakinak. Ein Viertelstündchen von Esakathurn, an der Wiener Hauptstraße, liegt das malerisch-schöne Schloß St. Helena, ein Eigenthum der freiherrlichen Familie Knezewich von St. Helena, deren Name der deutsche Freiheitskrieg verewigt hat. Ich glaube, daß bei einem solchen Landsitze kaum mehr etwas zu wünschen übrig bleibt, so sehr hat die Natur diese Gegend mit ihren Schönheiten ausgestattet. Das Gebäude mit dem hohen Thurme trägt noch immer die Kennzeichen eines Klosters, das es auch einst war, und hat etwas Schwermüthiges, Ernstes an sich, womit die freie, ländlich offene und heitere Landschaft anmuthig contrastirt. Eben diese Lage entzückt und stellt das Ganze wahrhaft malerisch und romantisch dar. Der südöstliche Theil des Schlosses zieht die Aufmerksamkeit des Vorüberfahrenden, und zwar von der Landstraße durch einen großen Garten getrennt, angenehm auf sich. Eine lange Pappelreihe führt zum Schlosse. Der nördliche und westliche Theil des Gebäudes wird von einem Eichenwalde umgeben, dessen tausendjährige Riesenbäume kaum das Firmament durchblicken lassen. Der Wald führt in einen Park, welcher im echt englischen Geschmacke ist, denn sehr wenig hat die Kunst hier zu schaffen gehabt, und die gütige Natur allein stattete dieses Terrain großartig aus. Hügel und Thäler mit dichten Baumgruppen geschmückt, wechseln herrlich mit Wiesen und Schluchten ab. Khlisches, sonnenklares Wasser strömt von der Bergkette, und sinnreich sind mehrere Brunnen angebracht. Am höchsten Punkt des Parkes ist ein Weinberg gepflanzt, mit einem niedlichen Hause versehen, das die schöne Inschrift: »Харо! (willkommen)“ führt. In der edlen Besitzerin des Schlosses St. Helena wird jeder gebildete Reisende eine allgemein geschätzte und dieses Besitzes würdige Dame kennen lernen.

Esakathurn und St. Helena werden bei ihrer reizenden Lage durch ihre edlen Besitzer, durch die Gastfreundschaft der Bewohner dem Fremden wohl am meisten zusagen; jedoch sind es einige interessante Punkte, um deren willen wir sie schon verlassen, und in der Insel weiter streifen müssen.

N a t u r h i s t o r i s c h e s.

Vorerst ist das Dorf Pekeniza, unweit Szerdahely und nahe an der Mur im nordwestlichen Theile der Insel, in so fern merkwürdig,

als hier Steinöl und zähes Erdpech flüßig vorkommt. Dr. Zipfer hat es schon im Jahre 1817 der gelehrten Welt bekannt gemacht. Dr. Carl Sigmund bereisete vor einem Jahre diese Gegend, und gewahrte hierbei Einiges, dessen Mittheilung mir seine Freundschaft zuwendete. Ich war höchst begierig, dieses Naturphoemen zu sehen, und besuchte es auch im vergangenen August.

Am linken Ufer des Baches Brodek, welcher an dem Dorfe Pekléniza vorüber fließt, ungefähr 18 Klafter von dem Ufer, südwestlich vom Dorfe, befindet sich die Quelle, welche das Erdpech flüßig aufstreibt, und braun ringsum so weit absetzt, daß auf die Breite von 3—4 Klaftern Alles mit dicken Schichten von Erdpech überzogen erscheint, welche im Sommer breiartig flüßig einer Versumpfung nicht unähnlich sind.

Weim Graben in bedeutenden Entfernungen findet man, oft schon 1 Zoll unter der Erdoberfläche, den Mergel und thonigen Boden von Erdpech durchdrungen, besonders stark östlich von der Quelle bei 20 bis 30 Klaftern Entfernung von derselben flußabwärts.

Interessant war es bei einer ungefähr 6 Klafter flußabwärts, in der Tiefe von 1 Klafter gegrabenen Grube, dieselbe sich nicht nur mit klarem Wasser füllen zu sehen, sondern auch zu bemerken, wie anfangs nur einzelne, bei noch tieferem Graben zahlreichere, in einer gemeinsamen Richtung aufgehende Gasblasen erschienen, welche an der Oberfläche platzten, und bei dem Versuche, dieselben anzuzünden, ganz so brannten, wie dieses bei dem Kohlenwasserstoffgas geschieht. Auch 24 Stunden später sprudelten im Wasser diese Blasen noch ununterbrochen auf.

Der Platz, wo das Steinöl und Erdpech aufgeht, ist umzäunt, wird von den Einwohnern Pokol (Hölle) genannt, daher der Name des Dorfes Pekléniza abzuleiten. Mittheilungen nach soll ein Gräher Apotheker die Quelle gepachtet haben, und sie zur Destillation des reinen Steinöls benützen, welches ungemein schön ausfällt. Der Rest dient zur Bereitung von Wagenschmiere (kalamász), wozu auch in der Moldau und Siebenbürgen dasselbe Materiale verwendet wird. Auch loben es die Bewohner der Insel zur Kur gewisser Thierkrankheiten. Die ganze Gegend scheint um Pekléniza, besonders in den tieferen Lagen des Bodens, von Bitumen durchdrungen zu sein. Hiefür spricht nicht nur das Vorkommen von mit Erdpech durchzogenem Mergel und einzelne reine Erdpechschichten rings um die Quelle, wo tiefer gegraben wurde, sondern auch der Umstand, daß beim Graben von Brunnen in Strukoveg, $\frac{3}{4}$ Stunden von Esakathurn, derselbe bituminöse Geruch sich in einer Tiefe von 3—4 Klaftern kund gibt, welcher um den Pokol verbreitet ist.

Zunächst um die Peklá herum ist die Vegetation ganz abgestorben, in

einiger Entfernung aber gedeiht der Wiesenwuchs üppig wie überall. Den Boden unter der Dammerde bilden Thon, von Eisentheilen gelb gefärbt, und darunter Lagen von grauem und bläulichem Schieferthon. Wo man auch weithin um den Pokol gräbt, füllt sich die Grube rasch mit Wasser. Daß man den eigenthümlichen Geruch des Steinöls und Erdpechs schon von weitem wahrnimmt, — daß dieser Geruch im hohen Sommer intensiver und in größerer Entfernung wahrnehmbar ist, — und daß endlich der Boden ringsum beim Sonnenschein im August mir so heiß vorkam, als stände ich auf glühenden Platten, — alle diese einzelnen Umstände erwähne ich bloß deswegen, weil meines Wissens der Pokol in Ungarn der einzige Platz ist, an welchem das Steinöl flüßig aufsteigt.

An dem rechten Ufer der Mur, unweit Pelleniza und Szerdahely in einer ungemein schönen Gegend, kommt ein nicht unbedeutendes Lager von Braunkohlen vor. Das Reißen des Stromes hat sie zu Tage gefördert; die Einwohner benützen sie statt Ziegel und Steine zur Ausfütterung der Brunnen, und bisher wurde kein technischer Nutzen davon gemacht, geschweige daß bergmännischer Betrieb Statt gefunden hätte. Wiederholten Gerüchten zu Folge bewerben sich die Triestiner und Wiener Dampfschiffahrts-Gesellschaften darum. In dem nordwestlichen Theile der Insel kommen auch Eisenerze vor; ob der Ausbeute werth, ist noch unentschieden, und in der Mur erscheint zuweilen das gewöhnliche Waschgold.

Idyllisch schön sind die Gegenden im gebirgigen Theile der Insel westlich und nordwestlich gegen die Grenze Steiermarks hin. Eine reichhaltige Vegetation, ähnlich jener dieses eben genannten Landes, zerstreute Wohnungen und Mannigfaltigkeit des Anbaues zieren dieselben eigenthümlich. Entzückend ist die Lage der Weinberge, die den herrlichen weißen Insulaner liefern. Die Winzerhütten blicken mit ihren weißen Conturen malerisch aus den grünen Terrassen hervor; einige Kapellen und auch zwei Kirchen höher gelegener Dörfer zeichnen sich in der ganzen Landschaft besonders aus. Sie bilden (namentlich St. György) auch Gesichtspunkte für die weite Ferne, wo die kleineren Zierden der Bergkette bereits verschwinden. Die Weingärten sind vorzüglich im Herbst der Dummelplatz lauter Freude, und bieten in der That sowohl der romantischen Ansicht, als des köstlichen Obstes und der trefflichen Trauben halber, für Jedermann erheiternde Ausflugsunkte. Noch erwähne ich den berühmtesten Weinort dieser Gegend, Stridó, welcher noch deswegen merkwürdig ist, daß er der Geburtsort des heiligen Hieronymus sein soll.

(Der Beschluß folgt.)

Stard als Arzt und Wohlthäter der Taubstummen.

(Beschluß.)

Welches Urtheil man auch immer über das Werk Stard's, das er über Ohrenkrankheiten schrieb, vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus fällen mag, so kann doch Niemand dem Verfasser desselben den Ruhm streitig machen, daß er die Wissenschaft mit der Kenntniß von Krankheiten bereichert habe, welche kaum einer seiner Vorgänger bemerkt hatte. Wir wissen recht wohl, daß strengere Richter die Eintheilung der Gehörkrankheiten, welche Stard aufstellte, tadeln, und daß nicht alle Beschreibungen derselben gleich genau und vollständig sind; aber selbst die strengste Kritik wird uns nicht bewegen können, unser Auge gegen das Verdienst einer der außerordentlichsten Erscheinungen unserer Zeit zu verschließen. Die Zahl der in diesem Werke niedergelegten Beobachtungen einzelner Krankheitsfälle übersteigt 200, von denen die meisten das höchste wissenschaftliche Interesse besitzen.

In der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, die angeborene Taubheit zu heilen, trachtete Stard ganz besonders, ihre Folgen durch eine gute Erziehung zu mildern. Der Unterricht der Taubstummen war im Alterthume unbekannt. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts von einem spanischen Benedictiner-Mönche geahnt, von dem unvergeßlichen Abbé de l'Épée gegründet und von Sicard vervollkommen, scheint er auf den Schwingen der Religion vom Himmel gestiegen zu sein. Diesen gefeierten Namen muß die Nachwelt auch jenen Stard's beifügen. Niemand hat die Taubstummen besser studirt als er, und Niemand hinterließ uns bessere Schilderungen ihrer Sitten, ihres Charakters und ihrer Leidenschaften. Durch eine genaue Beobachtung dieser Unglücklichen gelangte er insbesondere zu der merkwürdigen Thatsache, daß es unter denselben nur wenige gebe, deren Ohr für alle Töne und Geräusche geschlossen sei. Die meisten vernehmen stärkere Geräusche, andere minder starke, und nicht wenige unter ihnen vernehmen sogar die menschliche Stimme; allein da sie nur die lauterer Worte hören, so erlöschet bei ihnen durch das erschwerte Verstehen die Lust zum Hören, und so wird gänzliche Stummheit unvermeidlich. Diese Erfahrungen brachten Stard auf die Idee der Möglichkeit, das Ohr durch fortdauernde Uebung zu seiner Verrichtung tauglicher zu machen, welche Methode er selbst die physiologische Erziehung des Ohres zu nennen pflegte.

Obwohl sich Stard mit ganzer Liebe und beispielloser Ausdauer seinem Lieblingsstudium hingab, so verdankt ihm die Medizin doch auch mehrere Abhandlungen über andere Krankheiten, namentlich über die Wundstucht der Brusthöhle, das Stammeln, die Wechselfieber u. a. m. Ferner verfaß er eine Uebersetzung der Gesundheitspflege von Wich mit Anmerkungen, und bearbeitete endlich für das „Dictionnaire des sciences médicales“ den Artikel „Hydropisie.“ In allen diesen Werken finden sich dieselben Grundsätze, überall folgt er einer geläuterten Erfahrung als der einzigen wahren Führerin in der Medizin. Jede Behauptung, welche sich auf Erfahrung stützte, wurde von ihm wohl aufgenommen und geprüft, und erst dann verworfen, wenn er sie durch Versuche als unhaltbar erprobt hatte.

Stard gab die Praxis in der Stadt schon in einem Alter auf, in welchem andere dieselbe erst antreten, und sah nur mehr solche Kranke, welche ihn in der

Vorstadt Saint-Jacques aufsuchten. Diese waren meistens Taube, und der Zufluß derselben war zuweilen so groß, daß sie sich vormerken lassen mußten, um bei ihm vorzukommen. Diesen widmete er seine Morgenstunden; den Rest des Tages nahm die Sorge für seine eigene zerrüttete Gesundheit und die Bearbeitung einer neuen Auflage seines Werkes in Anspruch, welche er jedoch trotz der Masse von gesammelten neueren Materialien nimmermehr vollenden konnte. Er vermachte diese Pflicht der Akademie nebst einer jährlichen Rente von 1000 Francs zur Begründung eines, alle drei Jahre zu ertheilenden Preises für die beste Abhandlung über einen Gegenstand der praktischen Medizin.

Noch mehr bedachte er, wie billig, die Taubstummen, welche ihm durch das Gute, das er ihnen erwiesen, noch theurer geworden waren. Der Umstand, daß die Schüler nach einem sechsjährigen Aufenthalte in der Anstalt dennoch nicht im Stande waren, alle französischen Werke zu verstehen, bewog ihn zur Gründung einer neuen Klasse, deren Hauptzweck es ist, sie mit dieser Lectüre näher vertraut zu machen, um dann ihre Erziehung allein fortsetzen zu können. Er bestimmte für diesen menschenfreundlichen Zweck eine Rente von 8000 Francs, und stellte für diesen Unterricht eine Norm auf, zu deren Entwurf ihn sein 40jähriger Umgang mit Taubstummen wohl berechtigte.

Stard's Testament ist das eines weisen und fühlenden Mannes; jeder Artikel desselben zeugt von Dankbarkeit, Menschenliebe und Mitleid, und er vergaß darin nichts, was ihm lieb war. Er vermachte seinen Verwandten mehr, als er von seinen Eltern empfangen hatte, und vergaß auch nicht die Armen seiner Pfarre und der von Riez, und hinterließ seinen Freunden Rives, Hussion, Esquirol, Gravier und Bousquet werthvolle Andenken.

Stard starb den 5. Juli 1838, und wünschte vor seinem Tode, daß sein Körper unberührt bleiben und ohne Verstümmelung der Erde übergeben werde, „meinend, daß die Leichenöffnungen von wenig Nutzen für die Wissenschaft seien, und daß es kein Mittel gebe, den Menschen den traurigen Bedingungen seiner Existenz: Leiden und Sterben, zu entziehen.“

Stard war von mittlerer Größe und seine Gebrechlichkeit hatte ihn schon vor dem Alter gebeugt. Seine belebten und ausdrucksvollen Züge erinnerten sehr an jene Heinrich's IV., welche Aehnlichkeit besonders mehreren Malern aufgefallen war. Er soll in seiner Jugend eine sehr heitere Laune gehabt haben, und es müssen in diesem Falle Isolirung und Krankheit dieselbe bedeutend geändert haben. Seine Rede war kurz, zuweilen sogar rauh, aber unter diesem Aeußeren verbarg er die liebendste Seele.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Leuchtgas aus Weinhefen.) Man hat vor einiger Zeit in Bordeaux in Gegenwart mehrerer Fabrikanten und Gelehrten einen sehr interessanten Versuch angestellt. Herr Livenais zeigte, daß man bei der Zersetzung der Weintrester und der Weinhefe in geschlossenen Gefäßen ein Kohlenwasserstoffgas erhält, welches eben so rein wie das aus Steinkohlen oder Harz bereitete Leuchtgas ist, und mit einem ausgezeichnet weißen und lebhaften Lichte verbrannte. Das Gas ist ganz geruchlos, und man kann die Flamme sehr groß

werden lassen, ohne daß sie Rauch liefert. Ein zweiter Versuch wurde mit ausgetrockneter Weinhafe angestellt, und das Resultat war daselbe.

Miscellen.

— Von dem Irrenhause zu Cairo sagt ein zurückgekehrter Reisender, Th. v. H., daß der grauenvolle Anblick desselben lange nicht aus seinem Gedächtnisse verschwinden werde. Ein viereckiger Hof ist auf allen Seiten von Zellen umgeben, je mit einer kleinen, mit festen Eisengittern versehenen Fensteröffnung, die in's Innere sieht. In dieser Höhle, worin nicht das geringste Stück Möbel zu sehen, kauern die Unglücklichen auf dem Steinboden und tragen an einem großen eisernen Halsringe eine schwere Kette. Alle, die ich sah, schienen mir mehr in tiefen Trübsinn oder Träumerei versunken, als zur Raserei geneigt; nur ein Neger von herkulischen Formen, der aus wahnsinnigem Fanatismus einige Christen umgebracht, schoß unheilspühende, beängstigende Blicke zwischen den Gittern hervor, die er krampfhaft mit beiden Händen umklammert hielt, während er dazu seine weißen Zähne fletschte.

— (Eine neue Schlafheilstanstalt.) Unter dieser Aufschrift wird eine sogenannte Schlafanstalt angekündet, worüber sich ein berühmter ausländischer Arzt folgendermaßen vernehmen läßt. Die Brunnen- und Wasserärzte haben das Prinzip: je mehr, desto besser; die Homöopathen bekennen sich zu dem Prinzip: je weniger Arznei, desto besser. Die neueste Anstalt, die Schlafanstalt, ist Rückkehr zur Natur, nennt sich daher auch Urheilstanstalt, und bekennt sich zu dem Prinzip: gar keine Arznei, wodurch sie an sich schon alle andern Heilstanstalten übertrifft. Ein Arzt hat den Schlaf als Weg und Mittel der Natur zur Heilung der Krankheiten zu seinem Hauptstudium gemacht, wozu er die beste Gelegenheit hatte, da er in einem Lande lebt, wo die Maxime herrscht: schlafen und schlafen lassen. Ueberzeugt, daß der Schlaf als Beförderer des stillen Naturhaushaltes und Gegner aller revolutionären Krankheitsbewegungen das wahrste Heilmittel ist, hat er sich entschlossen, eine Schlaf- oder Urheilstanstalt zu errichten. Für verschiedenartige Schlafapparate, Wolle, Baumwolle, Wiegen, Hängematten, stille, besänftigende Musik, schläfernde Düste u. s. w., wird auf das beste gesorgt; für die Zeit des Erwachens wird Milch die Hauptnahrung sein. Anfangs war die Absicht, zur Bedingung zu machen, daß ein reines Gewissen mitgebracht werde; da jedoch die Anstalt gleich auf großen Fuß gesetzt werden soll, so reicht es hin, reine Wäsche mitzubringen und reines Gold. Keine Zeitung darf in die Anstalt dringen. Der Aufenthalt in derselben wird auf 14 Tage gesetzt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Sigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 16.

Montag, den 24. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die Insel Muraköz. — Gallerie berühmter Aerzte. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Nachricht.

Da von Seite der Redaction dafür gesorgt ist, daß die „Gesundheits-Zeitung“ den P. T. Herren Abonnenten in Wien zweimal die Woche regelmäßig in ihre Wohnung zugestellt werde, so werden dieselben höflichst ersucht, falls diese Regelmäßigkeit nur irgend einmal von Seite der Austräger unterbrochen würde, bei dem Befertigten die gefällige alsogleiche Anzeige machen zu wollen.

Dr. Beer.

Die Insel Muraköz.

(In topographischer, naturhistorischer und medizinischer Beziehung.)

Von Med. Drnd. Joseph Rosenfeld.

(Beschluß.)

Aerztliches.

Man sollte glauben, daß in einer Gegend, wo die Vegetation am üppigsten blüht, wo Ueberfluß an allen Naturprodukten ist, und die gütige Natur reichlich ihren Segen spendete, auch der Mensch blühen und froh sein soll. Doch ist dieses auf unserer Insel nicht überall der Fall. Kaum findet man unter zwanzig Menschen einen, der ein gesundes, blühendes Aussehen besäße; die Männer haben ein düsteres Aussehen, gelbbraunliche Gesichtsfarbe, eingefallene Wangen, schlaffe Constitution, und sehr selten ist einer 5 Fuß hoch; die Weiber sind gewöhnlich bleich. Die Bewohner der Marktflecken sehen etwas besser aus, obwohl das Landvolk eine reinere Luft athmet, und die Nahrung betreffend, so gut wie in wenigen Gegenden des übrigen Ungarns lebt, da sich Ueberfluß an

Allem vorfindet. Es ist sehr schwierig, die Ursache dieser Constitution der Bewohner hinreichend zu motiviren. Ich kann nach meinen wenigen Beobachtungen, die ich nur kurze Zeit anzustellen Gelegenheit hatte, es vor der Hand nur dem häufigen Genuße geistiger Getränke, besonders nicht wohl abgelegener Weine, und des Branntweins zuschreiben. Eine Hauptursache mag auch wohl der Mangel guten Trinkwassers sein, der an vielen Orten nur deshalb Statt findet, weil das bessere nicht gesucht und zugeleitet wird; ferner auch das beisammenwohnen vieler in engen, niedrigen, feuchten und rauchigen Wohnungen, an denen leider, wie so häufig auf dem Lande überall, auch noch die Fenster möglichst klein, und in der Regel meistens undurchsichtig sind. Als wesentliche Ursachen des minder guten Aussehens führen wir an: Daß die Luft auf der Insel von den Aushauchungen der Flüsse und Bäche durchgehends — die bergige Partie selbst nur zum Theil ausgenommen — feuchter sei; daß in dem größtentheils aus Thonlagen bestehendem Boden das im Regen herabfallende Wasser nur langsam aufgesogen werde; daß hieraus mehrere häufig genossene Gewächse, darunter namentlich Mais, Kartoffeln und die Hülsenfrüchte, bekanntlich in ihrer Qualität wesentlich leiden. Uebrigens darf hier auch der Umstand nicht übersehen werden, daß die geliebten Kleinen in den schweren, größtentheils groben Mehlspeisen und geistigen Getränken, nebst einer übelgeleiteten Erziehung, eine Nahrung erhalten, welche das üble Aussehen zu verbreiten nur zu sehr geeignet ist. Indessen steht in der neuesten Zeit sowohl durch die nähere Einsicht der Seelsorger und Schullehrer, deren Zahl vermehrt wurde, als auch durch die Wirksamkeit ärztlicher Individuen, eine Verbesserung für die folgende Generation zu erwarten.

Die Gemüthsart der Landbewohner ist eine sanfte und friedliche, und diese wird durch die Beschäftigung mit dem Landbau größtentheils bewahrt. Die vorkommenden Krankheiten nehmen am häufigsten den gallichten Charakter an; endemisch ist hier das Wechselfieber, welches im Frühjahr und Herbst sein Lager aufschlägt, und Jeder wahrlich von gutem Glücke sagen muß, der davon befreit bleibt; es ist meistens dreitägig und milden Verlaufes. — In einem Dorfe, nahe an Steiermark, bekommt jeder Eingeborne, wenn er das zehnte Jahr erreicht, einen lymphatischen Kropf, der bei manchem ungemein groß, bis zur Mitte der Brust und auch weiter herabhängt. Die Ursachen des endemischen Kropfes mögen wohl in den tiefliegenden, mit Waldungen und Sümpfen umgebenen, dem Süd- und Westwind ausgesetzten Thälern, so wie in der Beschaffenheit des Wassers liegen. Das letztere gehört dort zu den härtesten, d. h. mit festen Bestandtheilen überladenen,

und gleicht in dieser Hinsicht jenem Wasser, das die tiefer liegenden Thäler Steiermarks häufig besitzen, und worin einst ein aberwitziger Chemiker sogar einen eigenen Stoff, das Bronchin, nachgewiesen haben wollte. Uebrigens herrscht auch hier die Gewohnheit, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, und was dem Arzte merkwürdig erscheinen mag (da man das Gegentheil bisweilen von Mindererfahrenen behaupten hört), die Brustkrankheiten sind hier nicht minder häufig, als in jenen Gegenden, wo kein Kropf endemisch herrscht. Die Stimme dieser Menschen ist sehr rauh und beleidigt das Ohr, ihr geistiges Vermögen ist im Durchschnitt sehr gering, manche nahen an Blödsinn, ja viele verfielen ihm schon.

So sehen wir den Menschen denn auch hier nicht im Einklange mit der schönen, reichbegabten Natur — ein Contrast, der sich leider nur zu häufig uns darstellt. Ich darf gleich an unser Nachbarland, die Steiermark, erinnern, deren üppig grünen Thäler und Gebirge mit den spiegelhellen Strömen noch alle Reisenden entzückt haben. Allerdings sind es auch bloß die Monate des Hochsommers und Herbstes, in denen das Klima hie und dort behagen mag, und in denen die Reize der Gegend anziehend hervortreten; dazu kommt der kurze Aufenthalt, durch welchen der Reisende gewöhnlich zu verweilen pflegt; leicht übersieht er den Schatten vor der Menge lichter Punkte, und nennt Natur, Gegend und Land schön, wenn auch das Schönste der Schöpfung — der Mensch mit derselben nicht ganz harmonirt. Ich fügte diese Bemerkung hinzu, damit Reisende die schönere Jahreszeit zum Reisen auf der Insel wählen mögen, um die Muraß in eben so freundlichem Andenken zu erhalten, als die Partie des Nachbarlandes. Schließlich habe ich noch daran zu erinnern, daß durch die Insel und aus derselben der Weg einerseits in die berühmten Bäder von Warasbiner-Töbly (Toplitz), 4 Stunden von Esakathurn, andererseits in die romantische Gegend des Zalaber Comitats führt, welche Kisfaludy's Muse den Magyaren klassisch verherrlicht hat; ich meine in die Gegenden am Plattensee, deren nördöstliches Ufer an Heilquellen reich ist, wovon mehrere benützt und namentlich die Güreder weithin berühmt sind. Die Reize dieser genannten Landschaft, welche einen Deudant jüngst erst mehrere Wochen fesselten, sind bekannt, ihre Lieblichkeit und Fruchtbarkeit zogen seit Jahrhunderten jeden Freund wahrer Naturschönheiten an.

Gallerie berühmter Aerzte.

Dr. Friedrich Ludwig Kreyzig*),

erster königlich-sächsischer Leibarzt, wirklicher Hofrath und Medicinalrath zu Dresden,
ehedem ordentl. Professor der Anatomie und Botanik zu Wittenberg 2c. 2c.

Kreyzig war zu Eulenburg, wo sein Vater praktischer Arzt war, den 7. Juli 1770 geboren. Schon im 12. Jahre der Landesschule zu Grimma übergeben, legte er hier durch den angestrengtesten Fleiß, dem er die klassische Durchbildung seines Geistes verdankte, den Grund zu seiner späteren Tüchtigkeit, bis er im Jahre 1788 die Universität Leipzig bezog, und sich, unter der Leitung der Professoren Platner, Hebenstreit, Koch u. A., dem Studium der Heilkunde widmete. Im Jahre 1792 reiste er, indem er das Kregel-Sternbach'sche Stipendium dazu erhielt, nach Pavia, wo er die Vorträge eines Peter Frank, Scarpa, Paletta, Spallanzani mit großem Nutzen besuchte. Nach Leipzig zurückgekehrt, erlangte er bald nach einander die Würde als Magister der Philosophie und Dr. der Medizin, während er sich hier gleichzeitig als Privatdocent habilitirte. Im Jahre 1796 wurde er als Substitut der Professur der Pathologie und Chirurgie an die Stelle des Professors Dr. Leonhardi (der als Leibarzt nach Dresden versetzt worden war, die ordentliche Professur an der Universität Wittenberg aber hatte beibehalten dürfen) an diese Hochschule berufen, vertauschte aber jene Fächer durch Aufrücken in der Facultät im Jahre 1801 mit dem Lehrstuhle der Anatomie und Botanik. Jetzt verdoppelte sich Kreyzig's schriftstellerische Thätigkeit, als deren erste reife Frucht die Schrift: „Neue Darstellung der physiologischen und pathologischen Grundlehren für angehende Aerzte und Praktiker,“ Leipzig 1798—1800, 2 The. 8., anzusehen ist.

Schon hierin, so wie in den akademischen Schriften dieser Periode, offenbart sich der Grundcharakter seiner wissenschaftlichen Richtung, mit der auch sein praktisches Wissen von jeher Hand in Hand ging. Basirung der Pathologie auf Physiologie, als der einzige Weg, um der Medizin eine sichere und echt wissenschaftliche Grundlage zu geben, und damit insbesondere zu naturgemäßen, sicher leitenden Prinzipien für das Handeln am Krankenbette zu gelangen.

Auf diese Weise erhob er sich sehr bald auf einen Standpunkt selbständiger, auf positive Ergebnisse gerichteter Forschung, die ihn schon an und für sich abgeneigt machen mußte, einem der herrschenden medizinischen Systeme unbedingt sich anzuschließen. Wirklich hat er auch weder den, während seiner jüngeren Lebensperiode gangbaren Lehren einer damals einseitigen Nervenpathologie, noch der späteren Erregungstheorie jemals geshuldigt.

Inmittelst dehnte sich auch Kreyzig's Wirksamkeit als praktischer Arzt, der auch das erste ambulatoische Clinicum zu Wittenberg sein Entstehen verdankte, immer weiter aus, und der Ruf seiner Thätigkeit stieg so schnell, daß er schon im Jahre 1803 (im 33. Lebensjahre) als Leibarzt der Churfürsten von Sachsen, mit dem Charakter als wirklicher Hofrath, nach Dresden berufen wurde.

Von da an waren seine äußeren Lebensbegegnisse an die Schicksale seines Fürsten gekettet, die ihn in den wechselvollen Jahren von 1806 bis 1815 oft über

*) Aus Dr. Sachs' „medizinischem Almanach für das Jahr 1840.“

die Grenzen seines Vaterlandes hinausführten. Namentlich war er der Begleiter des Königs Friedrich August auf dessen mehrmaligen Reisen nach Warschau, und hier begründete er durch die Erfolge einer glänzenden ärztlichen Praxis den Ruf seines Namens in den nordischen Ländern, der bis an seinen Tod ungeschwächt geblieben ist, und ihm alljährlich von dort her zahlreiche Leidende zuführte, die bei ihm Rath und Hilfe suchten.

Die Muße, die in den Jahren 1813—1815 während des unfreiwilligen Aufenthaltes des Königs in Berlin und Friedrichsfelde ihm zu Theil wurde, benutzte er zur Ausarbeitung des Werkes, das er zu einer der Hauptaufgaben seines Lebens gemacht hatte: »Die Krankheiten des Herzens, systematisch bearbeitet und durch eigene Beobachtungen erläutert,« 3 Thle. in 4 Bden., Berlin 1814—1817, ein Werk, welches die Aufmerksamkeit der Aerzte des In- und Auslandes jederzeit auf sich gezogen hat.

Hieran reihte sich seit der Rückkehr nach Dresden, bei welcher ihm in Anerkennung seiner König und Vaterland bewiesenen Treue als einem der Ersten das Ritterkreuz des neu errichteten Civil-Verdienst-Ordens zu Theil wurde, das im Jahre 1818—19 in 2 Theilen herausgegebene: »System der praktischen Heilkunde« etc., in dem er die Resultate seiner reichen und gediegenen Anschauungen wissenschaftlich begründet niederlegte, das jedoch, weil er zu seiner Vollendung eine weniger geschäftsvolle Zeit abzuwarten wünschte, damals und leider auch jetzt noch unvollständig geblieben ist. Die praktische Krankheitslehre wird darin auf eine ihr eigenthümliche Weise aus einander gesetzt, besonders hat er darin das Blutssystem sorgfältiger, als es bisher geschehen, erörtert, die Würdigung der Bedeutung der Säftefehler im organischen Körper und die Anwendung der Humoralpathologie auf die Praxis aus einander gesetzt.

Gleichzeitig erweiterte sich seine Berufsthätigkeit durch die im Jahre 1816 hauptsächlich durch seinen Einfluß erfolgte Umgestaltung des bisherigen, bis dahin bloß der Bildung von Militärärzten gewidmet gewesenen Collegium medicochirurgicum zur chirurgisch-medizinischen Akademie, an der er die Professur der speziellen Pathologie und Therapie und das Directorium der medizinischen Klinik übernahm, so wie durch seinen Eintritt als Hof- und Medizinalrath in die Landesregierung. Es gehörte ein Mann von Kreyzig's geistigen Hilfsquellen, unermüdetlich streng geordneter Thätigkeit und aufopfernder Berufstreue dazu, um neben einem so umfassenden amtlichen Wirkungskreise zugleich den Sorgen einer Privatpraxis vorzustehen, die gerade in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, so daß er dem von allen Seiten zuströmenden Andränge kaum zu genügen vermochte. Auch war es unstreitig die Periode seines Lebens, wo eine reiche praktische Erfahrung und gereifte wissenschaftliche Anschauung sich in seinem ärztlichen Wirken zu einem vollendeten Ganzen verschmolzen hatten.

Die Eigenthümlichkeiten seiner praktischen Methode zu schildern, würde über die Grenzen dieser Skizze hinausgehen, sollen jedoch deren Hauptzüge kurz angedeutet werden, so bestanden sie in dem unermüdetlichen Fleiße bei Ergründung schwieriger, vorborgener oder verwickelter Krankheitszustände, in der sorgfältigen Benützung aller Hilfsmittel der Untersuchung und Erforschung, in einer großen Schärfe und Besonnenheit des Urtheils über den Werth und die Bedeutung der verschiedenen, zur Bildung eines Krankheitsfalles beitragenden Momente und

einer nur dadurch möglichen Sicherheit der Diagnose und darauf gegründeten eben so großen Sicherheit, Consequenz und Ausdauer der Behandlung.

Außerst vorsichtig bei Stellung der Prognose, bewirkte doch die Gründlichkeit und Festigkeit seines Wissens und Handelns, die Begeisterung für seinen Beruf und für die Medizin als Wissenschaft und Kunst, so wie die Ehrfurcht und das Vertrauen, mit welchem er das Wirken der Naturkräfte in Krankheiten belauschte, und über Alles hoch anschlug, daß er auch unter den schwierigsten Umständen nicht so bald verzweifelte, sondern seinen Muth und den des Kranken durch den Hinblick auf die noch vorhandene, wenn auch sehr beschränkte Möglichkeit eines günstigen Erfolges aufrecht zu erhalten suchte. Seinen Kranken verstand er ein unbedingtes Vertrauen einzuschößen, und wer so glücklich gewesen ist, von ihm in einer ersteren Krankheit behandelt zu werden, der wird sich des mächtigen und wohlthuenden Eindruckes erinnern, den die eigenthümliche Klarheit und Ruhe seines Blickes, die einnehmende Gemüthlichkeit seiner Unterhaltung, so wie die Energie seines Willens, selbst wenn sich diese, wie wohl zuweilen geschah, in strengerer Form zu erkennen gab, auf die Seele des Leidenden ausübte. Daher ergingen denn auch aus allen Gegenden des In- und Auslandes ununterbrochen mündliche und schriftliche Anfragen von Aerzten und Kranken über schwere und dunkle Krankheitsfälle mit den oft dringendsten Bitten um sein Urtheil darüber und um die Bestimmung des dagegen einzuschlagenden Heilverfahrens. Der Beantwortung solcher Anfragen widmete er dann die gewissenhafteste Prüfung, den größten Fleiß, und seine auf diesem Wege entstandenen zahllosen schriftlichen Consultationen dürfen unbezweifelt zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was in diesem Gebiete in der neueren Zeit geleistet worden ist. Hierbei, so wie überhaupt in dem Verkehr mit Kranken und Aerzten, war ihm Redlichkeit und Offenheit der Mittheilung seiner Ideen höchste Pflicht, und er gestand in solchem Falle lieber sein Nichtwissen frei ein, als daß er je zu einem, seiner Ueberzeugung nicht gewissen Ausspruche sich hätte bestimmen lassen. Solchem Ernst und solcher Würde in der Erfüllung seines schweren Berufes verdankte Kreyzig schon frühzeitig großes Uebergewicht als praktischer Arzt, und da er damit wahre Humanität und Wohlmeinenheit gegen seine Collegen verband, so wurde er in einem Zeitraume von mehr als 30 Jahren vorzugsweise zu ärztlichen Consultationen gewählt, und es wurde auch in dieser Sphäre sein treues, unermüdetes Wirken zu dem segnerreichsten. Als besonders gründlicher und glücklicher Arzt war er in chronischen Krankheiten allgemein anerkannt, wo ihm der große, aus den ernstesten Studien während seines ganzen Lebens hervorgegangene Umfang seines Wissens in diesem Felde, verbunden mit der unermüdetsten Ausdauer und Stetigkeit in der Verfolgung des einmal als das Rechte aufgefaßten Zieles, vorzüglich zu Statzen kam.

Das Ergebnis seiner Ansichten über die Behandlung chronischer Krankheiten, mit besonderer Rücksicht auf die Wirksamkeit der, hauptsächlich durch seine Bemühungen in allgemeinere Aufnahme gekommenen natürlichen und künstlichen Mineralwässer, hat er in dem gediegenen Werke niedergelegt, das unter dem Titel: „Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Carlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyemont und Spaa,“ Leipzig 1825 in erster und 1828 in zweiter Auflage erschienen ist, eine Schrift, welche

schon vorher im Jahre 1824 in London in englischer Sprache erschienen, und nachher auch in die französische übertragen worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Andeutungen über Mäßigkeitsvereine.) Dr. Alexander in Altona ist der Meinung, daß, wenn die Mäßigkeitsvereine wirklich Mäßigkeit in spirituosén Getränken, so wie es im Worte liegt, nicht aber volle Enthaltbarkeit vom Weine und Branntweine predigten, sie ganz löblich sein würden. So aber, wie sie jetzt seien, wo ihre Gesetze Wein und Branntwein gänzlich verbieten, Bier dagegen erlauben, entsprechen sie dem höchsten Staatszwecke, dem Volkswohle, nicht. In Betreff des Bieres nämlich sei man zuvörderst nicht sicher, daß es gut gebraut sei, daß es die gehörige Menge Hopfen, dagegen nichts der Gesundheit Nachtheiliges, wie Säuren, oder ein anderes Bitter als Hopfen, oder wohl gar berauschende Mittel enthalte. Wäre es aber auch ein fehlerfreies Gebräu, so sei der Vorzug desselben vor dem Branntwein doch nur scheinbar. Es enthalte nämlich zwar allerdings guter Branntwein im Durchschnitt 50 pr. Ct. wasserfreien Alkohol, Schmalbier dagegen nur 2—4, Doppelbier 5—8, englisches Tischbier 3,89, starker Porter 6,8 zc. Denke man aber daran, daß Bier in großer Menge, gleich Flaschenweise, getrunken werde, so würde das Gleichgewicht wieder hergestellt sein, zumal wenn man den Branntwein mit vorher abgekochtem und wieder abgekühltem Wasser vermengt genieße. Abgesehen aber hiervon gäbe es medizinische Gründe, welche den Genuß des Weins und Branntweins unentbehrlich machten. Zuerst nämlich sei es Erfahrungssatz, daß in Marschgegenden nicht bloß die Malaria, d. i. die Marschlust, die Keime zu jenen verderblichen, einheimischen Wechsel- und Gallenfiebern enthalte, sondern auch das daselbst gewöhnlich schlechte Trinkwasser. Den besten Beweis davon könne man daraus abnehmen, daß Marschgegenden mit gutem Trinkwasser von jenen Fiebern wenig oder gar nicht zu leiden haben, wie z. B. die Gegend von Brake und Esfleth. Daß auch in diesen Gegenden im Sommer 1826—27 jene Fieber herrschten, liefert für obigen Satz nur einen neuen Beweis; denn das von der großen Sturmfluth im Februar 1825 zurückgebliebene Salzwasser und der damit eingeführte Schlamm haben nicht nur durch ihre Verdunstung während der großen Hitze die Bedingungen zu jenen Fiebern geliefert, sondern auch dadurch, daß sie das vorhandene gute Wasser verschlechtert haben. Da aber dessenungeachtet gutes Trinkwasser verhältnißmäßig noch in Menge vorhanden war, so war auch weder die Zahl der Erkrankungen, noch die der Sterbefälle, mit der Ausdehnung der Fieber und der Mortalität in Butjadingerlande, wo es nur schlechtes Trinkwasser gibt, zu vergleichen. Was soll nun, fragt Dr. Alexander, in solchen Fällen und in Gegenden mit schlechtem Wasser das ungenießbare Trinkwasser ersetzen? Ein Gläschen Wein oder Branntwein ist das beste corrigirende und zugleich für die aufgewendete Kraft eintretende Ersatzmittel. In den toscanischen Maremmen besitzen die reichen Leute eine Immunität vom Fieber, weil sie Wein trinken, und allgemein ist ja der Wein als Schutzmittel gegen das Fieber empfohlen. In Ermangelung dessen werden wir aber zum Branntwein unsere Zuflucht neh-

men müssen. Zweitens lehrt es ebenfalls die Erfahrung, daß plötzliches Aufgeben gewohnter Reize niemals ungestraft versucht werde; gebe es ja selbst Beispiele, daß sogar allmähliges Entwöhnen von gewohnten Reizen nicht selten nachtheilige Folgen nach sich gezogen habe.

M i s c e l l e n .

— Ein Pariser Blatt zeigt an, daß an die Stelle des verstorbenen Dr. Marc Herr Fouquier zum ersten Leibarzt des Königs ernannt worden ist.

— Ein Schreiben aus Alexandrien spricht von einer daselbst stattfindenden radicalen Aenderung des Quarantaine-Systems. Die Consuln, die bis jetzt die Direction dieser Anstalt hatten, sollen abgedankt, und an ihre Stelle von Boghos-Bei ein Conseil von sechs Kaufleuten ernannt werden. Die Consuln waren Boghos-Bei zu unabhängig. Es ist zu fürchten, daß dies zu neuen Unannehmlichkeiten führen werde, denn da die Consuln bei Einführung der Quarantaine die auf ausländische Schiffe zu legenden Abgaben nur unter der Bedingung bewilligt haben, daß, um Mißbräuche zu verhüten, ihnen die Leitung der Quarantaine-Anstalt übertragen bleibe, so wäre wohl möglich, daß sie bei erster Gelegenheit ihren Administrirten verböten, jene Abgaben zu bezahlen. Diese sind durch keine Capitulation stipulirt, und Europa hat nichts Gutes mehr von einer slavischen Quarantaine-Direction zu erwarten, denn was jetzt noch hier von Kaufleuten bleibt, ist ganz und gar von Boghos-Bei abhängig.

— Rückichtlich einer Veränderung des Medicinalwesens in Dänemark ist in Kopenhagen am Ende vorigen Jahres durch Erlassung einer neuen Pharmacopoe für das Königreich einem langgefühlten Bedürfnisse abgeholfen worden. Die bisherige, aus dem Jahre 1805, konnte wegen der Fortschritte, welche seitdem die Arzneiwissenschaft und Chemie gemacht, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechen, und deshalb erhielt das hiesige Gesundheits-Collegium den Befehl, eine neue auszuarbeiten. Dieselbe hat den Beifall Sr. Majestät des Königs erhalten und tritt, was die Bereitungsweise und den Verkauf der Medicamente betrifft, mit dem 1. Juni 1840 für alle Apotheken der Hauptstadt und der Provinzen in Kraft. Die kleineren Apotheken aber sind von der Haltung einzelner Medicamente, die in derselben ausdrücklich aufgeführt sind, befreit. Den Apothekern ist auf den Fall, daß sie gegen diese Anordnung handeln oder die anordnungsmäßige Taxe überschreiten, der Verlust ihres Privilegiums oder, nach den Umständen, namhafte Geldstrafe angedroht.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Rigot'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 17. Donnerstag, den 27. Februar 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Esquiroi über Leitung der Irrenanstalten. — Ueber die Verwendung der Mineralwasser zu Eger-Franzensbad. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Nachricht.

Da von Seite der Redaction dafür gesorgt ist, daß die „Gesundheits-Zeitung“ den P. T. Herren Abonnenten in Wien zweimal die Woche regelmäßig in ihre Wohnung zugestellt werde, so werden dieselben höflichst ersucht, falls diese Regelmäßigkeit nur irgend einmal von Seite der Austräger unterbrochen würde, bei dem Befertigten die gefällige alsogleiche Anzeige machen zu wollen.

Dr. Beer.

Esquiroi über Leitung der Irrenanstalten.

In jeder Irrenanstalt zerfällt die obere Leitung in zwei ganz bestimmte Theile. Dem Director, dem Dekonomen kommen die allgemeine Verwaltung des Innern der Anstalt, das Rechnungswesen, die Aufnahme und der Austritt der Kranken, und die Wachsamkeit über das Verfahren der verschiedenen Angestellten zu. Die Vorsteher dieser Anstalten müssen in innigen Verhältnissen mit dem dirigirenden Arzte stehen, und sich mit ihm über alle Veränderungen und Verbesserungen, die im Interesse der Kranken gemacht werden können, verständigen. Dem Arzte allein muß die obere Leitung über Alles, was unmittelbar die Kranken und den ärztlichen Dienst betrifft, überlassen sein.

Fast überall waren die Geisteskranken Opfer des traurigen Vorurtheils, wodurch sie für gefährliche, übelwollende und vornehmlich für unheilbare Wesen galten. Sie wurden nur in einigen großen Städten ärztlich behandelt. Oder kann man Blutentziehungen, Aderlässe im Monat Mai und

Juni, wöchentlich genommene Brechmittel, Pulver, die durch einen Apotheker ausgetheilt werden, oder Bäder, Douchen, die man bei allen Geisteskranken zu einer gewissen Jahreszeit anwandte, eine ärztliche Behandlung nennen? Regelmäßige ärztliche Besuche wurden nur in wenigen Anstalten gemacht. In Bedlam werden die Besuche nur zweimal wöchentlich gemacht, die täglichen Besuche nahmen erst ihren Anfang in Bicêtre und in der Salpêtrière. In allen Städten Frankreichs, in ganz Europa wird der arme Kranke durch einsichtsvolle Aerzte behandelt. Der Eifer und die Einsicht dieser Aerzte ging für die Geisteskranken verloren. Man gebe aber nicht den Aerzten die Schuld, sie wurden entmuthigt, da ihnen Alles fehlte; überall haben sie neue Wohnungen, ein besseres Regimen für die Geisteskranken gefordert, selten aber wurden ihre Wünsche erfüllt.

Der Arzt muß einigermaßen das Lebensprinzip in einer Irrenanstalt sein. Durch ihn wird Alles in Bewegung gesetzt; er leitet alle Handlungen, regulirt alle Gedanken. Der Arzt muß mit einer Autorität versehen sein, der sich Niemand entziehen kann. Ich kenne in Frankreich nur den Dr. Murillac, der zu gleicher Zeit Verwalter ist. Ich brauche hier nicht noch einmal von den Eigenschaften zu sprechen, die der Arzt einer solchen Anstalt haben muß; eben so wenig will ich seine Pflichten hier angeben, denn die Würde unsers Standes legt uns strengere Pflichten auf, als alle Verordnungen.

Der Arzt dictirt bei seinem Besuche seine Verordnungen einem Studiosus der Medicin und einem Lehrling der Pharmacie. Zugegen ist der Wärter oder die Wärterin des Kranken, stattet Bericht über denselben ab, und beantwortet die vorgelegten Fragen. Der Arzt gibt bei der Aufnahme den Zustand eines jeden Geisteskranken an, befehlt, wohin er gebracht werde, und ordnet allein seinen Uebergang von einer Wohnung zur andern an. Er verordnet Zwangsjacke, Bäder, Douchen, die Art der Zerstreung, die Arbeit, die einem jeden Kranken zukommt; er bewilligt Belohnungen, erlaubt Besuche, mit einem Worte, ihm allein gehört die medizinische Polizei des Hauses an.

In mehreren Anstalten Frankreichs beschäftigen sich Nonnen mit der Bedienung der Geisteskranken. Diese unglücklichen Kranken erhalten von diesen achtbaren, uninteressirten, wohlwollenden und mitleidigen Schwestern die beste Pflege, denn wer könnte besser, als sie, Geduld und Sanftmuth ausüben, da sie den Freuden des Lebens entsagen, und auf eine Belohnung hoffen, welche Menschen nie gewähren können. In einigen Irrenanstalten Italiens und des mittägigen Deutschlands geschieht die Bedienung durch Mönche, die zu verschiedenen religiösen Orden gehören. In ganz Europa sind Geistliche bei den Irrenanstalten angestellt,

die den Arzt in der religiösen Leitung, die er zur Heilung der Kranken nöthig hält, unterstützen. Die religiösen Eindrücke wirken manchmal sehr energisch ein, und sind oft von großem Nutzen für den Kranken.

Ueberall ist der Mangel an Wärtern fühlbar. Ihre Zahl steht nicht mit den unzähligen Bedürfnissen der Kranken in Verhältniß. Im alten Bedlam waren nur fünf Wärter für 120 geisteskrankte Männer und zwei Wärterinnen für 110 Frauen. Man hat ihre Zahl im neuen Bedlam vermehrt. In Frankreich bewilligen die Verwaltungen einen Wärter für 10 Geistesranke. In Deutschland wendet man oft Invaliden in Irrenanstalten an, in Sonnenstein nimmt man Leute, die wegen leichter Verbrechen bestraft werden, als Wärter an. Reil, Jos. Frank, André klagen über die geringe Anzahl und über die Brutalität der Wärter. Die unwissenden, harten und barbarischen Wärter sind widrig costumirt, sie tragen ein Bund von Schlüsseln, die herumklappern, gebrauchen die Unglücklichen als Spielwerk, verleunden die Kranken, um einen Vorwand zu haben, ihnen Entbehrungen aufzulegen, sie eingeschlossen zu halten und in Ketten zu legen. Da nicht eine genügende Anzahl von Dienern vorhanden ist, so haben sie zu viel zu thun, und thun deshalb nichts. Sie öffnen die Corridors und Zellen so spät als möglich, und schließen sie, sobald die Sonne untergeht; sie können nicht bei den Kranken sein, die nach ihnen verlangen, und wird ein Melancholischer von der Idee zum Selbstmorde gequält, so hat er Zeit, die Mittel dazu vorzubereiten. Hat ein Geisteskranker einen Anfall von Wuth, so muß der Wärter sich vertheidigen, da er Niemanden hat, der ihm hilft und dem Wüthenden imponiren oder bändigen kann.

Große Wärter reden mit diesen schüchternen, furchtsamen Unglücklichen nur im rauhen und drohenden Tone; anstatt sie an sich zu ziehen, ihr Zutrauen durch Sanftmuth und gutes Beispiel zu gewinnen, reizen sie diese auf und stoßen sie durch Schreck, den sie ihnen einjagen, zurück. Man will, daß die Geisteskranken, gleichviel ob sie zufrieden oder nicht zufrieden sind, ruhig seien; man ruft diese Ruhe durch Einschließen, Ketten und Schläge hervor, denn man hält dies für das sicherste und bequemste Mittel.

Kann man auch Sorgfalt, Reinlichkeit von einem Wärter verlangen, der 20, 30, 50 Geistesranke zu bewachen hat? Soll er es wissen, ob Jeder seinen Durst, seinen Hunger befriedigt hat? Je mehr Wärter man hat, einen um so größeren Schein von Macht kann man zeigen, und um desto weniger wird man dieselbe gebrauchen. Ein Geisteskranker schlägt sich gegen einen oder zwei Wärter, aber wenn sich mehrere seiner Wuth entgegenstellen, so wird er durch Furcht bekehrt und beru-

higt sich. Ist aber sein Delirium so blind, daß die Wuth nicht weicht, so können sich mehrere Individuen seiner bemächtigen, ohne genöthigt zu sein, mit ihm zu kämpfen.

Die Wärter dürfen nicht aus der untersten Klasse genommen werden. Man bezahlt sie im Allgemeinen zu schlecht. Sie müssen ein angenehmes Aeußere, eine liebevolle Sprache haben, und reinlich und decent gekleidet sein. Sie müssen sie mit Stöcken oder anderen Instrumenten bewaffnet sein, noch Bündel von Schlüsseln haben, die erschrecken, zur Vertheidigung und manchmal auch zur Angriffswaffe dienen. Im Allgemeinen wird es gut sein, aus den Reconvalescenten oder geheilten Geisteskranken die Wärter zu wählen, denn diese sind gelehriger, wohlwollender; sie haben gelernt, das Uebel mitzufühlen, unterstützen besser die Anstrengungen des Arztes, und ihr Beispiel belebt das Zutrauen der Kranken.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Versendung der Mineralwasser zu Eger-Franzensbad.

(Von Med. Dr. Lorenz Köstler.)

Seit mehr denn hundert Jahren wird das Mineralwasser von Eger-Franzensbad versendet, und macht sonach seine Tour als Heilmittel durch Europa.

Die Versendungsart war in den früheren Jahren höchst einfach und geschah blos mit einer Quelle, nämlich der Franzensquelle, welche als Egerwasser in Handel trat.

In späterer Zeit wurde, nebst der Eger-Franzensquelle, auch die Salzquelle, der Sprudel, und in neuester Zeit die Wiesenquelle entdeckt, mehr und mehr in Anwendung gebracht und versandt.

Die Mängel der früheren Versendung traten nun desto greller hervor, wo besonders das gänzliche Verlieren des Eisengehaltes der Mineralwasser in den versandten Krügen als der am meisten zu beachtende Moment sich ergab.

Herr Joseph August Hecht, der während einer Reihe von Jahren die Versendung der Mineralwasser zu Eger-Franzensbad leitet, hat durch seine rastlos fortgesetzten Versuche seit mehreren Jahren nun eine Verforkungsmethode in Anwendung gebracht, die allen Anforderungen entspricht, und nicht nur allein auf diese Weise dem Kurorte Eger-Franzensbad wesentlich genützt, sondern auch auf die Versendung der Mineralwasser im Allgemeinen den wohlthätigsten Einfluß geübt, und sich dadurch die Anerkennung um die Vervollkommnung dieses Zweiges der Medicin, mit Recht erworben. Die Art des Verforkens nach Hecht ist folgende.

Nachdem mit der größten Aufmerksamkeit die Güte der irdenen oder schwarzen Glasbouteillen geprüft wurde, werden selbe in der Mineralquelle unmittelbar

mit dem Wasser derselben angefüllt, und dann sogleich unter die am Rande der Mineralquelle stehende Verforlungsmaschine gebracht.

Diese Maschine bezweckt folgende zwei wichtige Punkte:

1) Preßt selbe durch einen sehr geschickt angebrachten Mechanismus den Kork, der jedesmal größer als die Mündung des Bouteillenhalses ist, mit größter Gewalt und Schnelligkeit in selben ein, wodurch das Communiciren der äußeren Luft mit dem Mineralwasser unmöglich gemacht wird.

2) Ist mit dieser Maschine ein Cylinder in Verbindung, in welchem sich bis zum Drucke mehrerer Atmosphären gepreßte Kohlenäure befindet.

In dem Augenblicke nun, wo die Bouteille unter die Maschine gebracht wird und ein Pistill früher so viel Mineralwasser entfernte, als der Kork Platz benöthigt, strömt aus dem Cylinder mit großer Heftigkeit die Kohlenäure in den Raum, der zwischen dem oben schwebenden Kork und dem Mineralwasser in dem Bouteillenhalse bleibt, und welches Einströmen so lange Statt hat, bis der Kork eingetrieben ist, wodurch jeder Zutritt der atmosphärischen Luft zu dem Mineralwasser aufgehoben wird.

Nach dieser so sinnreichen Methode, welche jedem Contact der äußeren Luft mit dem Mineralwasser entgegen tritt, wodurch bei der früheren Füllungsart allein die Zersetzung bedingt wurde und durch kein anderes Mittel zu besiegen war, finden wir auch, daß das Mineralwasser alle seine materiellen Bestandtheile nach Jahren noch behalte, und sich nicht eine Spur eines Eisenniederschlages bilde.

Vor Hecht hat Niemand und in keinem Kurorte eine so zweckmäßige Verforlungsweise gehandhabt, und Jeder, der bei dem Besuche dieses Kurortes diese Maschine, nebst dem ganzen Verfahren, sieht, zollt dieser schönen und nützlichen Erfindung seine Anerkennung.

Mehrere Kurorte Deutschlands haben die Maschinen von Hecht an sich gekauft, und so hat Rissingen nicht nur allein die Maschine, sondern auch Leute, die mit dieser Verforlungsweise vertraut waren, von Eger-Franzensbad dahin kommen lassen, und die großartige Versendung dieses Kurortes läßt nun auch nichts zu wünschen übrig, indem die Verforlung auf dieselbe zweckentsprechende Weise geübt wird, wie die zu Eger-Franzensbad.

Bei dieser Gelegenheit finde ich Anlaß, Folgendes über das Vorkommen des Schwefelgeruches in einzelnen Bouteillen der Eger-Franzensbader Mineralwasser beizufügen.

Bei Witterungsveränderungen oder sonstigen cosmischen Einflüssen zeigt sich, daß die Mineralquellen nicht nur die gewöhnliche Kohlenäure, sondern auch Schwefelwasserstoffgas, wenn auch in geringen Mengen, zeitweise durchströme.

Das Mineralwasser solcher Bouteillen, welche in diesen Momenten gefüllt werden, trägt den gleichen Geruch, doch nur für wenige Augenblicke nach deren Eröffnung an sich, indem dieses Gas als eines der volatilsten auch schnell wieder verfliehet.

Das Mineralwasser dieser Bouteillen ist aber in Hinsicht seiner Mischung und Wirkung ganz unverändert und dem der übrigen vollkommen gleich, daher die Furcht Einiger, als wäre das Mineralwasser solcher Bouteillen zersetzt und verderben, als ganz ungegründet sich ergibt, indem hier die Luftart, welche diesen Geruch bedingt, nicht durch eine Zersetzung hervorgerufen ward, sondern

blos mechanisch beigemischt ist, schnell verfliegt, und keinen sonstigen Einfluss auf die Natur des Mineralwassers auszuüben im Stande war.

Wien, am 15. Februar 1840.

In der Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte am 31. Jänner d. J. theilte Herr Reg. Rath und Landesprotomedicus Dr. Krolz die Bitterungs- und Krankheitsconstitution in Wien vom Monate December v. J. mit. Die Bitterung war meistens unfreundlich und nasskalt. Der stationäre Krankheits-Charakter war gastrisch-adynämisch, so wie der Latéral-Charakter ein rheumatisch-catarhalischer war. Die Trägheit einer kritischen Reaction und der langsame Verlauf der Krankheiten bestanden noch fort. Es kamen häufige gastrisch-catarhalische und rheumatische Fieber vor, die typhösen Fieber nahmen an Zahl und Intensität ab, und kamen meistens bei jugendlichen Individuen vor. In der zweiten Hälfte des Monats waren sie mit Congestionen gegen Kopf und Brust verbunden. Entzündungen kamen selten vor. Masern, Scharlach und Messelausschlag zeigten sich nur sporadisch, die Blattern waren jedoch zahlreicher. Der Gesundheitszustand der Schwängern und Wöchnerinnen war befriedigend. Im Findelhause waren wenig Erkrankte. Die Heilung der chirurgischen Krankheiten ging besser von statten. Das Sterblichkeits-Verhältniß kann in diesem Monate ein günstiges genannt werden; es belief sich nämlich die Anzahl der in Wien im Monat December 1839 verstorbenen (421 Kinder unter einem Jahre mit eingerechnet) auf 1268 Personen*).

Hierauf las Herr Med. Dr. Gruby die Resultate seiner mikroskopischen Untersuchungen über die pathologischen Produkte, von denen er diesmal Eiter und krankhaften Schleim heraus hob, und deren Unterschiede näher berührte. Einige Abbildungen dienten zum Veranschaulichen dieses Vortrages.

Herr Prof. Dr. v. Carabelli hielt einen sehr interessanten, und rücksichtlich des Gegenstandes, um den es sich handelte, höchst wichtigen mündlichen Vortrag über den sogenannten Gesichtschmerz (Prosopalgie, tic douloureux), und theilte eine von ihm eigens erdachte Operationsmethode mit, nach welcher er den nervus infraorbitalis, sammt dessen Verzweigungen (der kleine Gänsefuß), zerstört**) und hierdurch die ebengenannte, bis jetzt meistens nur palliativ behandelte, höchst schmerzhafteste Krankheit in wenigen Minuten radical zu heben im Stande ist. Er führte diesmal zwei und in der nächstfolgenden Versammlung einen dritten Fall von Personen an, die am tic douloureux gelitten, und welche er in Gegenwart mehrerer ausgezeichneten Aerzte der Hauptstadt mit

*) Bei Gelegenheit der heutigen Mittheilung bemerkte Herr Reg. Rath Krolz, daß es sehr wünschenswerth erscheine, es möchten die praktisch beschäftigten Herren Mitglieder, so wie die Herren Spitalsärzte, über die Resultate, die sie rücksichtlich des epidemischen Genius der Krankheiten aus ihren Beobachtungen ziehen, der Gesellschaft bei ihren jedesmaligen Versammlungen früher und rascher Mittheilungen machen, als ihm dieses die ämtlichen Quellen gestatten, deren Resultate er übrigens auch ferner mitzutheilen sich bereit erklärt. Herr Präses Dr. v. Malfatti pflichtete diesem Wunsche bei und deutete die Zweckmäßigkeit solcher rasch erfolgenden Mittheilungen näher an.

**) Unter allen Nerven, die dieses Uebel befällt, ergreift es, nebst den Frontal- und Infra-orbitarnerven, hauptsächlich und meistens den nervus infraorbitalis.

dem glücklichsten Erfolge ausgeführt hatte. Die drei Kranken hatten vor der Operation so häufige Anfälle, daß sie kaum eines schmerzfreien Momentes sich erfreuten. Der eine Kranke litt 17, der zweite 11 und der letzte (eine Frau von 49 Jahren) 5 Jahre continuirlich an diesem Schmerze. Wir können im Interesse der leidenden Menschheit sowohl, als der Aerzte, auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes nur vorläufig aufmerksam machen, und um so eher uns aller näheren Details über diese, vom Herrn Prof. v. Carabelli angegebene Operationsmethode enthalten, als dieser Letztere selbst hierüber etwas Ausführlicheres in einem strengwissenschaftlichen medizinischen Journal mittheilen dürfte.

Herr Kreisarzt Dr. Kuffel reihte an diesen Vortrag eine Skizze dreier, von ihm behandelten Gesichtneuralgien, von denen eine geheilt wurde. Herr Prof. Berres machte auf die Schwierigkeit der oberrühnten Operationsmethode rücksichtlich der Zweige des nervus infraorbitalis, die getroffen werden könnten, aufmerksam, und Herr Primararzt Dr. Moysiowitz erinnerte an Wardrop's Behandlung und Scott's Untersuchungen dieses Leidens.

Die Versammlung vom 15. Februar eröffnete Herr Präses Dr. Malfatti Edler von Montereccio mit Discussionen über den herrschenden Krankheits-Charakter in rhapsodischen Betrachtungen, in denen er vorerst die cosmischen Anomalien des diesjährigen Wintersolstitiums heraus hob. Die Aufeinanderfolge der Apoplexien, dann der exanthematischen Krankheiten, zwischen beiden mitten inne der hitzigen Fieber wurde genetisch nachgewiesen, und mit mehreren Merkmalen das Vorkommen von Erscheinungen erörtert, die bald mehr das Gehirn und Rückenmark, bald mehr das Hautsystem als ergriffen charakterisirten. Hierauf ging Herr Präses in die näheren Details über die Behandlung der herrschenden Krankheitsformen und über einige specielle Fälle ein.

Herr Hofrath Dr. Wierer Ritter von Kettenbach setzte diese Discussionen fort, indem er seine Erfahrungen über den eben besprochenen Krankheits-Charakter zunächst damit begann, daß er ebenfalls zunächst auf die eigenthümliche Witterung der nächstverfloffenen Zeit (die elektrischen, in ihrem Einflusse noch nicht genügend erkannten Momente ebenfalls berührend) aufmerksam machte, und jene Schädlichkeiten, welche die Differenzen der Heizung und des Carnevals mit sich bringen, gleichzeitig berücksichtigte. Auch er beobachtete die Apoplexien häufiger, so wie die exanthematischen Formen, unter denen er vorzugsweise dem jetzt herrschenden epidemischen Fieber eine nähere Aufmerksamkeit schenkte, und daselbe, seinen Beobachtungen zu Folge, als ein Frieselfieber bezeichnete, wie er eine ähnliche Epidemie in Wien bereits früher mit Dr. Closet beobachtet hatte. Die Eigenthümlichkeiten der Krankheitserscheinungen, der sich ergebenden Prognosis und der eingeleiteten, sehr zu individualisirenden Behandlung wurden spezieller ausgeführt. Herr Hofrath ersuchte schließlich die Herren Collegen, ihre hierauf bezüglichen Beobachtungen ebenfalls mitzutheilen.

Herr Primararzt Dr. Solwarczny theilte aus den auf seiner Abtheilung gemachten Beobachtungen das Resultat mit, daß der gastrisch-dynamische Charakter der vorherrschende gewesen, unter gleichzeitigem häufigen Vorkommen von catarrhalisch-rheumatischem Fieber. Er machte zugleich auf einige Erscheinungen des putriden Charakters aufmerksam.

Herr Regierungsrath Prof. Bischof Edler von Altenstern, eben aus

Venedig zurückgekehrt, skizzirte die Eigenthümlichkeiten der nervösen Fieber, die er daselbst beobachtete, näher, und machte neuerdings auf die Unterschiede der Formen aufmerksam, so wie auch auf die Unzukümmlichkeit des angenommenen Namens Typhus abdominalis.

Dr. Beer machte zu Folge der auf der vierten medizinischen Abtheilung des k. k. allgemeinen Krankenhauses gemachten Beobachtungen auf die gegenwärtig vorherrschende Tendenz der Pneumonien zur Adynamie, so wie auf den Umstand aufmerksam, daß das Beginnen des so vielfach besprochenen Typhus während dieser Zeit mit so vorwaltend entzündlichen Erscheinungen sich oft äußert, daß bei der Behandlung eine diesfällige genaue Rücksicht auf den gegenwärtigen adynamisch-putriden Charakter sehr zu beherzigen sei, welchen letzteren Charakter Dr. Beer in gedrängten Zügen sowohl aus den Erscheinungen im Verlaufe der Krankheit, als auch insbesondere aus dem, in der sehr langsamen Reconvalescenz nicht selten vorkommenden Scorbut und Hydrops nachzuweisen sich bemüht.

Herr Primararzt Dr. Moysisowits macht auf die, seinen Erfahrungen gemäß seltener vorkommenden, scabiösen Formen und die dagegen häufigere Erscheinung des Hydrops aufmerksam. Auch die Neigung zu Gangränen war nicht selten. Häufig gesellte sich auch Erysipelas zu Wunden.

Herr Dr. Hochberger, aus Carlsbad, theilte einige Beobachtungen über Diabetes mit, an welche Herr Hofrath Baron von Türkheim die Erzählung eines ähnlichen Falles reihte.

Am Schlusse machte Herr Prof. von Carabelli auf den schon oben erwähnten dritten Fall eines geheilten Gesichtschmerzes aufmerksam.

Gemeinnützige Nachrichten.

— Nach der „Lond. méd. Gazette“ soll die Anfertigung der glasierten Visitkarten, bei deren Fabrication Bleiweiß angewendet wird, ein für die Arbeiter gefährlicher Fabricationszweig sein.

Miscelle.

— (Poste médical.) Unter diesem Namen sind in Paris Anstalten für Personen errichtet, die wegen plötzlicher Verwundung oder schnell eintretender krankhafter Zufälle augenblicklicher Hilfe bedürfen. Ein Arzt ist daselbst Tag und Nacht zugegen, und die Häuser selbst sind durch rothe Laternen kennbar gemacht.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 18.

Montag, den 2. März 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Das lesbische Mährchen. — Esquiroi über Leitung der Irrenanstalten. — Gemeinnützigste Nachrichten. — Miscelle.

Das lesbische Mährchen.

In Zeiten einer, wie ein Krebschaden um sich greifenden Kurpfuscherei steigert sich die ohnehin den Laien eigenthümliche Lust, in die Geheimnisse der Kunst zu dringen, bis zur Kauf- und Lesesucht medizinischer Bücher. Man gehe doch versuchsweise in eine Buchhandlung, und erkundige sich nach Stand und Charakter der Personen, die nach Werken medizinischen Inhalts fragen — ich wette, daß unter zehn Fragenden wenigstens einer, nicht selten zwei sein werden, die dem ärztlichen Stande gar nicht angehören. Sie sind Dilettanten. Es war von jeher eine Schwäche des Menschen, sich um das zu bekümmern, was ihn am wenigsten angeht; und diese Schwäche gibt uns allein schon hinreichenden Aufschluß über die enormen Summen, die mancher Nichtarzt auf das Kaufen medizinischer Schriften unnützerweise verschwendet. Man dürfte selten die Bibliotheken der sogenannten Particuliers mustern, ohne, selbst bei flüchtigem Ueberblicke, darin Bücher über Gegenstände vorzufinden, deren Verständniß nur dem gebildeten Arzte möglich ist. Ob diese Bücher auch von ihren Eigenthümern gelesen werden, ist eine Frage, die jeder Menschenfreund gewiß gern mit „nein“ beantworten möchte; denn es ist doch besser, sein Geld den Buchhändlern zu geben, als seine Gesundheit einer Autodidactik aufzuopfern, die noch dazu das Gepräge lächerlicher Ignoranz an sich trägt. Der wahrheitsliebende Leser erlaube mir, hier eine Stelle aus dem Briefe eines griechischen Philosophen an einen Ignoranten, der sich viele Bücher kaufte, wörtlich anzuführen. Es heißt: »Du handelst Deiner Absicht gerade entgegen.

Du bildest Dir ein, man werde Dich für einen Gelehrten halten, wenn Du die schönsten Bücher recht emsig zusammenkaufst. Dem ist aber nicht also. Im Gegentheile, kommt Deine Ignoranz dadurch nur desto mehr an den Tag. Denn weit entfernt, immer nur das Beste zu kaufen, glaubst Du dem ersten Besten, der Dir seine Ware anpreist, auf's Wort, und bist so eine Beute für Betrüger dieser Art, und ein wahrer Schatz für alle Büchertröbder. — Willst Du etwa glauben machen, Du verständest das Alles, ohne es gelernt zu haben? Vom Helikon, wo die Musen wohnen, ist Dir, dünkt mich, auch nicht ein Wort zu Ohren gekommen. Die Musen werden einen Menschen, wie Du, statt ihm einen Lorbeerzweig zu reichen, mit Myrthenruthen und Malvenstauden vom Helikon wegpeitschen lassen, damit er ihnen nicht die heilige Quelle des Holmeus oder die Hippokrene verunreinige." — Diese Stelle bedarf wohl keines Commentars, sie malt mit lebendigen Farben die Schwäche Jener, die, um ihren Durst zu stillen, gewöhnliches Wasser verschmähen und an die heilige Quelle sich wagen. Am grellsten tritt aber diese Sucht nach medizinischer Lektüre bei jenen Personen hervor, die das Unglück haben, in ihrem früheren Leben eine Gallerie von überstandenen Krankheiten zu überschauen. Sieh und entnerot von der Fülle der Arzneien, mit denen sie von Ärzten und Nicht-ärzten bestürmt wurden, kommen sie endlich zu dem klaren Bewußtsein, daß man auch der Natur etwas überlassen müsse, verlassen Arzt und Arzneien auf immer, und fassen den löblichen Entschluß, ihrem geschwächten Körper die nöthige Ruhe zu gönnen. Bleiben sie aber bei diesem Entschlusse fest? Eine einzige Unterredung mit einem, für diese oder jene im Schwunge gehende Methode begeisterten Enthustasten wirkt alle ihre Entschlüsse übereinander, und sie fangen von Neuem an, den „Methoden" sich in die Arme zu werfen. Aber man hat dem Arzt entsagt — dem Laien traut man auch nicht vollkommen; was ist natürlicher, als sich aus den Büchern Rath's zu erholen? Wenn ich sehe, wie viel Geld derlei Unglückliche auf medizinische Bücher und auf die in denselben empfohlenen Mittel verschwenden, denke ich immer an jenen reichen Mann, der das Unglück hatte, bei einer Wanderung durch tiefen Schnee sich beide Füße abzufrieren. Es mußten ihm beide Füße abgenommen werden. Zu einigem Ersatz ließ er sich hölzerne Füße verfertigen, die er an seinem Körper befestigt, und so ging er, gestützt auf die Schultern zweier Diener. So weit war der Mann zu bedauern. Allein lächerlich machte er sich dadurch, daß er immer die schönsten und neuesten Halbstiefeln kaufte, und die größte Sorgfalt auf diesen Theil seines Anzuges verwendete, damit die Hölzer — seine Füße — nur immer recht schön gepußt erschienen. Er kaufte sich so hohe und schwere goldene Rothurne, auf welchen zu gehen ein Mensch von gesunden Füßen genug zu thun hätte.

Machen es unsere Laien besser? Man denke nur an die Seelenleiden eines Kranken Arztes. Nebst dem Schmerz, der ihn, als mit der gegenwärtigen Krankheit verbunden, quält, martert ihn der Gedanke an alle die möglichen Folgen, die ihm so oft bei anderen derlei Kranken vorgekommen, oder die er in Büchern gelesen. Und diese Qualen der Phantasie, diese Förderungsmittel eines siechen Seelenlebens holen sich ohne Beruf und Pflicht dazu — unvorsichtige Laien, und hängen an ihren, vielleicht ohnehin kranken Geist noch die Kothurne der Melancholie an! Man kann den Uneingeweihten nicht genug vor den Künsten des Apollo warnen! Um aber meinen Lesern ein Beispiel zu geben, wie gefährlich es für den Unberufenen ist, mit Kunstgegenständen, die er nicht versteht, leichtsinnig zu spielen, will ich ihnen, dem Titel dieses Aufsatzes gemäß, ein lesbisches Märchen aus alter Zeit erzählen. Es ist etwas lang, aber da es doch den Einen oder den Anderen abschrecken dürfte, mit dem Stabe des Aeskulap seinen Scherz zu treiben, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, das Märchen so, wie ich es bei einem alten griechischen Weisen vorgefunden, vollständig mitzutheilen. „Als die thrakischen Mänaden den Sänger Orpheus zerrissen hatten, warfen sie seinen Kopf und seine Leier in den Hebrus-Ström. Der Kopf lag auf der Leier und sang Klagelieder um Orpheus, während die Winde in die Saiten der Lira rauschten, und sie im Einklang mit jenen Liedern ertönen ließen. Und so wurden beide unter Melodien auf den Wellen schwebend bis an das Gestade von Lesbos getragen. Dort hoben die Bewohner den Kopf auf, und begruben ihn auf derselben Stelle, wo jetzt ihr Bacchus-Tempel steht. Die Lira aber brachten sie in den Tempel des Apollo und bewahrten sie dort viele Jahre. Da begab es sich denn in der Folgezeit, daß Neanthus, ein Sohn des lesbischen Fürsten Pitacus, von heftigem Verlangen nach dem Besitze dieser Leier ergriffen wurde, da er Vieles von ihrer Zaubermacht gehört hatte, wie sie wilde Thiere, Bäume und Felsen bezaubert, und sogar nach des Orpheus Tode, ohne daß sie Jemand berührte, Melodien von sich gegeben. Mitteltst einer großen Geldsumme bewog er den Priester des Apollo, ihm die Leier des Orpheus auszuliefern, und eine andere ähnliche an ihrer statt zu unterschieben. Als er sie hatte, getraute er sich zwar nicht, am hellen Tage in der Stadt sich damit sehen zu lassen; aber des Nachts nahm er sie unter seinen Mantel, ging damit ganz allein in die Vorstadt, zog sie hervor und fing nun an, in die Saiten zu — wühlen, plump und ungeschickt, wie ein Mensch, der auch nicht das Mindeste von Musik verstand; aber überfelig in dem Glauben, der Erbe Orphischer Tonkunst zu sein, und seiner Lira Melodien entlocken zu können, die alle Welt entzücken und bezaubern müssen. Indessen kam, von

dem Getöse angelockt, — ein Rudel Hunde hergelaufen, deren es dort viele gab, und zerriß ihn in Stücke, so daß der Unglückliche wohl nur in so weit ein zweiter Orpheus war, daß er wenigstens — Hunde zu sich heranzog. Und so zeigte sich's augenscheinlich genug, daß nicht die Lira, sondern die Kunst und das Sängertalent, das Orpheus von seiner Mutter Kalliope erhalten, jene Zauberkraft besaß, während die Lira selbst keinen höheren Werth hatte, als jedes andere Saiteninstrument.“ — So weit das lesbische Märchen, dessen nähere Anwendung ich wohl dem vernünftigen Leser überlassen kann. Aber leider sieht Mancher diese, zur Ausübung einer Kunst nöthige Weihe nicht ein, und macht es wie jener Mann, der die irdene Lampe des Philosophen Epictet um theures Gold in der lächerlichen Einbildung gekauft, es würde sich, wenn er des Nachts bei dieser Lampe studiert, Epictet's Weisheit zwischen Schlafen und Wachen bei ihm einstellen!

Dr. Beer.

Esquitol über Leitung der Irrenanstalten.

(Beschl.)

Die Wärter müssen einer strengen Disciplin unterworfen und absolut gehorsam sein; sie dürfen nie in Gegenwart der Geisteskranken über ihren Zustand Rechenschaft ablegen, und nicht in derselben Abtheilung des Hospitals alt und grau werden.

In einigen Anstalten verordnen die Wärter die Bäder, Douchen und kalten Begießungen, die Zwangsjacke, ohne davon Anzeige zu machen; daher muß man über dieselben Leute setzen, die sie unaufhörlich bewachen, die unterrichtet und von erprobter Rechtlichkeit sind.

Diese müssen eine große Autorität über die Wärter haben, und letztere dürfen durchaus mit dem Kranken nichts ohne ausdrücklichen Befehl der ersteren thun. Wenn es nöthig ist, Zwangsmaßregeln gegen einen Kranken anzuwenden, so muß der Oberwärter stets gegenwärtig sein; er läßt die ärztlichen Verordnungen und Vorschriften ausführen. Die Oberwärter müssen Alles sehen, von Allem den Aerzten und dem Director Rechenschaft ablegen; sie müssen unterrichtet sein, weil sie stets mit den Geisteskranken leben, sie unterhalten, ihre Klagen mit anhören, sie trösten und ermutigen müssen.

Es ist nur zu wahr, daß einige sehr heftige, sehr gefährliche Geisteskranke außer Stand gesetzt werden müssen, Andern und sich selbst zu schaden. Diese Nothwendigkeit hat vielfache Mißbräuche herbeigeführt. Es ist hier nicht der Ort, darüber ausführlich zu sprechen, aber ich wiederhole es, daß die Zahl dieser Unglücklichen viel beschränkter ist, als man es glaubt, besonders seitdem man ihnen eine sorgfältigere, menschlichere Pflege widmet.

Der Gebrauch der Ketten ist sehr alt. Alexander von Tralles will, daß man die Geisteskranken binde. Cölius Aurelianus, Celsus, Galen schreiben gleichfalls Ketten vor. Bis zum Jahre 1794 wurden die Geisteskranken überall in Europa angekettet, und man glaubte nichts Besseres thun zu können. Pinel brach die Ketten, unter denen diese Unglücklichen schmachteten. 80 Geisteskranke in Bicêtre wurden entfesselt, alle übrigen mit der größten Sanftmuth behandelt. Hierdurch wurden Mehrere, die man für unheilbar hielt, geheilt, und die übrigen ruhiger und leichter zu leiten. Frankreich war das erste Land, welches zeigte, wie man nahe an 3000 Geisteskranke in den drei öffentlichen Anstalten zu Paris ohne Ketten, ohne Schläge und schlechte Behandlung behandeln könne. Und demnach erwiderte Dr. Monro, als er von der Commission des Unterhauses gefragt wurde, ob man die Geisteskranken anketten müsse, daß man die Ketten bei Edelleuten nicht anwenden dürfe, aber daß sie für Arme und in öffentlichen Anstalten nothwendig seien. Und in England wurde eine solche Antwort gegeben, und ein solcher Unterschied gemacht! Ein Verwalter von Bedlam hat mir die feste Versicherung gegeben, daß die Ketten das sicherste Mittel seien, die wüthenden Geisteskranken zu bändigen, und daß sie zugleich die Geisteskranken am wenigsten afficiren. Auch wurde noch im neuen Bedlam an jedem Bette eine Kette befestigt, glücklicher Weise aber dieselbe abgenommen, nachdem man die Anstalten zu Paris besucht hatte. Was geschah aber, als man die Ketten in Bedlam abschaffte? Ganz dasselbe, was 18 Jahre früher in Bicêtre geschehen war, die Geisteskranken wurden ruhiger, gelehriger und mehrere geheilt. Nirgends aber wurde der Gebrauch und Mißbrauch der Ketten stärker getrieben, als in England. Hierzu möge folgendes Beispiel dienen. Ein Seeoffizier, der Reconvalescent war, hatte Haslam gedroht, und wurde eingekettet. Er riß die gewöhnlichen Ketten ab, und man ließ deshalb eine 23 Pfund schwere eiserne Maschine kommen. Hieran wurde dieser Unglückliche mit Hals und Füßen befestigt, so daß er sich kaum 8 Jahre lang (so lange er lebte) ausstrecken konnte.

Nachdem die Ketten überall verworfen waren, hat man zu geeigneteren, unzähligen Zwangsmitteln seine Zuflucht genommen. Macbride hat zuerst die Zwangsjacke angegeben; Cullen zieht sie jedem anderen Mittel vor; Pinel wendete nur das Camisol an, welches mir auch immer genügend war. Man hat viel gegen die Anwendung des Camisols gesprochen*). Man sagt, der Geisteskranke könne sich selbst dessen entledigen oder durch seine Gefährten losgebunden werden, er könne seine Hände nicht gebrauchen,

*) The moral management of insane persons *J. Haslam.*

um seine Bedürfnisse zu befriedigen, er werde unreinlich, könne sich nicht fügen, um den Reiz der Haut zu vertreiben, noch die Fliegen fortzujagen; endlich erhitze das Camisol, erschwere das Athmen, rufe Schweiß hervor u. s. w.

Auf alles dieses erwidere ich, daß dieses Mittel uns in Paris genügt, und daß die Uebelstände, die es mit sich führen soll, nur darin liegen, daß man es nicht anzuwenden versteht und es mißbraucht.

Sehr achtungswerthe Schriftsteller haben angerathen, die Geisteskranken zu schlagen, um ihren Widerstand zu überwinden und sie gelehriger zu machen. Dieses Mittel ist erniedrigend und zu gefährlich, und verdient deshalb wohl schon keine Berücksichtigung. Die Drehmaschine, die ehemals ein therapeutisches Hilfsmittel war, ist jetzt nur noch ein Strafmittel. Ich habe schon von derselben gesprochen. Die Einschließung auf einige Augenblicke, das Camisol auf kurze Zeit angewendet, der Zwangsstuhl, die Douche, die Bäder, kalte Begießungen, das Versagen von einigen Zerstreuungen genügen dem geschickten Arzte als Zwangsmittel, nie dürfen sie aber ohne speziellen Befehl des Arztes und ohne Aufsicht desselben oder des Oberwärters angewendet werden.

Gallerie berühmter Aerzte.

Dr. Friedrich Ludwig Kreyzig,

erster königlich-sächsischer Leibarzt, wirklicher Hofrath und Medicinrath zu Dresden, ehemals ordentl. Professor der Anatomie und Botanik zu Wittenberg etc. etc.

(Beschluß von Nr. 16.)

Eine schwere Krankheit, die Kreyzig im Jahre 1822 befiel und sein Leben in Gefahr brachte, mahnte ihn an die Nothwendigkeit, seine äußere Thätigkeit mit der Kraft des nicht mehr jugendlichen Körpers in's Gleichgewicht zu setzen. So wie er daher noch in demselben Jahre seine Wirksamkeit als Lehrer an der medicinisch-chirurgischen Akademie einstellte, auch im Jahre 1827, nach dem Tode Königs Friedrich August, dem er, so wie dem ganzen hochverehrten königlichen Hause, mit der unbegrenzten und treuesten Hingebung stets angehangen hatte, theilweise Dispensation von der Function eines ordentlichen Leibarztes, namentlich hinsichtlich des Sommeraufenthaltes in Pillnitz, nachsuchte und durch die Gnade des Königs bewilligt erhielt, so suchte er auch von da an den Kreis seiner Privatpraxis mehr einzuschränken und den letzten Theil seines Lebens in ungestörter Ruhe theils der wohlverdienten Erholung von so großen Anstrengungen, theils aber und hauptsächlich der Vollendung größerer wissenschaftlicher Arbeiten zu widmen. Die erstere fand er, nebst der Beschäftigung mit seinem Lieblingsstudium, der Botanik, wobei ihn der Besitz bedeutender Gartengrundstücke und ausgedehnter, mit den seltensten Erzeugnissen aller Zonen ausgestatteter Gewächshäuser unterstützte, in wiederholten Reisen, zu denen ihm unter Anderem auch die Versammlung der deutschen Naturforscher in Berlin, Hei-

delberg und Prag Veranlassung gaben, und die ihn mit den bedeutendsten wissenschaftlichen Celebritäten des Auslandes in freundschaftliche Berührung brachten. In wissenschaftlicher Hinsicht waren es hauptsächlich zwei Gegenstände, die von da an Kreyzig's ganze Seele erfüllten, und denen er noch seine übrigen Lebensjahre zu widmen beschloßen hatte: eine neue Bearbeitung seines Werkes über die Heilkrankheiten, von dem auch der erste Band kurz vor seinem Tode vollkommen ausgearbeitet zum Drucke reis geworden ist, während zum zweiten erst Materialien gesammelt sind, und das Bedürfnis eines umfassenden Studiums der neueren physiologischen Forschungen, hervorgezogen aus dem Wunsche, sein System der praktischen Heilkunde zu vollenden und aus der gewonnenen Erkenntnis, daß ein solches, sollte es der Medizin zu sicheren Grundlagen verhelfen und diese auf allgemeine Haltung Anspruch machen, auch die Psychiatrie umfassen müsse, und überhaupt auf keinen anderen Grundsätzen beruhen könne, als auf denen der philosophischen Naturwissenschaften im Allgemeinen. Beide Zwecke verfaßte und verfolgte er mit fast jugendlichem Feuer und mit einer Spannkraft und Heiterkeit des Geistes, die selbst da ungebeugt blieb, als ihn im Jahre 1837 das harte Schicksal traf, einen geliebten Pflegesohn, Dr. Franz Frankl, auf den er von Kindheit an die Pflichten und die Zärtlichkeit des Vaters übertragen hatte, im schönsten Mannesalter durch einen frühen Tod sich entrißen zu sehen, so daß, wer die fast ungeschwächte Rüstigkeit seines Geistes und Körpers betrachtete, von den Entwürfen hörte, mit deren Ausführung er sich für spätere Jahre trug, ihm wohl noch eine lange Reihe glücklicher Lebenstage vorhersagen durfte. Aber im Rathe der Vorsehung war es anders beschloßen.

Eine körperliche Abspannung, vielleicht Folge der Anstrengungen einer im vorigen Jahre unternommenen und unter den heitersten Verhältnissen gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Schaupis in Hamburg zurückgelegten Reise nach England und Irland, ließ ihm selbst schon seit einiger Zeit einen Krankheitsanfall befürchten, und am 27. Mai befiel ihn eine Kopfrothe, die gleich anfangs unter bedenklichen Symptomen mit gleichzeitig vorhandener Gehirnaffectio auftrat, nach wenigen Tagen aber einen so heftigen Charakter annahm, daß jede Hoffnung der Rettung aufgegeben werden mußte, bis ihn am 4. Juni, Morgens $\frac{1}{4}$ auf 3 Uhr, der Tod ereilte und ein Leben endete, das zwar, nach menschlicher Ansicht, der edlen Frucht nach viel hätte tragen können, das aber vielleicht eben deshalb ein um so glücklicheres genannt werden muß, weil es fast bis zum letzten Augenblicke im Vollgeföhle gemeinnütziger Thätigkeit verbracht werden konnte, und zwischen dieser und der redlichen Auflösung keine Zeit, des Siechthums und der geschwächten Geisteskraft in der Mitte lag.

Das Ergebnis der Section wies, nächst einer Auschwüfung in der Hirnhöhle, organische Veränderungen in der Herzsubstanz und partielle Erweichung des Magens nach, die auch ohne Zutritt der letzten Krankheit sein Lebensziel jedesfalls abgekürzt haben würden. Er hinterließ eine trauernde Witwe, die ihm in 43jähriger glücklicher Ehe treu zur Seite gestanden hatte, und einen zahlreichen Kreis von Verwandten, der von jeher gewohnt war, in ihm in jeder Lebenslage den treuesten Freund und Helfer zu finden.

Am 7. Jänner, an demselben Tage, an welchem Kreyzig vor 24 Jahren im Befolge seines königlichen Gönners Friedrich August aus dem langen Exil in

die Heimat zurückkehrte, wurden seine sterbenden Ueberreste, geleitet von einem langen Zuge seiner Freunde, Schüler und Verehrer, dem die Theilnahme der medicinisch-chirurgischen Akademie, eines großen Theils der praktischen Aerzte Dresden's, die sämtlichen Militär-Aerzte der Garnison und der Gesellschaft „Flora“ ein sehr feierliches Gepräge gaben, zur letzten Ruhestätte gebracht, und die Redner, Consistorialrath Dr. Francke, Hof- und Medicinalrath Dr. Carus, Med. Dr. Gräfe, Prof. Löwe, Prediger Kohlschütter, die am Grabe den Gefühlen der Anwesenden Ausdruck gaben, bezeugten in beredten Worten die Größe des Verlustes, der Sachsen, der Deutschland, der die ganze ärztliche Wissenschaft durch Kreyzig's Hintritt getroffen habe.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Wasserglas.) Das „polytechnische Archiv“ enthält in Nr. 31 und 32 einen längern Aufsatz über den Nutzen und Gebrauch des Wasserglases in den verschiedenartigsten Fällen, wonach dieser Stoff wohl Aufmerksamkeit und größere Verbreitung verdient. Der Erfinder desselben ist der Oberbergrath Fuchs, Professor der Chemie in München. Es bildet im festen Zustande eine Glasart, welche vom Wasser, bei gewöhnlicher Temperatur, selbst bei der längsten Dauer nicht ergriffen wird; beim anhaltenden Kochen bilden sie mit dem Wasser eine Masse, die bei bestimmter Concentration gallertartig erstarrt und, mit einem Pinsel auf Holz, Leinwand, Papier u. aufgetragen, schnell trocknet. Der glasartige Firniß, der hierdurch die Gegenstände bedeckt, erleidet weder durch Wasser, noch durch Luft eine Zerstörung. Ein 3—6maliger Anstrich von brennbaren Gegenständen macht diese gegen Feuergefahr sicher, indem sie höchstens verkohlen können, weshalb es bei Fabriken, Theatern, Hüttenwerken, Ställen, Scheunen u. s. w. Anwendung in hohem Grade verdient, da es außerdem noch die Dauerhaftigkeit vergrößert. Zum sechsmaligen Anstrich einer Holzfläche von ungefähr 10,000 Quadratfuß werden nur circa 7—800 Pfund Wasserglas gebraucht. Auch zum Ueberzug von Leinwand, die dadurch feuerfest wird, ist das Wasserglas zu empfehlen. Besonders aber zur Darstellung einer bleifreien Glasur, die den Säuren widersteht, ist es höchst wichtig, so wie in manchen anderen Anwendungen.

Miscelle.

— Rissen von wasserdichtem Zeuge und mäßig mit Wasser gefüllt (statt der Luftkissen), empfiehlt Thomas Laycock, Hauschirurg des York-County-Hospital, als erprobt beim Decubitus, wo sie treffliche Dienste leisten.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Rigott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

d e r

Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 19.

Donnerstag, den 5. März 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Die unglücklichen Kuren durch Delikatesse. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Hermann's Erzieh-Anstalt in Wien. — Miscelle.

Die unglücklichen Kuren durch Delikatesse.

Keine Klasse von Kranken erschwert dem Heilkünstler die Lösung seiner Aufgabe so sehr, als die sogenannten Delikatzen. Aber auch der Arzt ist nie mehr in Gefahr, bei Ausübung seiner Kunst Schiffbruch zu leiden, als wenn er am Krankenbette, wo es sich zunächst um Erforschung der Wahrheit handelt, einer falschen Delikatesse zu viel Einfluß einräumt.

Gewisse Krankheitszustände sind oft so räthselhaft, so dunkel und verwickelt, daß der redliche Arzt, dem es um Heilung, aber nicht um ein Blendwerk zu thun ist, entweder auf eine strenge Untersuchung aller Zustände, die ihm Aufklärung versprechen, mit zarter Schonung dringen — oder den Kranken verlassen muß. Wie oft aber scheitert seine Sehnsucht nach Licht und Wahrheit an der falschen Delikatesse seiner Patienten!

Ist es schon von Seite dieser letzteren vorsichtig, den Arzt, wenn er auch nicht darum fragt, auf diesen oder jenen Umstand ihres leiblichen oder geistigen Lebens aufmerksam zu machen, so wird es für sie eine Pflicht, dem Arzte jede Untersuchung, die er zur Aufhellung eines nicht hinlänglich klar gewordenen Krankheitszustandes für nöthig hält, mit kluger Resignation auf alle unzeitige Delikatesse zu erleichtern. Welche oft unübersteiglichen Hindernisse thürmen sich dem wahrheitsliebenden Arzte hier auf!

Er soll nach Pflicht und Gewissen seinen Rath geben, — und doch fehlen ihm gerade die wichtigsten Momente, die ihn in seinem Urtheil leiten sollen! Und warum fehlen sie ihm? Weil man seine bestimmten und klar ausgesprochenen Fragen entweder schlau umgeht, nur halb beantwortet,

durch einen Schwall von Worten das Dunkle noch mehr verbunkelt, oder jede Untersuchung, die er mit aller Schonung als dringend verlangt, aus falscher Delikatesse hartnäckig zurückweist. Ja, viele Kranke ahnen oft gar wohl die Quelle ihrer Leiden, — ein dunkles Gefühl sagt ihnen: Hier ist der Sitz meiner Krankheit. Und doch (welch ein Räthsel ist der Mensch!) suchen sie gerade diesen Sitz ihrer Schwächen dem Arzte zu verheimlichen! Warum? Aus falscher Delikatesse! Man kann mit Recht behaupten, daß ein Drittheil der Verstorbenen gar nicht an der Krankheit, die als Todesursache angegeben wird, sondern an dem, was sie dem Arzte verschwiegen haben, ein Opfer gefallen sind. War es wirklich ein Nervenfieber, woran A zu Grabe ging? War es nicht vielleicht gekränkter Ehrgeiz? Ist B wirklich an einer Lungenentzündung gestorben? War es nicht vielleicht ver schmähete Liebe? Ist C wirklich am Blutsturz verschieden? War es nicht vielleicht Neid wegen des Nachbars Glück? „Aber die Aerzte haben ja den A an Nervenfieber — den B an Lungenentzündung — den C an Blutsturz behandelt!“ Das gebe ich zu! Aber hätten sie ihn so behandelt, wenn sie auch den Kummer, der heimlich an der Seele ihres Patienten nagte, gewußt hätten? Würde ihr geistiger Zuspruch nicht oft mehr gewirkt haben, als alle Apothekermittel?

Dies sind die gemüthlichen Geheimnisse, die den Arzt irre leiten. Aber noch größer und schwieriger ist der Kampf seiner Kunst mit jener haßstarrigen Verschwiegenheit, die jede, auf die körperlichen Zustände Bezug nehmende nähere Untersuchung lähmt, und dadurch den Arzt zur tiefsten Dunkelheit verurtheilt. Die Aerzte haben wohl von Apollo einen Theil seiner Wahrsagerkunst geerbt. Sie müssen so Manches errathen, was man ihnen verheimlicht; sie stellen so Manchem ein trauriges Horoskop, der in Saas und Draus sein Ende gar nicht ahndet; aber so weit hat es die Kunst noch nicht gebracht, die Delikaten zu erforschen! Diese umgarnen den Arzt mit allem Chaos räthselhafter Ausdrücke, ihr Erröthen und Erblassen ist so vieldeutig und so nichts sagend, daß bei solchen Kranken alle Kunst aufgehört hat, aus einem Grundsatz ihren Rath herzuleiten. Wie viele Menschen fallen täglich als Opfer dieser unzeitigen Verschwiegenheit, dieser Selbsttäuschung! Es scheint, als wollten sie zu keiner klaren Ueberzeugung ihres Zustandes kommen. Sie wollen, wir Aerzte möchten aus dem Pulse Alles errathen, und gibt uns dieser nicht hinreichende Aufklärung, so sollen wir zur ewigen Unwissenheit verdammt bleiben. „Wozu den Arzt in Geheimnisse einweihen, die zur Erkenntniß dieser Krankheit gar nicht zu wissen nöthig sind?“ — So denken Manche und Schweigen in scheinbarer Klugheit. Aber wer leidet unter dieser Geheimthuerei? Wer sagt diesen wortkargen Patienten, daß dieses oder jenes zur Erkenntniß der

Krankheit gar nicht nöthig sei? Das kann nur der Arzt beurtheilen! Jede Frage desselben soll eine wohlüberlegte, zur Sache gehörende, bestimmte, klare und keiner Zweideutigkeit unterworfen sein. Er soll und wird sich nicht in die Geheimnisse seiner Kranken eindringen wollen, und das Erste, worauf jeder Arzt Verzicht leisten soll und muß, ist eine eitle Befriedigung der Neugierde; aber da, wo es sich um die nähere Beleuchtung eines zweifelhaften, dunklen Krankheitszustandes handelt, ist es nicht nur seine Pflicht, um jeden Aufklärung versprechenden Gegenstand zu fragen, sondern mit strengem Ernst auf die traurigen Folgen einer falschen Delikatesse seinen Kranken aufmerksam zu machen. Die wahre Klugheit des Patienten zeigt sich am deutlichsten bei solchen Gelegenheiten. Er hat nicht den Künstler, sondern die Kunst vor Augen. Dieser ist die Erforschung der Wahrheit heilig; daher muß auch jede Frage, die sie an den Kranken stellt, jede Untersuchung, die sie für nöthig erachtet, von dem Kranken als etwas heiliges, achtungswerthes, nur zur Kunst und ihrer Heilungsaufgabe gehörendes betrachtet werden. Glückselig der Arzt, der das Vertrauen für seine Kunst einzufößen versteht, daß sie bei den zartesten Untersuchungen stets ihre Würde behauptet, und wohl dem Kranken, der dem Arzt das nöthige Licht gönnt, ohne ihn durch falsche Delikatesse irre zu führen.

Dr. Beer.

Mittheilungen aus Trapezunt.

(Von Med. Dr. Ludwig Herrmann. *)

Trapezunt, am 30. December 1839.

Was die Sanitätsverhältnisse der Stadt Trapezunt anbelangt, so ist hier das Klima mild, angenehm, und man kann es als eine, dem menschlichen Organismus convenirende Mitte zwischen der Kälte des Nordens und der Hitze des Südens zu den glücklichsten der Welt zählen. Der Winter ist nicht strenge, bloß in den Monaten Jänner und Februar ist die Kälte etwas bedeutender. Rußlands Nordwinde bringen häufigen Schnee, der aber höchstens zwei bis drei Tage liegen bleibt, wo dann wieder Thauwetter eintritt. Im December, als dem Anfangsmonat des Winters, und im März, seinem Endemonat, regnet es viel, allein die Kälte ist nicht groß. Frühjahr und Herbst dauern lange und bilden allmähliche Uebergänge von der Kälte zur Hitze und umgekehrt. April, Mai, September, October und November bieten himmlisch schöne Tage dar. Nur im Monate Juli und August zeigt sich die Hitze des Sommers belästigend. Das Thermometer Fahrenheit hat im Schatten 85 bis 90 Gr. Die Hitze ist schwül und drückend, wird jedoch durch häufige Gewitter gemildert. — Zwei Hauptkrankheiten suchen Trapezunt häufig heim, und bilden eine wahre Geißel des Landes. Diese sind die Pest und die kalten Fieber. Zuerst von der Pest.

*) Aus einem Schreiben des Verfassers an die Redaction.

Trapezunt hat in Hinsicht der Pest im Orient einen üblen Reumund erworben. Seine Pest ist als eine der böartigsten verschrien, und Constantinopel klagt es häufig an, sie ihm zugesickt zu haben, während Trapezunt wieder Persien, Syrien und Egypten beschuldigt, ihm die ersten Pestfälle zu Schiffe oder zu Lande übermacht zu haben. Jedes Jahr zeigt sich die Pest hier bald stärker, bald geringer. Als im Jahre 1838 Sultan Mahmut zu den von ihm gemachten Reformen die Errichtung der Quarantainen in seinem Kaiserreiche hinzufügte, wurde im Monate September desselben Jahres eine Sanitäts-Commission, bestehend aus einem türkischen Bezir (Director der Quarantaine) und einem Sanitätsarzte, nach Trapezunt geschickt. Sie hatten eine schwierige Aufgabe, erstens: das Verpflanzen der Pest von hier nach Constantinopel zu verhindern, und so die Hauptstadt von dieser Verderben bringenden Krankheit zu schützen. Zu diesem Zwecke wurde hier ein Lazareth errichtet, in welchem alle zur Zeit, wo die Pest hier herrschte, nach Constantinopel abgehenden Reisenden und Waren 15—20 Tage Quarantaine machen mußten, indem das Interesse des Handels es erforderte, daß die Dampfschiffe in Constantinopel rein ankommen, dort keine Quarantaine machen und so ungehindert zwischen der Hauptstadt und Trapezunt zirkuliren. Alle hier ankommenden Dampfschiffe bekommen daher zur Pestzeit zwei Quarantainewächter an Bord, um jede Communication mit der compromittirten Stadt abzuschneiden. Das eine Dampfschiff erhält bloß reine Passagiere und Waren aus der Quarantaine, und kommt auf diese Weise rein in Constantinopel an. Die zweite Aufgabe der Commission war, den Ausbruch der Pest in Trapezunt zu verhindern durch Aufrechthaltung der Gesundheits-Polizei, und drittens die ausgebrochene Pest zu unterdrücken durch Abschließen der befallenen Häuser.

Ich wurde im Jahre 1839 von der Ober-Sanitäts-Commission in Constantinopel, an deren Spitze damals Dr. Minas, ein österreichischer Arzt, Director der Quarantaine in Semlin, stand, und mit großer Einsicht und Beharrlichkeit die ihm gemachte Aufgabe trotz der vielen Schwierigkeiten zu lösen suchte, als Sanitätsarzt nach Trapezunt geschickt. Da sich im Monate Juli und August eine kleine Pestepidemie hier zeigte, so kann ich die richtigen und interessanten Aufschlüsse hierüber geben. Mein Hauptzweck war, den Ursprung dieser Seuche zu ergründen, und ich glaubte, die Ursachen gefunden zu haben, warum sie in Trapezunt endemisch sei. Nach meinen in Griechenland gemachten und in Trapezunt bestätigt gefundenen Erfahrungen bin ich der Meinung, daß sich die Pest dort wie hier meistens aus ihren ursprünglichen Elementen herausbildet, anfangs sporadisch auftritt, und später erst die Kraft erhält, sich durch Ansteckung auf einer größeren Menge von Individuen fortzupflanzen, und so sich zur Epidemie zu steigern. Den Levantineren will es nicht einleuchten, daß die Pest in einer Stadt von selbst entstehen könne, sie suchen ihr Erscheinen immer von Außen herzuleiten, und fanden, bei dem thätigen Handelsverkehr mit den Nachbarländern, auch meist ihre Ursache in dem zufälligen Ankommen eines Schiffes mit Reisenden aus den von der Pest befallenen Ländern, und findet dieses nicht Statt, so nehmen sie ihre Zuflucht zur Berührung von pestinfiltrirten Effecten der letzten Epidemie. Bei der Beschreibung der Epidemie werde ich mich bemühen, zu zeigen, daß keiner von diesen Fällen Statt gefunden habe, daß sich im

Gegentheile die Pest hier anfangs sporadisch entwickelte, und erst später zur Epidemie ward.

Die Hauptursachen der Entstehung der Pest im Orient sind: 1) Anhäufungen von schädlichen Miasmen, gebildet durch eine große Menge von animalischen und vegetabilischen Substanzen, die mittelst der Feuchtigkeit und eines Wärmegrades von 65—80° Fahrenheit in Gährung übergehen, sich zersetzen und Gase bilden, die, beständig eingeathmet, in der Lunge sich mit dem Blute mischen und zersetzend auf sie wirken. 2) Uebermäßig vermehrte animalische Elektricität. Ihre Entwicklung in der Atmosphäre nimmt sicherlich mit jedem Miasma zu. Die Existenz einer bedeutenden Menge animalischer Elektricität in der Atmosphäre und im menschlichen Organismus als Krankheitsreiz wirken nur die Action der Miasmen unterstützend. Die Erfahrung lehrt uns, daß metallische Elektricität Anschwellungen von lymphatischen Drüsen zu zertheilen vermöge. Ist es nun nicht erlaubt zu schließen, daß die Affection des Lymphsystems, welche die Pest begleitet, durch die vermehrte animalische Elektricität bewirkt werde? 3) Die Lebensart der Einwohner, ihre Unreinlichkeit, Anhäufung in engen, feuchten Localen, Genuß von schlechten, halbfaulen Nahrungsmitteln, die in Chylus umgestaltet, so in die Circulation aufgenommen werden, und seine Qualität verderben.

In Trapezunt sind alle diese Krankheitsursachen im höchsten Grade vereinigt. In den Straßen findet man allenthalben Cadaver von krepirten Hunden, Katzen, Hühnern, Eseln und Pferden, die durch die Nachlässigkeit der türkischen Sanitäts-Polizei liegen bleiben; theilweise werden sie von den hungerigen Hunden aufgefressen, der Rest aber verfault in den Straßen, so daß man häufig ihre mit der lederartig eingetrockneten Oberhaut überzogenen Gerippe mitten auf den volkbelebtesten Plätzen sieht. So lange sich daher die Landes-Polizei nicht mit Hinwegräumung dieser Aeser beschäftigt, bin ich durchaus nicht der Ansicht der Levantiner, den vielen herrenlosen, aus Religionsgründen von den Türken gebuldeten Hunden das Verschleppen der Pest zuzumuthen. Sie haben den großen Nutzen, daß sie die Aeser zur Hälfte auffressen, und somit die Quantität der animalischen faulenden Substanzen wenigstens zur Hälfte vermindern. Ferner schütten die Bewohner allen Unrath auf die Straßen, wo er auch liegen bleibt. Viele Abtritte haben auch ihren Abfluß in sie. Die Kirchhöfe der Griechen und Armenier sind im Innern der Stadt, d. h. jede Kirche ist mit einer Mauer umgeben, welche die Friedhöfe einschließt, in die die Verstorbene von ihren Pfarreien begraben werden. Die Gottesäcker der Muselmänner hingegen haben keinen so schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der Städter. Sie befinden sich auf freien Plätzen außerhalb der Stadt, oder an ihrem Ende an sie angrenzend. Nicht durch Mauern eingeschlossen, mit grünen Rasen und majestätischen, immer grünen Cypressen bewachsen, zwischen welchen die marmornen, mit goldenen Inschriften gezierten Grabsteine hervorragen, gleichen sie mehr einem Garten, in welchem man den Türken, mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzend, behaglich seine Pfeife rauchen sieht, und welche auch der Franke gerne zu seinem Spaziergange wählt. Noch ist zu bemerken, daß die Gräber 2—3 Fuß Tiefe haben, so daß die Hunde häufig des Nachts die Todten ausgraben und anfressen. Die Schlächtereien, Lichter- und Seifenfabriken, Barbereien etc. sind ebenfalls in der Stadt. Im Monat November, wo Jedermann seine Fleischprovisionen für den Winter macht,

wurden innerhalb 14 Tagen auf dem großen, freien Platze, Biauer-Maidan (Platz der Ungläubigen) genannt, bis 600 Schafe geschlachtet. Das in Strömen rieselnde Blut, die Eingeweide, die ausgenommenen Excremente, kurz alle Reste der Thiere blieben auf dem Platze liegen, gingen bei der frühlingwarmen Temperatur dieses Monats rasch in Fäulniß über, und verbreiteten einen solchen Gestank, daß Niemand vorübergehen konnte, ohne sich die Nase zuzustopfen; und dieser Platz ist mit vielen Häusern umgeben, deren Bewohner beständig diese verdorbene Luft einathmen!

Alle diese animalischen und vegetabilischen Pflanzen gehen namentlich in den Monaten Juni und Juli (in dieser Jahreszeit bricht gewöhnlich die Pest aus) bei der erhöhten Temperatur in Fäulniß über, und bilden jene delecteren Miasmen. Die Formation der Straßen begünstigt ihre Anhäufung. Jedes Haus nämlich ist mit einer hohen Mauer umgeben, die es völlig verbirgt, eine Mauer stößt an die andere, so daß die engen Straßen auf beiden Seiten von einem hohen Mauerwall gebildet werden, in welche der Wind nicht eindringen kann, um sie zu verwehen. Die unglücklichen Städter respiriren so beständig die mit diesen schädlichen Ausdünstungen impregnirte Luft. Hieher gehört auch die Erklärung, warum große Hitze und Kälte die Pest aufhören macht. Hat nämlich die Hitze eine Zeit ange dauert, so vertrocknen die Materien, und ihre Zersetzung findet nicht mehr Statt, was auch große Kälte verhindert.

Was die Lebensweise der Einwohner betrifft, so leben die Armen hauptsächlich von vegetabilischer Nahrung, einer Art gleichbeschreibender Fische, von schlechtem, halbverfaultem Fleische und anderen erkrankten Thieren. Im Sommer essen sie bloß Früchte, und zwar unreife. Je unreifer die Frucht, je grüner sie ist, desto besser schmeckt sie ihnen. Gegen Ende August wird ein kleiner Fisch (Chamsi genannt) zu Millionen gefischt, er wird von allen Bewohnern als Lieblings Speise frisch — und später, schlecht eingesalzen, halbfaul genossen. Sein Kopf und Eingeweide werden auf die Straßen geworfen, wo sie in Fäulniß übergehen und abscheulich riechen. Man sieht oft in den Straßenecken 2—3 Fuß hoch Chamisböfse pyramidenförmig aufgethürmt. Ferner ist die niedere Volksklasse sehr unreinlich, sie wachen und schlafen in derselben Kleidung, wechseln nie die Wäsche und behalten sie auf dem Leibe, bis sie ihnen in Lumpen abfällt. In einer kleinen Hütte, die mehr einem Hundeloch als einer menschlichen Wohnung gleicht, leben 10—20 Individuen mit ihren Hühnern, Eseln und Kühen zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sermann's Erzieh-Anstalt in Wien.

(Allervorstadt, Felbgasse Nr. 96.)

Diese Anstalt verpflichtet sich, Knaben in Unterricht und Pflege zu nehmen, die von ihren Eltern oder Vormündern zum Studium der Normalklassen und zu dem des Gymnasiums bestimmt werden.

Die Pflege, welche die Anstalt ihren Zöglingen gibt, bezieht sich im Allgemeinen auf die Herbeiführung und Gewährung alles desjenigen, was zu ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung und Bildung, und zur Veredlung ihres Herzens beiträgt.

Aus dem vor uns liegenden Programm ersehen wir, daß diese Anstalt auch hinsichtlich des Körpers den Zweck hat: a) äußere Gefahren von ihm abzuwenden, b) ihn zu kräftigen und geschickt zu machen, c) ihm Anstand und Gefälligkeit zu geben. In dieser Beziehung ist für unsere Leser Folgendes von hohem Interesse.

Einer Menge Gefahren beugt die Anstalt durch stetes und sorgfältiges Ueberwachen der Zöglinge und dadurch vor, daß sie ihnen eine gesunde Kost und Wohnung gibt, daß sie in Wäsche und körperlicher Reinigung die strengste Ordnung beobachtet.

Die Muskeln zu stärken, den Gliedern des Körpers Gelenk und Geschick zu geben, hat die Anstalt eigene Kräftübungen eingeführt: a) durch Tragen, b) durch Heben, c) durch Halten einer allmähig erhöhten Last, d) durch Garten-, Tischler- und Drechslerarbeit, e) durch kleine Fußreisen, f) durch zweckmäßige Spiele, durch Springen und Laufen, g) durch andere gymnastische Uebungen.

Die Anstalt hat der Pflege des Körpers einen eigenen Saal gewidmet, in welchem alle Erholungsstunden zugebracht werden, die wegen unpassender Bitterung im Garten nicht verlebt werden können. Hier finden die Zöglinge eine Drehbank, zwei Hobelbänke, einen Buchbindwerkzeug und einen Korbflecht-Apparat. Drei-mal die Woche (Montag, Mittwoch und Freitag) kommen die Meister, um ihnen Anleitung zum Drehseln, Hobeln, Buchbinden, zu Papparbeiten und zum Korbflechten zu geben. Um 5 Uhr Abends kommt nämlich der Tischler, Herr Johann Schleich, Kunsttischler und Inhaber einer Zeichenschule, der die stärksten der Zöglinge zu Schülern hat, und gewöhnlich bis gegen 8 Uhr bei ihnen bleibt; um halb 6 Uhr folgt ihm Herr Vincenz Rosmanit, bürgerlicher Buchbinder und Galanteriearbeiter, um halb 7 Uhr der Kunstdrechsler, Herr Michael Falkner, und der Hofforbflechter, Herr Joseph Bruckner, nach. Die meisten Schüler hat der letzte, weil zu seiner Arbeit auch die kleinsten und jüngsten stark genug sind. Man hat ihnen für ihre Größe passende Strohfühle, Schürzen u. s. w. beige-schaft. Da sitzen sie nun (im Winter) unter einer Lampe oder (im Sommer) im Garten im Kreise beisammen. Die einen spalten Weiden, andere hobeln die gespalteten, um in der nächsten Stunde zu flechten, andere flechten ihren Vorrath ein. Es ist eine wahre Augenweide, das kleine, sonst so bewegliche Volk so still und emsig arbeiten zu sehen.

Mit eben so viel Lust und Eifer stehen die größeren bei der Drehbank. So gerne aber jeder bei seinem Fache verweilt, so leicht verirrt er sich zuweilen, und flettert, vom jungen Blut getrieben, an der Strick- oder Holzleiter, am Kleppel- oder Knotenseil auf und ab, oder macht einige Uebungen auf dem Barren, und eilt eben so wieder zum Drehen, Hobeln, Flechten, als er von ihnen zu jenen Uebungen eilte. Am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend kommt zwischen 5 und 8 Uhr Herr Adolph Säckel, ein äußerst gewandter Gymnast, der die Zöglinge (im Winter) in dem genannten Saale oder (im Sommer) im Garten zu gymnastischen Uebungen anleitet.

Die Gefälligkeit des Körpers besteht in seiner Kräftigkeit und in dem Ebenmaße seiner Glieder. Sie wird, in so fern sie nicht angeboren ist, durch die oben genannten Uebungen, nämlich durch Tragen, Heben u. s. w., erzielt. Allein es ist nicht genug, daß der junge Städter kräftig und wohlgestaltet aussehe, er muß sich im Stadtleben frei und ungezwungen benehmen, ohne in die Abgeschmack-

heiten des Becken zu fallen. Hierzu gehört nun, daß ihm die Anstalt den sogenannten guten Ton, eine reine, fehlerfreie Sprache, eine gefällige Haltung, einen gefegten Gang angewöhne, und alle in das Sonderbare fallenden Bewegungen der einzelnen Körperteile abgewöhne, oder, wenn sie noch nicht da sind, fern halte. Was namentlich die Beredlung des Ganges und die gute Haltung betrifft, so gibt die Anstalt ihren Zöglingen Exercier- und Tanzunterricht; jenen ertheilt ihnen Herr Feldwebel Joseph Posert Montag und Mittwoch von 10 bis 11 Uhr Vormittags, diesen Herr Johann Eschauer Dienstag und Sonnabend von 4 bis 5, Donnerstag von 10 bis 11 Uhr.

M i s c e l l e .

— (Die Folgen des Schreckens durch Schrecken geheilt.)
 Susanna Smacht versiel in ihrem sechsten Jahre, in Folge eines plötzlich erlittenen Schreckens, in einen allgemeinen Lähmungszustand. Sie wurde lange Zeit von vielen Aerzten ohne Erfolg behandelt; endlich gelang es der Kunst, den traurigen Zustand der Patientin so weit zu verbessern, daß nur ihre beiden Füße gelähmt blieben und sie nur mit Hilfe von Krücken gehen konnte. In diesem paralytischen Zustande lebte sie bis zu ihrem vierundvierzigsten Jahre; um diese Zeit jedoch ward sie durch einen sonderbaren Zufall geheilt. Es stellte sich nämlich im Monat Juni um Mitternacht ein fürchterliches Gewitter mit schrecklichem Donnergetöse und Blitz ein, das die Patientin in die fürchterlichste Angst versetzte, und während welchem sie, ihr nahes Ende befürchtend, stets betete. Während dieses fürchterlichen Gewitters klopfte ihr Bruder an die inwendig verschlossene Thür ihres Zimmers und rief sie beim Namen, worauf sie gewohnter Weise nach ihren Krücken, die sie stets bei ihrem Bette hatte, gegriffen, dieselben jedoch an ihrem gewöhnlichen Plage nicht fand. In dem Augenblicke, wo sie die Krücken suchte, fiel ein schrecklicher Blitzstrahl in das Zimmer, die Kranke glaubte, ihre Krücken an einem, ihrem Bette ganz entfernten Theil des Zimmers zu sehen, machte sich auf, um auf den Händen über den Fußboden kriechend zu ihren Krücken zu gelangen. Als sie nun die Füße aus dem Bette nachschleppen wollte, fühlte sie, daß sie auf denselben stehen könne, ging ohne alle Stütze zur Stubenthüre und öffnete dieselbe. Von dieser Zeit blieb dieselbe vollkommen gesund und bezieht den vollkommenen Gebrauch ihrer Füße. Bemerkenswerth ist, daß ihr Bruder, der sie durch vierzig Jahre in einem gelähmten Zustande kannte, in dem Augenblicke, wo er sie die Thüre öffnen und frei herumgehen sah, vor Schrecken bestürzt in Ohnmacht sank. (Diemerbröck obs. med.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Migo'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 20.

Montag, den 9. März 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Bemerkungen über Arzneien wider medizinische Vorurtheile. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscellen.

Einige Bemerkungen über Arzneien wider medizinische Vorurtheile.

(Von Dr. Anonymus.)

Schätzbarster Herr Redacteur!

Die praktischen Aerzte erfahren täglich so vielen Widerspruch am Krankenbette; sie stoßen daselbst auf so viele hartnäckige Vorurtheile, daß es ein eben so verdienstliches Werk ist, diese Vorurtheile in ihrer ganzen Blöße zu zeigen, als gegen irgend eine Krankheit ein Heilmittel zu erfinden. Es ist zwar für Jedermann, und besonders für den Arzt, ein undankbares und mühsames Geschäft, die Schwächen und Thorheiten der menschlichen Natur zu studieren, zu enthüllen und gegen dieselben Heilmittel vorzuschlagen. Die leidende Menschheit ist gegen diese Art Medizin noch wenig empfänglich. Wenn ein Pfuscher, ein Quacksalber, ein altes Weib, ein Akerarzt, der schlecht denkt und noch schlechter handelt, ein Mittel ausposaunen, so wird es als ein Orakelspruch verehrt und also gleich in Gebrauch gezogen. Aber eine Arznei gegen ein medizinisches Vorurtheil, da sie gewöhnlich von redlichen, mit der Menschheit es wohlmeinenden Männern ohne Pomp, ohne Charlatanerie empfohlen wird, weist man oft entschieden, wie kleine Kinder eine bittere Medizin, zurück. Soll sich aber der Arzt deswegen abhalten lassen, derlei wohlthätige Arzneien, trotz des dagegen erhobenen Geschreies, von Zeit zu Zeit zu empfehlen? Keinesfalls! „Menschenfreunde und patriotische

Arzte," sagt Baldinger, »heilen den kranken Verstand und die Vorurtheile, so gut sie können, durch einleuchtende Beschreibungen der Gefahren, denen die Menschheit jeden Tag ausgesetzt ist." Ich will es daher versuchen, unter dem Titel: »Arzneien gegen medizinische Vorurtheile," einen Beitrag in Ihre »Gesundheitszeitung" zu liefern, und werde hinreichende Belohnung für diese Mühe finden, wenn es mir gelingt, nur hie und da einen Ihrer Leser auf solche Vorurtheile, so wie auf die dagegen anwendbaren Mittel, aufmerksam gemacht zu haben. Daß ich keine Nebenabsicht dabei habe — etwa meinen Namen bekannter zu machen u. dgl. — dafür bürgt dem Leser der Anonymus. Sie sehen, es ist mir um reinen Wein zu thun. Also zur Sache.

I.

Die geschwinden Kuren.

Es ist eine alte Regel, daß der Arzt geschwind, sicher und angenehm kuriren soll. Was das Sichere und Angenehme betrifft, davon ein anderes Mal. Heute will ich mir nur einige Bemerkungen über die geschwinden Kuren erlauben. Der redliche Arzt wird sich gewiß bemühen, seinem Patienten so schnell als möglich auf die Beine zu helfen. Aber viele Menschen nähren den, für ihre Ruhe und Gesundheit höchst schädlichen Verdacht, der Arzt könne die Kur nach Willkür in kürzerem oder längerem Zeitraume vollenden. Erfordert nun ein vernunftgemäß entworfener Heilplan, daß er während einer bestimmten Zeitdauer zur Reife gebracht und ausgeführt werde, so verliert der Kranke die Geduld, wird eigensinnig, verschmäht den Gebrauch der Mittel fortzusetzen, er murrte wohl gar wider den Arzt, verwechselt ihn mit einem zweiten, dritten, dankt auch diese endlich ab, und mit ihnen die ganze Heilkunst. Diesen Moment der Ungebuld weiß man zu benützen, um einen Charlatan zu empfehlen, der den Kranken in 24 Stunden herzustellen verspricht. »Nur ein Pulverchen, und Sie sind kurirt!" Welch ein schön klingendes Versprechen. Der Mann ist doch ein Engel Gottes und klüger als alle früheren Aerzte. Das Pulver wird genommen — der Kranke purgirt den ganzen Tag, und am Abend ist die Krankheit — es war eine Wassersucht — kurirt. Am folgenden Morgen reiset der Charlatan weiter, empfiehlt sich für ein anderes Mal — aber in wenig Tagen ist auch der Kranke am Brande gestorben; oder wenn es seine gute Natur noch zuläßt, so stirbt er an der Auszehrung.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß ein Hausmittelchen oder ein Marktschreier eine Kur bewirken, die der Arzt nicht machen konnte. Warum? Der Charlatan wagt Dinge, die ein geschickter Arzt nicht wa-

gen kann. Das Eisen in den Kuren hat für den gebildeten Arzt gar oft sehr große Gefahren. Er kennt die Gesetze, an denen der Verlauf der Krankheit gebunden ist, und deren Störung nur der Unwissende wagt. „Es wäre wünschenswerth,“ sagt Lissot, „daß die Menschen beherzigen möchten, wie wenig die Krankheiten sich zwingen lassen; daß sie ihren bestimmten, von der Natur ihnen vorgezeichneten Verlauf haben, deren Störung eine lebenslängliche Kränklichkeit nach sich ziehen kann.“ Kein Arzt ist daher mehr verkannt, als derjenige, der, wenn die Natur die Krisis gehörig vorbereitet und einleitet, den müßigen Zuschauer macht. Er hat die Zukunft des Kranken vor Augen. Daher bestürmt er ihn nicht jeden Tag mit neuen Rezepten. Der vernünftige Arzt setzt seine größte Ehre darein, als ein Diener der Natur und ihrer Gesetze, die Bewegungen derselben zu beobachten und zu leiten; er ist aber weit von dem Dünkel entfernt, eine hitzige Krankheit mit einem Pulverchen kuriren zu können. Aber die ruhige Beobachtung der Natur dauert dem Patienten etwas zu lange, und diese Methode ist Manchem auch zu naturgemäß; man treibt in unseren Zeiten Alles mit Dampf, warum nicht auch das Kuriren? An allem diesem Treiben scheint mir einen großen Antheil jene Sucht der Nichtärzte zu haben, dem Arzte in seine Kunst einzureden. Ein Jeder will es eben so gut verstehen, wie der Arzt. Schöpft er doch, seiner Meinung nach, mit dem Arzte aus derselben Quelle? Und diese Quelle ist? Das Lesen medizinischer Bücher! Aus diesen werden einige rhapsodische Ideen aufgefangen, schlecht verdaut, und weh' dem Arzte, der es mit gelehrten Kranken dieser Art zu thun hat. Jedes gelesene medizinische Buch ist für den Nichtarzt ein Hinderniß der Heilung, indem es einerseits das Vertrauen zum Arzte schwächt, andernteils Furcht vor Dingen einflößt, die gar nicht existiren. Daher die erste Maßregel für eine schnelle Kur darin bestehen muß, alle Lektüre der Art zu verbannen. Ruhe des Gemüthes ist eine wesentliche Bedingniß zu jeder schnellen Heilung; wie will man aber ruhig sein, wenn man jedes Rezept verstehen, jede Maßregel des Arztes beurtheilen, jedes Wort desselben deuten will?

Daher empfehle ich allen meinen Lesern, die geschwind kurirt werden wollen, vor Allem, auf das Lesen medizinischer Bücher Verzicht zu leisten, und alles Uebrige der Redlichkeit des Arztes zu überlassen.

(Wird fortgesetzt.)

Mittheilungen aus Trapezunt.

(Von Med. Dr. Ludwig Herrmann.)

(Fortsetzung.)

Ich theile Ihnen nun die Beschreibung der im Monate Juli und August in Trapezunt stattgefundenen kleinen Pestepidemie mit.

Der erste Pestanfall zeigte sich den 12. Juli, an einem Tage, wo das Thermometer im Schatten 79° Fahrenheit zeigte (also einen Wärmegrad, der einer Zerfegung und Gährung dieser Substanzen gerade am günstigsten war) und die Luft schwer mit Dünsten und Electricität überladen war. Zu dieser Zeit war im ganzen ottomanischen Kaiserreiche kein Pestfall bekannt geworden. Gleichzeitig waren keine Schiffe von Egypten oder Syrien hier angekommen. In Persien, von wo sich viele Reisende hier befanden, herrschte keine Pest seit langer Zeit. Dieser Pestfall war also nicht von außen gekommen, sondern in Trapezunt selbst entstanden. Diese Thatsachen konnten die Levantiner nicht ableugnen. »Allein,« sagten sie, »höchst wahrscheinlich wurden von der Pestepidemie im vergangenen Jahre impregnirte, und in einem Kasten oder sonst wo eingeschlossene Effecten durch Zufall zu Tage gefördert, berührt, und so entstand dieser Pestfall.« — Ich examinirte genau die Bewohner des gleich zu nennenden Hauses, welche aber hiervon durchaus nichts wissen wollten. »D,« erwiderten die Gegner, »dieses beweiset nichts.« Denn gewöhnlich wird es abgeleugnet. Das compromittirte Haus war ein armenisches, in dem unreinlichsten Stadtviertel gelegen. Alle Einwohner bestätigten, daß in diesem Viertel meist zuerst die Pest ausbricht und am stärksten wüthet. Ein Knabe von sieben Jahren erkrankte, nach der Aussage seiner Mutter, den 10. Juli an Diarrhoe, und starb daran den 12. Juli. Ich hatte den Knaben nicht gesehen, wurde aber zur Untersuchung der Leiche gerufen, weil, nach einer gegebenen Ordre, kein Verstorbener begraben werden durfte, ohne die Erlaubniß des Sanitätsarztes. Der Leichnam zeigte, außer bloß Petechien, auf dem Unterleibe durchaus nichts Ungewöhnliches. Seine Schwester, ein 15jähriges Mädchen, welche mir den Leichnam zeigte, sah sehr bleich aus, litt ebenfalls seit dem 10. an Diarrhoe, ihr Gang war unsicher, die Zunge weißlich belegt, der Puls wurde nicht gefühlt. Sie starb dieselbe Nacht, nachdem sie bei 20 Stühle gehabt, während welchen sie, nach Aussage der Mutter, den Geist aufgab. Auch ihr Leichnam zeigte weder Bubonen noch Petechien. Diese beiden plötzlichen Todesfälle erregten in mir großen Verdacht. Ich ließ das Haus schließen und eine Wache vor die Thüre stellen; denn schon in Griechenland bei der in Poros ausgebrochenen Pest hatte ich die Erfahrung gemacht, daß beim Beginnen der Epidemie die ersten Leichen äußerlich keine Pestsymptomen zeigten. Den Orientalen ist diese Erscheinung wohl bekannt, sie pflegen dann zu sagen, die Pest ist im Körper stecken geblieben, nicht nach außen getreten, und hat so den Kranken erstickt. Den 14. Juli wurde ich zu einem 20jährigen griechischen Fischer gerufen, der in einem, von diesem weit entfernten Stadtviertel wohnte. Er war den 11. erkrankt, Fieber, Erbrechen, Kopfsweh, Taumel waren die Hauptsymptome. Bei der Untersuchung bemerkte man auf der Brust einen beginnenden Charbon. Er starb den 16. Juli. Also auch dieser Mann mußte, von der vorigen Pestepidemie impregnirte Effecten berührt haben! Welcher Zufall, fast an demselben Tage mußten in zwei verschiedenen Häusern alle Effecten her

vorgesucht und berührt worden sein. Allein auch in diesem Hause leugnete man dieses. »Nein,« sagten die Levantiner, »er hat gewiß mit dem armenischen Hause Communication gehabt, und wurde so angesteckt. Ich forschte genau nach und fand, daß diese Familie jene nicht einmal dem Namen nach kannte, und mit ihr nie in Berührung gestanden, was auch leicht erklärbar ist, denn Griechen und Armenier hassen sich auf Leben und Tod, und stehen selten in Verbindung. Den 15. Juli ließ Memisek Pascha mich rufen, um seinen seit zwei Tagen erkrankten eunuchischen Sklaven zu untersuchen. Ich fand auf der Stirne einen großen Charbon und eine auf der linken Parotide. Er starb den 29. Juli. Also auch hier wieder Berührung von pestinfiltrirten Effecten? Verbindung mit den zwei früher Befallenen war nicht denkbar, denn der Pascha hat seinen Palast in der Citadelle, $\frac{1}{4}$ Stunde von den befallenen Stadtvierteln entfernt. Ferner haben mit ihm zu wohnen bloß Türken die Erlaubniß, und der Knabe war seit einer Woche nicht mehr in die niedere Stadt gekommen. Den 16. in der Nacht starb plötzlich ein 70jähriger Grieche, sein Cadaver zeigte, außer Petechien, keine Pestsymptome. An demselben Tage sah ich einen 22jährigen Griechen mit Bubonen der Achselhöhle, und ein 19jähriges griechisches Mädchen mit Charbon auf dem linken Fuße, Beide in von einander entfernten Häusern. Noch immer konnte man keine Communication nachweisen. Gegen Abend sah ich einen armenischen Knaben in einem Hause auf dem Siauer-Maidan mit einem Leistenbubon. Der Knabe war innerlich wohl und spazierte umher. Es war dieses der erste Pestfall in dieser Gegend. Den 17. und 18. kein Pestfall. Den 19. erkrankte ein 1jähriges griechisches Kind und starb den 21. Es hatte Fieber, Erbrechen, Schmerz und Röthe in der linken Weiche ohne Geschwulst. Sein Cadaver zeigte bloß Petechien, der Bubo war nicht zum Vorschein gekommen. Den 20. starb ein türkischer Sackträger mit Achselhöhlenbubo, und den 21. ein türkischer Bettler auf der Straße mit Leistenbubo. Am Abend dieses Tages entlud sich durch ein heftiges Gewitter die in der Atmosphäre angehäuften Electricität, der Himmel wurde heiter, es trat Kühle ein, und bis zum 26. zeigte sich kein Pestanfall. Allein an diesem Tage erkrankte in dem armenischen Hause, wo der erste Pestfall sich gezeigt hatte, eine 70jährige Frau mit Parotitis, und den 30. starb in demselben Hause ein 1 $\frac{1}{2}$ jähriger Knabe mit Charbon auf der Brust, also hier vier Fälle in einem Hause. In einem armenischen Hause, diesem gegenüber, erkrankte ein Knabe mit Charbon am Halse (man hatte mit dem ersten Hause heimlich communicirt), und in dem armenischen Hause auf dem Siauer-Maidan erkrankte am 28. die Schwester des Knaben mit Fieber, Erbrechen, Eingenommenheit des Kopfes und einem ungeheuren Absceß ober dem rechten Ellenbogen, der sich öffnete, worauf die inneren Symptome verschwanden und das Mädchen genas. Auch bei ihrem Bruder hatte sich der Bubo geöffnet und er genas. An demselben Tage starb nach zehnstündiger Erkrankung der circassische 16jährige Sklave des Directors der Mauth, sein Leichnam zeigte eine ungeheure linke Parotide. Dieser Sklave war der Liebling seines Herrn, hütete während der Abwesenheit desselben das Haus, und ging seit der Pestepidemie nie aus, während die sieben übrigen Bedienten und bei der Mauth Angestellten, alle Türken, wie früher ihren Geschäften nachgingen, mithin keine Quarantaine hielten. Gerade dieser Sklave mußte an der Pest erkranken, während von dem übrigen Personale weder jetzt, noch in der Folge, Niemand von ihr

befallen wurde. Warum dieses? Die Levantiner waren gleich mit ihrer Erklärung herbei, einer von den Bedienten hat den Peststoff in seiner Kleidung hängend in's Haus gebracht, und hat so die Pest mitgetheilt, ohne sie selbst zu bekommen. Ich aber erwiderte, gerade weil dieser Sklave immer zu Hause blieb, bekam er die Pest. Denn das Haus war feucht, hatte beständig einen moderigen Geruch und lag in jenem unreinen Stadtviertel, mithin war er beständig den Einflüssen, den Miasmen ausgesetzt, während die Anderen sich meist am luftigen Meeresufer, wo die Douane liegt, aufhielten, dort ihre Geschäfte verrichteten, mithin eine frische Luft einathmeten. Den 3. August starb im Palaste von Osman-Pascha ein weißer Sklave mit Bubonen, und am 4. August in dem Palaste von Mehemis-Pascha ein schwarzer Sklave mit Charbonen. Beide Individuen hatten mit den früher verstorbenen Sklaven Communicationen gehabt. Jetzt also war es deutlich, daß die früher sporadische Pest die Kraft erlangt hatte, sich durch Contagien fortzupflanzen. Vom 3. bis 10. August waren 10 Pestfälle, von denen bloß zwei starben. Ein gutes Omen, denn die abnehmende Mortalität deutete auf das nahe Ende der Epidemie. Mit der wachsenden Hitze und Mangel an Regen nahm die Trockenheit zu und die Pest ab. Den 12. war ein Fall und den 15. August der letzte Pestfall. Es war dieses ein 2jähriges griechisches Kind mit einem ungeheuren Bubo der rechten Achselhöhle, der sich öffnete, und der Kranke genas. (Thermometer im Schatten Morgens und Abends 88° Fahrenheit.) Während der ganzen Epidemie, die 34 Tage dauerte, waren 29 Pestfälle in 23 verschiedenen Häusern, von denen 14 starben und 15 genasen.

(Der Beschluß folgt.)

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Dr. Schaeffer über Revaccination.) Nachdem von der preussischen Regierung im Jahre 1826 das Impfgeschäft so organisiert worden ist, daß Keiner mehr ungeimpft bleiben darf, und die Erzeugung falscher Kuhpocken möglichst verhütet wird, ist diesen Anordnungen gemäß auch seitdem im Hirschberger Kreise mit der Ausführung der Revaccination vorgeschritten worden, und haben sich dabei erfreuliche Resultate ergeben. Bei der vorgenommenen Revision aller im Jahre 1844—24 Gebornen fanden sich, mit Ausnahme der wenigen, welche die natürlichen Blattern gehabt hatten, unter 13,157 Individuen 11,651 vor, welche mit deutlichen Schutzpockennarben versehen waren, und es verblieben daher noch 1506 für die Impfung übrig, welche bei 882 auch sogleich in Ausführung gebracht wurde. In den Jahren 1826—38 gab es im Ganzen zu impfen 15,919, wovon mit Erfolg 15,715 geimpft wurden. Hierbei geschah es 198mal, daß diese Impfung gar keine oder nur unvollkommene Pusteln erzeugte. In 157 dieser Fälle brachte eine später wiederholte Impfung eine regelmäßig verlaufende Vaccine zu Wege, in 41 Fällen aber blieb die Operation, auch dreimal vollzogen, erfolglos. Mit Ausgang des Jahres 1838 waren, diese 41 abgerechnet, nur 163 größtentheils wegen Krankheit ungeimpft Gebliebene in die Liste des folgenden Jahres als ungeschützt zu übertragen. Obschon nun aber durch jene Einrichtung auf die bestmögliche Weise dafür gesorgt ist, daß künftighin Niemand so leicht mehr ungeimpft bleiben kann, so ist damit freilich noch nicht die Bürgschaft gegeben,

daß dadurch auch in jedem einzelnen Falle vollständiger Schutz gegen die Menschenblattern werde erreicht werden. Dieserhalb ist es nun aber auch nöthig, ein Mittel noch in Anwendung zu bringen, welches die Sicherheit des erzielten Schutzes zu verbürgen, und denselben, wo er mangelhaft ist, zu vervollständigen vermag. Dieses Mittel ist nach Dr. Schaeffer die Revaccination, die jedoch nicht, wie bisher, betrieben werden darf, sondern, wenn sie wirklich den allgemeinen Nutzen gewähren soll, in gleicher Art organisiert werden muß, wie es in Preußen mit dem Vaccinationsgeschäfte seit dem Jahre 1826 geschehen ist. »Die Revaccination muß hinfort als ein unzertrennlicher Theil des Impfgeschäftes überhaupt behandelt, und jede Vaccination noch für unvollständig angesehen werden, so lange die Schutzkraft derselben durch die Wiederholung der Impfung weder bestätigt noch ergänzt ist.« Dr. Schaeffer hat diesen Weg bereits seit mehreren Jahren, namentlich seit 1834, in seinem Kreise eingeschlagen, und sind seit der ersten Einführung der Revaccination in demselben mehr als 9000 revaccinirt worden. Die hierbei für die Wissenschaft gewonnenen Resultate stimmen im Allgemeinen mit denen überein, welche man auch anderwärts erlangt hat. Die Revaccination der zehnjährigen Individuen im Allgemeinen lieferte ganz gleiche Resultate, wie bei 15—30jährigen Personen, »so daß es daher nicht scheint, als ob die Zeit es sei, welche einen schwächenden Einfluß auf die Schutzkraft der Vaccine ausübe.« Uebrigens stellt Herr Dr. Schaeffer es aber auch bei obengedachter Maßregel nicht in Abrede, daß einzelne Individuen durch die erfolgreich wiederholte Impfung nicht vollständig zu schützen sind, wie denn auch Varioloiden bei Revaccinirten schon anderwärts beobachtet worden sein sollen. Deshalb ist es außerdem noch gerathen, sich auf die in solcher Art vervollständigte Vaccination allein nicht zu verlassen, sondern noch ein mit Umsicht ausgeführtes Absonderungs- und Desinfectionsverfahren bei jedem Ausbruche natürlicher Blattern in Anwendung zu bringen, wie es in Preußen angeordnet und von Dr. Schaeffer in seinem Kreise seit einer Reihe von Jahren auf diese Weise gehandhabt wird. »Durch diese Schutzvorkehrungen, in Verbindung unter einander, deren Erfolg in seinem Kreise bisher so günstig ausgefallen sind, glaubt Herr Dr. Schaeffer aber, daß wir uns mit Recht der gewissen Zuversicht hingeben können, im Stande zu sein, jene mörderischen Pocken-Contagionen früherer Zeiten immer von uns entfernt zu halten.«

Miscellen.

— In die unter Dr. Schmitz zu Marienberg stehende Heilanstalt sind im verfloßenen Jahre 140 Kranke aufgenommen worden. Die Heilungen, selbst in einigen äußerst schwierigen Fällen, ergeben sehr günstige Resultate. Der Unternehmer hat jetzt auch das nahegelegene ehemalige Kloster St. Martin als Eigenthum erworben. Durch die Lage am Ufer des Rheins mit der reizenden Aussicht auf die jenseitig romantische Gegend wird auch diese Besizung, besonders wenn einmal ihre innere Einrichtung und die Gartenanlagen vollendet sein werden, einen der schönsten Punkte am Rheinrome abgeben. Die beiden Anstalten Marienberg und St. Martin werden, sobald sie völlig eingerichtet sind, im Besiz und unter Leitung desselben Arztes, des Dr. Schmitz, mindestens 500

Personen anzunehmen im Stande sein. Es soll nun für das nächste Jahr auch eine zweite Tafel angeordnet werden, damit auch Kranke zu geringeren Preisen Aufnahme finden können.

— (Die Irren-Anstalten als Bildungsmittel für junge Aerzte in der praktischen Psychiatrie von Damerovo.) Nachstehender Aufsatz ist ein Bruchstück einer nächstens erscheinenden „staatsarzneiwissenschaftlichen Abhandlung des Verfassers über die Zweckmäßigkeit der relativen Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten in historisch-kritischer, so wie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung.“ Seinem Hauptinhalte nach zerfällt derselbe in drei Theile. Im ersten geht Herr Damerovo kritisch die bisherigen Vorschläge, die Benützung der Irrenanstalten als Bildungsmittel junger Aerzte in der praktischen Psychiatrie betreffend durch; im zweiten werden die Vorzüge der bei Universitätsstädten errichteten, relativ verbundenen, Landes- oder Provinzial-Irren-, Heil- und Pflegeanstalten als Mittel zur Bildung junger Aerzte in der praktischen Psychiatrie im Allgemeinen und zur Realisirung einer psychiatrischen Klinik insbesondere gewürdigt, und endlich im dritten beantwortet Herr Damerovo die Frage: ob die Errichtung einer solchen Irrenanstalt in der Nähe der Universitätsstadt zweckmäßig sei? In letzterer Beziehung ergibt sich als Resultat, daß die in der Nähe einer Universitätsstadt neu errichtete, relativ verbundene Landes- oder Provinzial-Irren-Heil- und Pflegeanstalt das glücklichste Ensemble ist der Bedingungen zur möglichst vollkommenen Realisirung der Idee einer Irrenanstalt und ihrer höchsten Aufgaben, nämlich: 1) der vorzüglichsten Organisation und Verwaltung an und für sich; 2) der zweckmäßigen Verpflegung und Heilung der Seelenkranken, und 3) der möglichst vollkommenen Ausbildung der Psychiatrie als Wissenschaft und Kunst, so wie der der Irrenärzte und jungen Aerzte in derselben.

— Ein Pariser Blatt theilt mit: Vor einigen Tagen fand man in einem Dachstübchen zwei kleine Schornsteinfegerjungen, die auf eine unvorsichtige Weise Kohlenfeuer angemacht hatten, durch die Dämpfe erstickt. Obgleich durchaus keine Hoffnung vorhanden zu sein schien, sie wieder in's Leben zurückrufen zu können, so brachte man sie doch nach dem zunächstliegenden Hospital. Dort wurden sie einem Eleven übergeben, der, von vier Krankenwärtern unterstützt, die beiden kleinen Leichname neun Stunden lang bürstete und rieb, so daß zuletzt die Haut an den Händen der Reibenden, so wie an den Körpern der Gelebenden, fast gänzlich abgeschunden war. Indes blieben diese angestrengten Bemühungen nicht ohne Erfolg, denn die beiden Knaben wurden in's Leben zurückgerufen und befinden sich jetzt, bis auf die oben erwähnten Verletzungen, vollkommen wohl.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miggott'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 21. Donnerstag, den 12. März 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Ein Wort über ärztliches Genie. — Mittheilungen aus Trapezunt. — Gemeinnützigste Nachrichten. — Miscellen.

Ein Wort über ärztliches Genie.

(Von Dr. J. L. Schönau.)

Zu einer Zeit, wie die unsere, wo die Genies um so seltener werden, als die Talente wie Pilze wuchern, ja wo selbst die Alltäglichkeit durch encyklopädisches Wissen sich den Anstrich von Talent zu geben weiß, dürfte die Behauptung eines ärztlichen Genies zu den Paradorien gezählt werden. Schon der herkömmlich irrige Begriff von Genie, der bloß mit Ueberschwenglichkeit der Phantasie einhergeht, scheint den Meisten mit der Function des Arztes unvereinbar; wie ließe sich für ideelle Träumereien in den Erscheinungen der Wirklichkeit ein genügender Commentar finden? Liegt es denn nicht im Interesse der Aerzte selbst, sich gegen jedes ärztliche Genie zu sträuben, wo nicht jeder herumziehende Quacksalber, dessen Unternehmungen der Erfolg glücklich krönt, stillschweigend als ein gebornes Genie angesehen werden soll, dem nur die wissenschaftliche Ausbildung abgeht? —

So kann aber nur derjenige raisonniren, der von der irrigen Meinung ausgeht, der Arzt mache nur einen müßigen Zuschauer — der kranken Natur gegenüber, und producire durchaus nichts, wodurch er nur einigermaßen mit andern Künstlern in eine Kategorie treten könnte; zum bloßen Handlanger der Natur, wozu ihn die Meisten stempeln, seien ihm jene höchsten Geisteskräfte, die unter dem Namen Genialität gang und gäbe sind, ganz überflüssig; Ruhe und Besonnenheit führen ihn weit sicherer zum Ziele. Wer nur irgend, nach langen Irrfahrten und Schei-

tern an Quacksalbereien, mit einem hartnäckigen Uebel in die Hände eines tüchtigen Arztes gerieth, um auf immer befreiet zu sein von seinen Leiden, der wird wohl zur Ueberzeugung gelangt sein, daß die Production des Arztes im Organismus etwas Kunstmäßiges sei, und daß die Medizin, wie jede andere Kunst, ihr undurchdringliches Geheimniß habe, welches sie bloß ihren wahren Jüngern offenbare. Nur durch dieses Geistesprisma des Genies vermag der begabte Arzt die einzelnen Krankheitserscheinungen, welche wie Strahlen von dem Herde des Krankheitsfuges ausströmen, zu sammeln und zu einem Flammenbilde zu vereinigen, das ihm als Leuchte vorangeht, wo jeder Ungeweihte in ein nächtliches, sich selbst geschaffenes Labyrinth nur immer tiefer hineingeräth! Verfänglich, wie ein Dilemma vom Tode aufgeworfen, stehen oft die Symptome da, so viel Glieder, so viel Abgründe zeigend, und nur Jener vermag dem Sophisma des Lebens die nackte Seite aufzudecken, der das Wort (*Λογος*) der Natur versteht und in ihren kaum ergründlichen Ideenreichthum einzugehen gewohnt ist.

Hierzu ist allerdings Phantasie erforderlich, aber nicht jenes leichtfertige, schwärmerische Geschöpf, wie man es auf dem Tummelplatze bodenloser Dichtungen antrifft, sondern die Einbildungskraft in ihrer männlichen Stärke durch einen festen Verstand von Ausschweifungen abgehalten. Jene Mischung der Geistesgaben ist dem genialen Arzte unerläßlich, welche wir in allen antiken Kunstschätzen auffinden: ich meine jenen gemüthlichen Verstand, jene concrete Vernunft, welche allein es macht, daß ihre Ideale noch immer rein menschlich bleiben, wie sehr sie auch die Menschheit in ihren abstractesten Formen aufgriffen. Den besten Beleg hierzu liefert unstreitig der Umstand, daß wir bei den meisten Koryphäen unserer Kunst in der letzten Zeit die Elasticität als Grundlage ihrer Bildung erkennen. Diese ist es, die vorzüglich ihren Schriften jene gemüthliche Färbung, jene plastische Darstellungsweise verleiht, und ihnen die schuldig-religiöse Verehrung erzwingt. Stieglitz, Hufeland, Keil, Hartmann, Kieser, Burdach, Sahn wollen wir hier bloß erwähnen. Hippokrates' Schriften zeigen in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit den Homer'schen. »Harmlosigkeit der Gesinnung, Naturtreue und stille Naturanbetung, die feste, nicht sowohl gewonnene, als zweifellos innewohnende Ueberzeugung von dem unabwendbaren Walten eines unbekanntem göttlichen Einflusses und einer unabänderlichen göttlichen Bestimmung in allen günstigen und ungünstigen Verhältnissen der sterblichen Menschen, völlige Ergebung in alle Erfolge: dies ist Beiden gemein.« Beide erzählen, was sie gesehen — mit ausführlicher, zuverlässiger Treue und mit rein epischer Freude am Erzählen selbst.

Hippokrates unterläßt so wenig die kleinsten Umstände seiner Kranken zu beschreiben, wie Homer die Rüstungen seiner Helden. „Die Aphorismen des Hippokrates haben dieselbe Bedeutung und Gültigkeit wie Homer's Sentenzen.“

Durch einen solchen Verein geistiger Thätigkeiten, wie wir ihn kurz andeuteten, gelingt es dem Arzte, seiner Beschäftigung einen rein menschlichen Stempel aufzuprägen, ihr eine sittliche Weihe zu geben, wie die Alten dadurch ihre Kunst zu vergöttlichen wußten; es gelingt ihm dadurch, in seinen Mitbrüdern den schlummernden Funken der Selbstbestimmung rege zu machen, die materiellen sowohl wie die spirituellen Kräfte zu ihrem Urquell zurückzuleiten und zum ausharrenden Kampfe gegen die Außenwelt zu rüsten. Nur ein solches inniggeschlossenes Band zwischen Einbildungskraft und Verstand, wo letzterer der ersteren nur ihre Flatterhaftigkeit, keineswegs aber ihr reges Feuer benimmt, wird es dem Arzte leicht machen, oft in einem Labyrinth von bloßen Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten, wo ihm selbst der übergebliebene Führer — die Aussage des Kranken — irre zu leiten droht, einen Ariadnefaden aufzufinden und sich zum Entscheidungsacte zu bestimmen. Allerdings muß in solchen Gelegenheiten, wo der Augenblick über die höchsten Güter des Menschen wie auf dem Schlachtfelde entscheidet, sein geistiges Auge den Knäuel von Verwirrungen sondern, die Massen von Verbindungen und Trennungen mit Adlerseile durchziehen, wenn er nicht vergeblich von einer ganzen Ewigkeit zurückfordern will, was er von der Minute ausgeschlagen; und diese Geläufigkeit, dieses schnelle Auffassen des Befundes und Anticipiren der Erfolge, wohin die kalte Besonnenheit erst hintendrein durch langes Haspeln gelangt, ist es, welche ihr Wirken gleichsam instinktmäßig erscheinen läßt. So handelnd, bleibt der Heilkünstler selbst rücksichtlich der Production gegen andere Künstler nicht im Hintergrunde; denn Alles, was die Natur zum Productionsvermögen in ihrem Schage bewahrt, das sucht der Arzt, ihr Priester in der Werkstätte des Lebens, zu ihrem Frommen, so weit es in den Bezirken der Möglichkeit liegt, anzubieten.

So verschieden aber die medizinischen Grunddisciplinen sind, so verschieden ist auch der dazu erforderliche Geistesfond. Mit wenig oder einem mittelmäßigen Talente kann man es zur Vollkommenheit in der Pflanzenkunde, Zergliederungskunst und Arzneimittellehre bringen; Zeit, Geduld und Arbeitsamkeit werden das Mangelnde ersetzen; auf eine ganz andere Geistesstufe gesetzt, will die spezielle Natur- und Krankheitslehre ihre Jünger; am meisten Genie erfordert die Ausübung am Krankenbette; und man kann vom ausgezeichneten Arzte daselbe, was vom

Dichter sagen: daß er es fast nie durch die Umstände wird, wenn er nicht dazu geboren ist. Aber eine Liebe, eine Hingebung in seinen Beruf und ein Leben in seinem Fache werden allenfalls, wo dieser unvertilgbare Trieb von Natur eingepflanzt ist, dessen unzertrennliche Gefährten sein; man kann also, ohne ungerecht zu sein, diesen hohen Namen an keinen schändlicheren Pranger schlagen, als wenn man ihn an Quacksalbern und Charlatanen entehrt, denen nur der Eigennuß, nicht aber Befriedigung einer höheren Regung, Antrieb ist.

Kann aber ein solcher Junke lange an seiner Geburtsstätte gebunden liegen, ohne in eine offene Flamme auszubrechen? muß sie nicht wie starke Aether oder geistige Getränke ihre Gefäße sprengen? muß sie nicht im bürgerlichen wie in jeder gegebenen Lebensphäre sich bald äußern, wo sie zugegen ist? Und wie viele, die doch die Schamheit selbst sind, maßen sich diesen Namen an und werden von pöbelhaften Rohrtrommeln dafür ausgerufen! Bei wem solche Gaben über das Mannesalter hinaus ihren Winterschlaf verzögern, der verzichte auf den Namen eines großen Arztes!

Mittheilungen aus Trapezunt.

(Von Med. Dr. Ludwig Herrmann.)

(Beschluß.)

Ich erlaube mir nur noch die Bemerkung, daß alle an der Pest erkrankten Leute aus der ärmeren Volksklasse waren, die den obgenannten schädlichen Einflüssen am meisten ausgesetzt ist. Eine Ausnahme hievon schienen die vier Sklaven zu machen, allein auch sie führten eine sehr unregelte Lebensweise, liebten ungemein den Genuß unreifen Obstes und der obgenannten Fische. Ferner zeigten sich die ersten und meisten Pestfälle bei den Christen; denn im Ganzen erkrankten und starben bloß sechs türkische Individuen, und zwar wieder aus denselben Gründen, denn die Türken sind wohlhabender, reinlicher und leben besser als die armen und die sehr geizigen Raja's (christliche Unterthanen). — In Constantinopel zeigt sich auch zuerst die Pest in dem unreinen Gaskata unter den Raja's, während man wenige Beispiele hat, daß ein Pascha oder Minister, die doch früher wie später viele Visiten erhalten, von ihr befallen würde. In Egypten beginnt und wüthet die Pest am meisten bei den Arabern, und verschont mehr die wohlhabenden Türken und Franken. Die Lebensart also prädisponirt zur Pest. Der so prädisponirte Organismus des Armen widersteht schwerer der Action der Miasmen und Contagien als der des Reichen, der nur frische animalische Kost zu sich nimmt, gut wohnt, keine Sorgen hat, wenig arbeitet. Dieses ist der Schlüssel zu dem Räthsel, warum die Pest in der Hütte des armen Fischers ohne Mitleid seine ganze Familie tödtet, während sie den im nebenstehenden Palaste in Saug und Braus lebenden Reichen verschont. Beide sind denselben Ursachen, den Miasmen

und Contagien ausgesetzt, allein bei dem Armen finden sie Zunder zum Feuerfangen, bei dem Reichen nicht.

Diese Miasmen also, und zwar vorzüglich die animalischen, einwirkend auf, durch schlechte, fauligte Nahrung prädisponirte Organismen, bewirken in den obgenannten Momenten sporadische Pestfälle. Sollen sich aber diese zur großen, umfänglichen Epidemie heranbilden, so scheint hiezu noch eine, in besonderen periodischen Umläufen wiederkehrende, bis jetzt noch nicht genau bekannte Beschaffenheit der Atmosphäre zu gehören, welche viele Menschen disponirt, für das im einzelnen menschlichen Individuum gebildete Gift empfänglich zu werden. Fehlt diese atmosphärische Beschaffenheit, so verschwinden die sporadischen Pestfälle, ohne sich zur Epidemie auszubilden, oder hört sie bei einer Pestepidemie auf, so erlischt auch diese. Wahrscheinlich fehlte sie dieses Jahr in Trapezunt, weswegen sich die Pest nicht zur großen Epidemie ausbildete; denn unseren, wegen des Volksaberglaubens und wegen der Unthätigkeit, oder besser des bösen Willens des Gouverneurs der Stadt schon mangelhaften Sanitätsmaßregeln können wir sicher nicht das Nichtweiterausbreiten der Pest zuschreiben. Das Contagium fand dieses Jahr bei den Bewohnern keinen günstigen Boden, um zu blühen und in Fülle zu wuchern. Es scheint, daß man zu einer solchen Zeit sich kühn den Einwirkungen desselben aussetzen könne, ohne davon befallen zu werden, während zu anderen Zeiten die oberflächlichste Berührung ansteckt. Daher der große und alte Streit zwischen den Contagionisten und Anticontagionisten. Vielleicht (wovor und der Himmel bewahre!) wird im Sommer des Jahres 1840 diese eigenthümliche Luftbeschaffenheit wiederkehren, und, unterstützt durch die Theuerung (das Korn mangelt in dieser Provinz), eine verheerende Epidemie anrichten, gegen welche selbst die strengsten Sanitätsmaßregeln nichts oder wenig zu wirken vermöchten.

Frägt man, wie ich die Pest behandelt habe? Hierauf kann ich wenig antworten. Des Volkes Vorurtheil hinderte mich daran, denn der Muselmann ist der Meinung, daß die Pest eine von Allah zur Bestrafung des Menschengeschlechtes geschickte Krankheit sei. Sich vor ihr durch Vorsichtsmaßregeln hüten zu wollen, ihren Lauf durch Medicamente aufzuhalten, sei ein Frevel gegen die Fügungen Gottes. Wenn Gott will, wird der Mensch von der Pest befallen, er mag thun, was er will, eben so stirbt und geneset er bloß durch Gottes Hilfe. Auch die eben so ungebildeten Christen verwerfen jedes Medicament. Ferner hätten bei meiner Ankunft Uebelgesinnte, Feinde der Regierung, das Gerücht verbreitet, ich sei von Sultan Mahmut hergeschickt, um alle Pestkranken zu vergiften, um so der Krankheit Einhalt zu thun. Ich mußte mich daher bei den Griechen und Armeniern (Türken ließen sich nie behandeln) bloß auf äußere Mittel und Regulirung der Diät beschränken, ließ sie lauwarme Limonade trinken, um Ausdünstung zu bewirken, auf Bubonen und Charbonen erweichende Cataplasmen, wollten sie nicht hervorkommen, oder waren sie zurückgetreten, Synapsimen, Vesicantien legen; beredete Einige, den schädlichen Genuß des Caviars, Branntweins, der Zwiebeln, des Knoblauchs, welches das Volk für hauptpestwidrige Mittel hält, zu lassen. Trotz dieser mehr expectativen Behandlung waren über die Hälfte davongekommen.

Raum war der letzte Pestfall vorüber, so trat eine bössartige Epidemie von kalten Fiebern auf. Schon im Anfange August zeigten sich einige Intermittentes

als Vorläufer der größeren Truppe. Allein gegen Ende des Monats erkrankte die halbe Stadt. Die Epidemie erreichte ihre Höhe in der Mitte October, nahm im November ab und verschwand im December gänzlich. In drei Monaten habe ich allein 787 derlei Fieberkranke behandelt. Häufig zeigten sie sich so bössartig, daß sie die Kranken im ersten Paroxysmus innerhalb zwei Stunden tödteten. Da einige dieser Fieber mit bössartigen Parotiden verbunden waren, so wurde dadurch die Diagnose zwischen ihnen und der Pest sehr erschwert. Auch zeigten die Leichen der daran Verstorbenen meist Pestechien.

Am meisten interessirte mich, die Ursachen dieser Intermittens-Epidemie zu erfahren. Ich lernte hier zuerst, daß die kalten Fieber in den Herbstmonaten hier endemisch sind. Ihre Ursachen sind wieder Miasmen, aber mehr vegetabilische. Sie bilden sich in einem, eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernten, lieblichen Thale, Dermen-Dere (Thal der Mühlen) genannt. Es wird von einem Flüsschen durchströmt, das die an seinem flachen Ufer stehenden Weiden, Oliven und hellen Wiesen mit seinen silbernen Wellen benetzt. Eine Viertelstunde vor seinem Ausflusse in's Meer öffnet sich das Thal, seine Hügel verschwinden, die Flut gewinnt ein breiteres, aber auch flaches Bett, und sendet vielfache Arme aus, welche die hier errichteten Korn-, Pulver- und Bretermühlen treiben, und dann in der Nähe sich befindende Reisfelder begießen. Im Winter schwillt er zu einem reißenden Bergstrom an, der grimmig die ihm zu engen Ufer übertritt und das Land überschwemmt. Auf diese Weise sind die Ursachen zur Sumpfbildung gegeben. Diese erzeugen die schädlichen Sumpfmiasmen, die jedes Jahr im September und October in der Stadt, meist im Töpserviertel (Tzömleghi genannt), welches den Sümpfen am nächsten liegt, einige kalte Fieber erregen. Dieses Jahr aber bildete sich die Intermittens zu einer großen Epidemie aus, die auch den übrigen Theil der Stadt nicht verschonte wegen der eigenthümlichen Luftbeschaffenheit, bedingt durch die große Wärme des August und September bei Tage (80—85° Fahr. im Schatten) und schnellen Wechsel der Temperatur gegen Abend (75—80° Fahr.), und der vielen freien Elektrizität in der Luft, die sich gegen Morgen durch Nebelbildung ausglich.

Die Pest also, mehr durch animalische Miasmen erzeugt, bewirkt eine Irritation des lymphatischen Systems, und steigert sich zur Epidemie unter den berührten, uns unbekanntem atmosphärischen Verhältnissen, während die Intermittens, mehr durch vegetabilische Miasmen erregt, eine Irritation des Ganglien-Nervensystems bewirkt (dieses scheint mir das Wesen der Krankheit zu sein), und sich unter den so eben genannten atmosphärischen Einflüssen zur Epidemie heranzubilden. Als Beleg für diese Meinung führe ich wieder das Viertel der Töpsier an. In ihm kam dieses Jahr kein einziger Pestfall vor, während fast alle Bewohner desselben von den Intermittentes befallen wurden, denn es ist ganz in der Nähe der Sümpfe, welche die vegetabilischen Miasmen erzeugen. Der übrige Theil der Stadt ist durch eine hervorragende Hügelkette mehr von den Sumpfmiasmen geschützt. Animalische Miasmen aber können sich im Töpserviertel nicht leicht bilden, denn es liegt in der Ebene, hart an den Ufern des Meeres, ist als Vorstadt nicht von Mauern eingeschlossen, die animalischen Unreinigkeiten werden von den Bewohnern in das nahe Meer geworfen (welches ihnen fast keinen Platz läßt, sie von den Häusern auf die

Straße zu schütten) und durch seine starke Brandung hinwegschwemmt. Ferner gehen hier beständige Winde, von der umgebenden Ebene und der offenen See kommend. So viel von den Trapezuntischen Intermittentes.

Eine dritte Krankheit, die meist in Städten hier herrscht und unter den Kindern große Verheerungen anrichtet, sind die Blatter u. Ich suchte die schon seit einiger Zeit bekannte Vaccination allgemeiner zu machen, fand aber bei den Türken große Hindernisse. Es stand auch hier mir das religiöse Vorurtheil im Wege, welche Variola wie Pest, als eine von Gott geschickte Krankheit betrachtet, die menschliche Hände nicht ausrotten dürfen.

Es kamen hier auch häufige Fälle von Scorpionstichen vor. Die alten, steinernen Häuser (gewöhnlich bestehen die türkischen Städte aus hölzernen Gebäuden, wovon jedoch Trapezunt eine Ausnahme macht, alle seine Häuser sind aus Stein erbaut) wimmeln von Scorpionen. Im Spätherbste suchen diese Thiere die Wärme, kriechen aus den Steinen und begeben sich auf die wärmeren, auf dem Boden befindlichen Betten. Ich fand einst Morgens beim Aufstehen, als ich meine Strümpfe umkehrte, zwei große schwärzliche Scorpionen in ihnen. Ihr Stich ist sehr gefährlich, wenn nicht augenblickliche Hilfe angewendet wird. Ich sah zwei Menschen innerhalb 24 Stunden daran sterben. Es waren schon bei 12 Stunden seit der Verwundung verfloßen, die Bemühungen der Kunst waren vergeblich. Die Erscheinungen, unter denen der Tod erfolgte, waren Geschwulst des Gliedes, heftiges, beständiges, galliges Erbrechen, Marmorkälte der Extremitäten, kleiner, kaum fühlbarer Puls, Lähmung des Gehirns, weit dilatirte Pupillen, herabhängender Unterkiefer, Unmöglichkeit zu sprechen und zu schlucken ic. Das Volk pflegt nasse Tabaksasche auf die frische Wunde zu legen.

Als eine interessante Erscheinung bemerkte ich die häufig vorkommenden Vergiftungen durch Honig. Nach seinem Genuße sterben die Menschen oft schnell unter allen Symptomen der Narcose. Ich forschte den Ursachen nach und fand, daß jener Honig von den Bienen aus dem *Rhododendrum ponticum* gezogen worden, welches in großer Menge in der Umgebung wächst.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Rettungsbojen.) Der „*Inventors Advocate*“ enthält folgende interessante Nachricht. Ein Lieutenant in der französischen Marine hat vor Kurzem allen Seeleuten einen ungemeinen Dienst erwiesen durch die Erfindung einer neuen Sicherheitsboje, für die er weder ein Patent, noch eine Belohnung anspricht. Die Art, wie man diese Boje benützt, ist äußerst einfach. Man darf nur die Stricke, durch die sie gehalten wird, abschneiden oder auflockern, so fällt sie in's Wasser und entzündet den Apparat durch ihre eigene Schwere. Dieser Apparat besteht in einem kupfernen Cylinder, welcher eine Rakete enthält, die 40 Minuten lang brennt, und so unter allen Umständen Zeit genug gibt, um Einem beizustehen, der über Bord gefallen ist. Diese neue Sicherheitsboje kostet nur 2½ bis 3 Franken, während die englische 180 Franken kostet, und somit für die meisten Rauffahrer zu theuer ist.

M i s c e l l e n.

— Der königlich-bayerischen Verordnung vom 31. Jänner d. J., die Verwendung der werktagschulpflichtigen Jugend in Fabriken betreffend, entnehmen wir Nachstehendes: „Ludwig 2c. Wir haben in Erwägung jener Nachteile, welche eine allzu frühzeitige, mit übermäßiger Anstrengung, so wie mit Vernachlässigung des Schul- und Religionsunterrichts verbundene Beschäftigung der werktagschulpflichtigen Jugend bei Fabriken und größeren Gewerken in Hinsicht auf die Gesundheit, geistige und körperliche Entwicklung solcher Kinder herbeizuführen pflegt, in dieser Beziehung — auf so lange Wir nicht anders verfügen — nachfolgende Bestimmungen zu treffen beschlossen: Art. 1. Kein Kind soll vor dem zurückgelegten neunten Lebensjahre in Fabriken oder in Berg-, Hütten- und Schlagwerken zum Zwecke einer regelmäßigen Beschäftigung aufgenommen werden. Art. 2. Die Aufnahme eines Kindes zu diesem Zwecke nach dem neunten Lebensjahre darf nur auf den Grund eines gerichtsarztlichen Zeugnisses über körperliche Tauglichkeit für die bevorstehende Art der Beschäftigung und über die Nichtgefährdung der Gesundheit und der weiteren physischen Entwicklung durch dieselbe, dann eines Zeugnisses der Local-Schul-Inspection über bisherigen fleißigen Schulbesuch und die Erwerbung der für das neunte Lebensjahr vorgeschriebenen Kenntnisse geschehen. Art. 3. Die Arbeitszeit für Kinder vom neunten bis zum zwölften Jahre wird auf das Maximum von 10 Stunden des Tages festgesetzt. Dieselbe hat niemals vor 6 Uhr Morgens zu beginnen und spätestens um 6 Uhr Abends zu enden. Auch ist diesen Kindern täglich zur Mittagszeit eine volle Stunde, etwa von 11 bis 12 Uhr, nach eines jeden Ortes Sitten und Gebräuchen, dann im Laufe der Vor- und Nachmittagszeit nebstdem noch jedesmal eine halbe Stunde zur Erholung zu geben, und hierbei Bewegung außer der Anstalt zu gestatten. Art. 4. Was die weitere verordnungsmäßige Erfüllung der Schulpflicht von Seite solcher Kinder anbelangt, so kann derselben dadurch genügt werden, daß die Kinder während der bestimmten Arbeitszeit entweder 1) wenigstens zwei Stunden des Tages an dem öffentlichen Unterrichte des Ortes Theil nehmen, oder 2) daß sie den nöthigen Schul- und Religionsunterricht in einer besonderen Privat-Anstalt oder Fabriksschule gleichfalls zwei Stunden lang täglich erhalten. In beiden Fällen haben sich diese Kinder der öffentlichen Jahres-Schulprüfung zu unterziehen.“

— (Zahl der Zwillingsgewburten.) Nach einer Angabe des Dr. Kennedy (im „Dublin Medic. Journ.“) ist in Dublin das Verhältniß der Zwillingsgewburten zu den Einzelgewburten wie 1:60; in Nord-Amerika, wo sehr viele Irländer sind, wie 1:75; in London wie 1:91, und in Frankreich wie 1:140.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Miot'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 22.

Montag, den 16. März 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt. — Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. — Literatur. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt.

(Von Dr. Herrmann.)

Der Orientale hat eine sehr hohe Meinung von dem Arzte, traut ihm mehr zu, als seine Kunst vermag, betrachtet ihn als eine Art Halbgott. Da er jeden Arzt den Puls des Kranken fühlen sieht, so hält er diesen für das hauptdiagnostische Zeichen der Krankheiten, welches alle übrigen Erforschungsmittel überflüssig macht. Auch das auf dem Fessen (Art rother Mützen) angeheftete Zeichen (Nischan) der angestellten Aerzte ist eine goldene Platte, auf der zwei Hände abgebildet sind, von denen die eine der anderen den Puls fühlt. Aus dem Pulse muß der Arzt die Krankheit erkennen. Tritt er an's Krankenbett, so bietet der Kranke ihm sogleich die Hand dar, ihm mit gespannter Erwartung in die Augen schauend, um aus ihnen seine Rettung oder seinen Untergang zu lesen. Hat der Arzt den Puls gefühlt, so ist die erste Frage des Kranken: „welche Krankheit habe ich? werde ich genesen, und innerhalb wie viel Zeit?“ Fragt man viel nach den Krankheitsursachen, nach ihrer Entwicklung, nach den Empfindungen des Kranken, so runzeln die Umgebenden die Stirne, das Zutrauen verschwindet, und kaum würdigt man die gestellte Frage zu beantworten. Die Hauptsache ist eine richtige Prognose. Man will mit Bestimmtheit wissen, wird der Kranke leben oder sterben. Alle auf Schrauben gestellten Prognosen helfen Einem nicht durch. Man muß mit einem deutlichen »Ja« oder »Nein« antworten.

Und wehe dem Arzte, wenn er einem Kranken, der später durch Zufall stirbt, für rettbar erklärt! Dann hat sicher seine Ungeschicklichkeit oder gar böser Wille den Kranken getödtet. Hat er aber gleich von Vorhinein mit Bestimmtheit erklärt, der Kranke sei verloren, dann ist er in ihren Augen von aller Verantwortung frei, und kommt der Kranke davon, so hat die Kunst des Arztes dieses gethan, das selbst dem Arzte unmöglich scheinende bewirkt. O sancta simplicitas! In dem Harem bekommt man meistens die Kranken nicht einmal zu sehen. Als Beispiel führe ich einen solchen Krankenbesuch an. Der Kiaja des Harems (Vorsteher jenes Gebäudes, wo die Frauen wohnen), ein alter Iman (Priester), führte mich, nachdem ich einige Minuten in dem Vorhofe gewartet, damit sich alle Frauen in ihre Gemächer zurückziehen konnten, oder die im Krankenzimmer nöthigen Dienerinnen verschleiert standen, schweigend in einen anmuthigen Saal. Auf dem Boden waren einige über einander gelegte Matragen ausgebreitet, auf welchen die kranke Dame, bis an's Knie mit seidnen Decken zugedeckt, selbst über das Gesicht ein seidnes Tuch geworfen, ruhte. Bloss das Aechzen und Stöhnen unter den Hüllen verrieth, daß hier ein Leidendes, menschliches Wesen verborgen war. Endlich tauchte eine schneeweiße Hand unter der Decke hervor, der Iman gab mir ein Zeichen, den Puls zu fühlen, und fragte dann rasch: „Wird die Kranke davon kommen? in wie viel Zeit kannst du sie heilen? Gebe ja keine bittere Medizin und verordne keinen Aderlaß, denn die Dame fürchtet sehr das Blutlassen.“ Fragen wollte er mir durchaus nicht erlauben. Dieses betraf mich Anfangs etwas, allein ich bemerkte, daß ich kein Charlatan des Landes, sondern ein Arzt sei, der seine Studien gemacht, daß der Puls bloß ein einzelnes Krankheitszeichen sei, der bloß in Verbindung mit den durch das Krankheits-Examen erlangten übrigen Symptomen eine Bedeutung erhalte, und daß jene Aerzte, die bloß aus dem Pulse die Krankheit erkennen wollten, Betrüger seien. Man sah mich mit großen Augen an, begann an meiner Kunst zu zweifeln, und gestattete meine Fragen. „Jetzt hast du genug gesagt,“ unterbrach mich der Iman, „gebe nun das nöthige Medicament.“ Energisch erklärte ich, daß ich die Zunge besehen und den Leib befühlen müßte (die Kranke klagte über heftige Schmerzen in demselben), denn es lägen verschiedene Organe in ihm, ich müsse wissen, welches leide, dieses könne ich bloß durch unmittelbare Berührung erfahren. Ohne diese könnte ich leicht Medicamente geben, die nicht für den Krankheitszustand paßten. Wollte man also diese nicht gestatten, so würde ich mich entfernen, ohne eine Verordnung zu machen. Was war zu machen? Die Gefahr war groß, die Kranke schon durch die Hände von zwei Volksärzten gegangen, die sie für verloren erklärt hatten. Man schickte daher zu ihrem Gemahle, um ihn über diesen eiglichen Punkt zu befragen. Nach einer Vier-

telstunde kam der Sklave mit der Erlaubniß zurück. Ich fand eine heftige Leberentzündung. Blutegel und Calomel hoben sie in kurzer Zeit, und die Kranke genas.

Nach und nach brachte ich so die Aufgeklärten durch die Erfolge meiner ärztlichen Bemühungen zur Einsicht, daß ich in meinen Behauptungen nicht ganz Unrecht habe. Ueberhaupt waren die Besuche in den Harems für mich eine große Plage: der Arzt soll hier Alles wissen und heilen, wird mit hundert unvernünftigen Fragen belästigt. „Fühle meinen Puls, kekem basili (Kopf, d. h. Chef der Aerzte), bin ich schwanger und im wievielten Monat? Werde ich glücklich gebären? Einen Knaben oder ein Mädchen?“ Denn allgemein glaubt man im Orient, aus dem Pulse müsse der Arzt die Schwangerschaft erkennen. „Beschau dieses Kind (ein atrophisches, skrophulöses Subjekt), wie viele Monate kann es leben?“ — „Dieses mit Bestimmtheit vorauszusagen ist mir unmöglich,“ erwiderte ich. — „O, früher war ein Arzt hier, der von jedem Menschen bis auf die Minute voraus sagte, wann er sterben würde.“

Unfruchtbare Frauen verlangen Medicamente, um schwanger zu werden, und es gehört dieses zu den Haupt-Erwerbsquellen der orientalischen Quacksalber. Ich sah hier aphrodisiakische Latwerge für 1—2000 Piaster verkaufen. Sie machen den Türken weiß, daß ein Haupt-Ingredient derselben eine kostbare, aus Jodin kommende, gepulverte Perle sei. Häufig ließen mich vornehme Türken kommen, die mit vollen, rothen Wangen behaglich auf dem Kanapee ihre Pfeife rauchten und mir den Puls mit der Frage darreichten: „Bin ich gesund? Steht mir keine Krankheit bevor?“ — „Excellenz,“ erwiderte ich einem Pascha, „Sie sind völlig wohl, haben eine herrliche Gesundheit.“ — „Gott sei Dank!“ jubelte der von seiner Herzensangst befreite Mann. „Ich befinde mich auch in der That recht wohl. Auch früher ließ ich mir von einem durchreisenden Arzte den Puls fühlen, er entdeckte eine schwere Krankheit im Anzuge, gab mir ein Pulver, das mich fünfzehnmal abführte und sechsmal Brechen machte, worauf die Krankheit zwar ausbrach, aber nicht sehr heftig wurde. Dieses war ein großer Arzt, denn ohne daß ich die geringste Unpäßlichkeit fühlte, ohne ein Wort zu fragen, entdeckte er aus dem Pulse die im Inneren meines Körpers verborgene Krankheit.“ — „Excellenz,“ war meine Antwort, „dieser Mann hat Sie betrogen. Jenos höllische Medicament hat Sie wahrscheinlich erst krank gemacht.“ — Drastische Purganzen und heroische Emetica sind ihre Lieblingsarzneien, und die Kunst des Arztes wird nach Anzahl der bewirkten Stühle und des Erbrechens taxirt.

Sehr unangenehm war es mir, daß ich meist erst gerufen wurde, wenn der Kranke durch die Hände aller Charlatans passirt war und in den letzten

Zügen lag. Dann erwartete man von dem ersten Medicamente, welches ich gab, schnelle Besserung oder gar radicale Heilung. Der Orientale ist ein Kranker, der den Arzt durch häufiges Rufenslassen nicht belästigt. Wenn ihn der Kranke nicht holen läßt, oder beim ersten Besuche sagt, komme morgen wieder, so beehre man ihn ja nicht mit einem zweiten Besuche, denn er würde ihn dem Eigennutze zuschreiben. In den acutesten Krankheiten wurde ich oft erst nach drei bis vier Tagen wieder zu dem Kranken gerufen, nachdem man vergeblich auf die wie mit einem Zauberschlage die Krankheit heilen sollende Wirkung des ersten Medicamentes gewartet hatte.

Sehr zeitraubend ist es, daß der Arzt, aus Mangel von Apotheken, seine Arzneien selbst bereiten muß.

In Betreff des Honorars haben die Charlatane das hiesige Publikum völlig verdorben. Die Mittelklasse macht mit ihnen nach langem Hin- und Herhandeln einen schriftlichen Contract, für so und so viel den Kranken zu heilen. Die Hälfte der ausgemachten Summe wird vorausbezahlt. Stirbt der Kranke, so ist die übrige Hälfte verloren. Große Türken pflegen nicht in Geld zu zahlen, sondern dem Arzte Geschenke, als: eine Bernstein-Pfeifenspitze, ein gefatteltes Pferd, einen Brillantring, eine goldene Tabatière, zu übersenden. Die Armen lassen den Arzt während einer Krankheit bloß ein- bis zweimal rufen, und zahlen für die Visite 10 bis 15 Piaster. Ehe die rettende Hand den Puls ergreift, muß zuvor die andere ausgestreckte befriedigt sein; dann wird mit wichtiger Miene des Lebens oder Todes Urtheil gesprochen. Nun greift der Aeskulap in die großen Taschen seines weitsaltigen Kastrans, in welchem er immer einige zehn Medicamente stecken hat, gibt dem Kranken einige Tropfen Laudanum, etwas Nitrum, Scamonium &c., welches er gleich verschlucken und als hundertfach seines Werthes bezahlen muß. Der Arzt entfernt sich dann, und sieht den Kranken oft erst nach acht Tagen wieder.

Bei Intermittentos lassen die Türken und Christen die Priester über dem Kranken beten. Manchmal hilft es. Oder sie binden ihm um die Oberarme Amulette, welche auch manchmal den Paroxismus aufhalten, denn es ist ja eine bekannte Sache, daß Ligaturen der Extremitäten Fieber abzuschneiden im Stande sind.

Sehr zuwider war mir das Untersuchen von Sklaven, was ich in meiner Stellung einigen Großen nicht abschlagen konnte. Cirkassien liegt in der Nähe, häufig kommen von dort Sklaven und Sklavinnen an; ehe man sie kauft, will man wissen, ob es schlechte oder gute Ware sei, und schickt sie dem Arzte als Kenner zu. Da ich einmal bei einer Cirkassierin

einen beginnenden grauen Staar entdeckt hatte (der für 2600 Piaster abgeschlossen wurde dadurch rückgängig), so hatte ich mir in dieser Hinsicht großen Ruf erworben.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, den 1. März 1840.

In der am letzten Februar d. J. stattgefundenen Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte hielt Herr Prof. Verres einen Vortrag, der in naturwissenschaftlicher und medizinischer Beziehung allgemeines Interesse erregte. Bei Gelegenheit der Ausstattung des Schuhschen „Hydro-Drugen-Gas-Mikroskopes“ mit anatomischen Präparaten lernte nämlich Herr Prof. Verres die Vortrefflichkeit dieses Instrumentes näher kennen. Die Klarheit und die Schärfe der hiermit gewonnenen Bilder erweckte in ihm zuerst die begründete Hoffnung, mittelst der Daguerre'schen Methode diese fixiren zu können. Doch standen dieser dunklen Ahnung theils die mit dem Drummond'schen Lichte bereits vergeblich vorgenommenen Versuche, als auch überhaupt die noch immer nicht praktisch gelöste Frage entgegen, ob die Sonne und das künstliche Licht gleiche Wirkung besitze, und die jodirte Silberplatte auf gleiche Weise zu verändern im Stande ist? Auch fühlte Herr Prof. Verres ganz die Differenzen, welche zwischen dem Prozesse der Lichtbilderezeugung durch die Daguerrotypie und seiner Absicht bestehen; denn nicht allein, daß durch erstere bis nun mittelst des Sonnenlichtes bloß Lichtbilder im verkleinerten Maßstabe erzeugt wurden, so wollte Herr Prof. Verres durch einen neuen Versuch weder dasselbe Agens Einfluß nehmen lassen, noch ein Product erzielen, sondern vielmehr mittelst des Drummond'schen Lichtes Schattenbilder, und zwar im vergrößerten Maßstabe, gewinnen. Dieser Gegenstand ließ sich demnach durchaus nicht a priori entscheiden. Von einem heißen Verlangen gespornt, entscheidende Aufschlüsse hierüber zu erlangen, ersuchte Herr Prof. Verres den Herrn Prof. von Ettingshausen, welcher die Kunst, Daguerre'sche Lichtbilder zu verfertigen, vom Erfinder selbst in so ausgezeichnete Vollkommenheit erlernte, den Versuch mit dem Schuhschen Beleuchtungs-Apparate gütigst zu machen, welchen Vorschlag Herr Prof. von Ettingshausen mit zuvorkommender Bereitwilligkeit annahm und hierzu die Zeit bestimmte. Am 25. Jänner Abends wurde demnach vom Herrn von Ettingshausen eine jodirte Silberplatte in Gegenwart des k. k. bevollmächtigten Ministers Ritter von Prokesch, des k. k. Majors und Directors Ritter von Hauslab und der Doctoren Gruby und Voigt, der Einwirkung des Lichtes des Schuhschen Mikroskopes ausgesetzt, und ein feiner Durchschnitt von *Aristolochia* zur Abbildung vorgeschoben. Diese Einwirkung wurde durch 35 Minuten fortgesetzt, dann die Platte den Quecksilberdämpfen ausgesetzt. Schon während dieser Operation erscholl mit einem Male der Freudenruf: „Es ist ein Bild gewonnen!“ was endlich die Nachbehandlung zur Fixirung des Bildes, zum Erstaunen und größten Freude aller Anwesenden, vollkommen bestätigte.

„So ward das erste Bild mittelst des künstlichen Lichtes erzeugt, das uns nun die Daguerrotypie in das praktische Leben einführt, und für naturhistorische Gegenstände nutzbringend darstellt. Durch diese neue Erfahrung hat die Daguerre's-

sche Erfindung unbestreitbar eine große Ausdehnung gewonnen, ja es wurde ein Gegensatz in der Linie begründet, welche durch diese große Erfindung unserer Zeit begonnen wurde. Gelingt es unserem Bemühen, auch opaque Gegenstände vergrößert zu produciren und zu fixiren, dann ist der schnelle Austausch von getreuen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände für immer gesichert, und wir können zu jeder beliebigen Zeit, unabhängig vom Wetter und der Jahreszeit, die Lichtbilder in unserer Stube erzeugen, und so mächtige Schritte für ein leichteres Erlernen und eine vollständige Erkenntniß derselben bedingen."

L i t e r a t u r.

„Repertorisches Jahrbuch für die Leistungen der gesammten Heilkunde im Jahre 1838.“ Von Dr. F. S. Sachs in Berlin. Siebenter Jahrgang. I. Band: „Die Heilkunde Deutschlands.“ 414 S. — II. Band: „Die Heilkunde des Auslandes.“ 287 S. in 8. Leipzig 1839. Verlag von Engelmann.

Dieses ursprünglich von dem verewigten wackeren Dr. Bluff gegründete Jahrbuch gewinnt von Jahr zu Jahr an äußerer Ausdehnung und an innerem Gehalte mehr, und stellt für den Arzt dasjenige dar, was die Jahresberichte von Berzelius für Physik und Chemie, jene von Valentin und Müller für die Physiologie geworden sind. Bei der Masse des zu Tage Geförderten, welche auf dem ärztlichen Gebiete überwiegend größer erscheint, als auf jedem anderen, vermag nur ein Jahrbuch, wie das vorliegende, die Uebersicht zu gewähren, welche der um die Wissenschaft ununterbrochen empfängliche Arzt jedes Verhältnisses und Alters heutzutage unumgänglich bedarf; denn alles Einzelne selbst durchzugehen ist rein unmöglich — und in vielen Fällen wohl auch ein sehr undankbares Geschäft. Der Verfasser dieses Jahrbuches, das sich einer vielfachen Verbreitung erfreut, verdient daher schon in dieser Hinsicht unsern vollen Dank, und unsere Collegen werden sich desselben zur vollen Befriedigung bedienen.

Der I. Band umfaßt, wie der Titel anzeigt, „die Leistungen der gesammten Heilkunde Deutschlands,“ geordnet unter 17 Hauptrubriken, bei denen auch der „Hygiene, Diätetik und Volksmedizin“ nicht vergessen, und der „Gesundheitszeitung“ eine erfreuliche ehrende Anerkennung geworden ist. Von allen Leistungen für die deutsche Medizin, wie sie in 62 Zeitschriften und 544 Werken (welche im Jahre 1838 erschienen) zerstreut liegen, dürfte kaum irgend eine, sicherlich aber keine bedeutende übergangen sein, und man findet sich durch die Menge des Materials fast eingeschüchtert, wenn das Quantum allein in Anschlag gebracht wird. Die Summe der Bogenzahl der gesammten, im Jahre 1838 herausgekommenen deutschen ärztlichen Schriften beträgt nämlich nicht weniger als 8347 $\frac{1}{4}$ Bogen, die 873 fl. 27 kr. kosten; rechnet man die ärztlichen Journale mit 3217 Bogen und 327 fl. C. M. Anschaffungspreis hinzu, so würde die Beschaffung des ganzen literarisch-journalistischen Apparates vom Jahre 1838 von 11,510 Bogen 1200 fl. C. M. kosten, und wer sich der Lektüre aller Erscheinungen während des Jahres hätte befließigen wollen, müßte täglich 32 Bogen gelesen haben!

Der II. Band behandelt „die Leistungen der gesammten Heilkunde des Auslandes im Jahre 1838,“ unter 9 Rubriken geordnet.

Möge diese kurze Anzeige genügen, auf die werthvolle Arbeit diejenigen unserer Leser aufmerksam zu machen, welchen dieselbe bisher unbekannt war. Ein näheres Eingehen in den Inhalt gestatten die Beschaffenheit dessen, dann der Raum und die Tendenz dieser Blätter nicht.

Druck, Papier und Ausstattung sind sehr anständig.

Dr. S.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Ueber die Verwendung des Kautschuk in medizinischer Beziehung nach der J. N. Reithofer'schen Erfindung.) Es ist auffallend, daß einer der interessantesten Fabrikationszweige der Neuzeit, dessen allgemeines Interesse speziell für den Oesterreicher noch dadurch erhöht wird, weil er dem vaterländischen industriösen Erfindungsgeiste sein Entstehen verdankt; auffallend, sage ich, ist es, daß dieser Gegenstand, der, wenn Einer, der öffentlichen Discussion würdig erscheint, noch so wenig von der einheimischen Literatur gewürdigt wurde. Ich sage: einheimisch; denn gerade auswärtige Zeit- und andere Schriften waren es vorzugsweise, welche diesem Gegenstande die aufmunterndste Aufmerksamkeit widmeten, und den intelligenten Erfinder und Fabrikanten unter den schmeichelhaftesten Lobespenden wiederholt angingen, selbst etwas Erschöpfendes über seine mannigfache Erzeugungsweise verlaublich zu lassen. Dieser aber, ein Mann von den reellsten Grundsätzen und Feind aller Ruhmrederei, wie jeder solide Oesterreicher mehr oder minder, hielt in seiner Bescheidenheit jede diesfällige Publication, wenn sie gleich nur mehr dem sachlichen als persönlichen Verdienste hätte dienen können, für eitle Marktschreierei — eine leidige Erfahrung, die sich anderwärts fast tagtäglich noch kund gibt —, und so hat es Referent für Pflicht erachtet, im Namen des verdienstvollen Mitbürgers ein ausführlicheres Wort, als bisher geschehen, zu seinen Lesern zu sprechen. Vielseitiges technisches Studium und unverdroffene, auf empirische Basis fußende glückliche Versuche brachten den intelligenten Kautschukisten auf die mannigfaltigsten praktischen Resultate, die er in den verschiedenartigsten Erzeugnissen aus diesem Einen Stoffpräparate zu Tage förderte. In Berücksichtigung der Tendenz dieses Blattes ist es jedoch vorzugsweise ein Artikel, dessen Erwähnung hier Raum gegeben zu werden verdient, nämlich Herr Reithofer's elastische Bruchbänder. Mit edlem Haffe gegen den Charlatanismus erfüllt, der in jüngster Zeit in eben so pomphaftem als zuversichtlichem Tone den Bruchkranken radicale Heilung ihres Leidens, oft mittelst, oft ohne Bandage, verkündete, fand sich der humane Techniker bestimmt, seine vielseitigen Studien dahin zu benützen, jenen gräßlichen Täuschungen werththätig zu begegnen, und seine Erfindung einer neuen Art Bruchbänder bekannt zu geben. Dieselben weichen in ihrer Construction gänzlich von den bisher bestandenen sogenannten „Peloten-Bandagen“ ab, so wie auch ihre Anlegung mit der bisher üblichen Weise nichts gemein hat. Ohne den mit besagtem Schaden behafteten Körper im mindesten zu drücken, hält das Reithofer'sche Band die aus ihrer natürlichen Lage getretenen Theile mit Sicherheit bei allen körperlichen Bewegungen zurück. So wie nun die Gestaltung der Brüche eine verschiedene ist, eben so richten sich auch diese Bandagen je nach derselben, und wo letztere ohne Pelote, in Folge des ärztlichen Gutachtens, nicht anwendbar ist, da ward eine elastische Vorrichtung getroffen, daß der Patient die pelotlose Bandage hin-

sichtlich der angeführten Vortheile der Sicherheit und Leichtigkeit im Tragen nicht vermissen wird. Als Zugabe wandte der denkende Bandagist auch der Heilkunde ein Mittel zur radicalen Heilung der Leibschnaden zu, welches sich nicht nur der ärztlichen Approbation erfreut, sondern wirklich bereits mit vielem Erfolge an Leidende bei derlei Geschlechts angewendet wurde. Wo Umstände eine solche Kur paralysiren, bleibt dann immer obiges Bruchband ein zweckmäßiges Mittel, was für den Patienten oft so viel ist, als die Heilung selbst. Diesem ehrenwerthen Streben, der Menschheit reel zu nützen, entging darum auch nicht die Anerkennung seiner Verdienstlichkeit selbst von Seite der Aerzte, welche die Reithofer'sche Erfindung als einzig und Epoche machend in der Bandagenkunde bezeichneten. Ein schöner Charakterzug, den kein Charlatan mit ihm theilt, ist an Herrn J. N. Reithofer, die Achtung vor der Würde und Unergreifbarkeit in den eigentlichen Wirkungskreis der Heilkunde, so daß er stets die Aufsicht des Arztes als wesentliche Bedingung zur Reussite seines Verfahrens aufstellt. Schließlich machen wir, als hieher einschlagend in ihrer sanitarischen Tendenz, auf die ebendafelbst aus Kautschuk verfertigten Suspensorien, Nabelbinden, Leibbinden, Brusthütchen, Säugedüten, Bougien, Cathedres u. dgl. m. aufmerksam. (Die Niederlage des Herrn J. N. Reithofer ist in der Stadt, Herrengasse Nr. 253.)

—z—

M i s c e l l e .

— Im Jahre 1839 wurden in Berlin geboren 4888 Knaben und 4613 Mädchen, zusammen 9501 Kinder. Es starben 8558 Personen, mithin sind 943 mehr geboren als gestorben. — Copulirt wurden 2493 Paare. — Die ganze Bevölkerung belief sich auf 271,968 Individuen, und hatte gegen das vorhergehende Jahr um 7372 Personen zugenommen. — Selbstmorde fanden 71 Statt (worunter die von 10 Frauen); 35 Personen wurden todt im Wasser gefunden, von denen nicht ermittelt ist, ob sie durch Selbstmord oder durch Unfälle ihr Leben verloren. Gewalttame Todesfälle, durch eigenes oder fremdes Verschulden, waren 86 (worunter 9 Personen überfahren, 29 von Gerüsten, Dächern u. s. w. herabgefallen); durch Schlagfluß oder andere Krankheitsanfalle sind 18 Individuen als plötzlich auf der Straße oder an anderen Orten verstorben, bei der Polizei zur Anzeige gekommen. — In der Charité haben sich 6750 Männer, 3333 Frauen, 372 Säuglinge, 30 Pfleglinge, zusammen 10,485 Individuen befunden. Davon sind 8180 geheilt oder gebessert entlassen, 262 ungeheilt, 7 sind entlaufen und 1070 gestorben. Der Bestand am Ende des Jahres war 966.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Migolet'schen Erfrischung-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 3 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 23. Donnerstag, den 19. März 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt. — Ueber die vorzüglichsten Heilanstalten Italiens. — Gemeinnützige Nachrichten. — Miscelle.

Einige Worte über die ärztliche Praxis im Orient, nebst einigen Bemerkungen über Trapezunt.

(Von Dr. Herrmann.)

(Beschluss.)

Nun ein Wort über Lage, Einwohner und Commerz von Trapezunt (türkisch Trabesun), Hauptstadt des Paschalik gleichen Namens (des ehemaligen Königreiches des Mithridates); sie liegt in Klein-Asien am schwarzen Meere, im ehemaligen Kappadozischen Pontus.

Ueber die Frage, ob die Stadt auf der Stelle des alten Trapezunt liege oder nicht, sind die Meinungen getheilt. Doch scheint es mir wahrscheinlicher, daß die alte Stadt sich 6 bis 8 Stunden mehr gegen Norden von der neuen befand. Sie hat 26,000 Einwohner, unter denen sich 6000 Griechen, 300 katholische Armenier, 200 Armenier und 180 Franken befinden, die übrigen sind Türken. Ferner sind hier vier Consule, als: der Consul von Frankreich, Mons. Dutré; der Consul von Toskana und Griechenland, Mons. Fabri; der Vice-Consul von Rußland und Oesterreich, Herr Ghezzi, und der Vice-Consul von England, Herr Soter. Auch wohnen seit einigen Jahren zwei amerikanische Missionäre hier, die aber noch keine Schulen errichtet haben, und sich mehr mit philanthropischen als religiösen Zwecken beschäftigen. Unter den Franken befinden sich zwei nicht unansehnliche Negotianten, Herr Maregioli und Herr Charvaud, welcher letzterer auch Director der österreichischen Donau-Dampfschiff-Navigation in Trapezunt ist. Die Stadt ist durch einen hohen Felsenbügel

in zwei Theile getheilt, zieht sich vom Meeresufer auf die Berge hinauf, und hat einen großen Umfang wegen der vielen Gärten, die sich zwischen den Häusern befinden; dem zu Schiffe ankommenden Fremden bietet sie einen lieblichen, einladenden Blick dar. Ihre niedrigen, mit rothen Ziegeln gedeckten Häuser sind grazios an die bewachsenen Hügel angelehnt; allenthalben ragen aus den die Häuser umgebenden Gärten hohe Cypressen und breitblättrige Feigenbäume hervor, die schlanken Minarets der Moscheen, und die mit der Nationalflagge geschmückten Mastbäume der Consulate zieren das Ganze. Sie hat eine im schlechten Zustande sich befindende Citadelle, 10 griechische und eine armenisch-katholische Kirche, 3 griechische Klöster, 18 Moscheen, die neunzehnte, die schönste und größte, ist eben im Bau begriffen. Die Garnison der Stadt besteht aus 40 schlecht gekleideten und exercirten Kanoniren, von einem Mirali (Obersten) commandirt. Alterthümer findet man keine, die Kirche St. Sophia ist aus den Zeiten des griechischen Kaisertums. Ich habe in Reisebeschreibungen von einem Tempel des Hadrians gelesen, von ihm aber nie eine Spur auffinden können. Der Hafen ist ziemlich sicher, und es befinden sich immer einige Segelschiffe in ihm, die nach Constantinopel, Odessa, Redut-Kalé ziehen, oder von dort kommen. Es ist hier eine Schiffswerfte, auf der kleine Fahrzeuge für die Küstenfahrt des schwarzen Meeres gebaut werden. Vorzüglich aber sind es die Dampfschiffe, die sie seit einiger Zeit beleben. Die Compagnie der österreichischen Donau-Dampfschiff-Navigation sendet gewöhnlich ein Dampfschiff von Constantinopel nach Trapezunt, und von da zurück. Eben so kommt monatlich zweimal das türkische Dampfschiff „der armenische Saraf“ (Ranquieri) an. In 3½ Tagen legen diese Schiffe 900 türkische Seemeilen von hier nach Constantinopel zurück. Da das schwarze Meer sehr stürmisch ist, so brauchen Segelschiffe oft mehr als einen Monat, um von Constantinopel hieher zu kommen, denn sie halten sich in der Nähe der Küsten, laufen bei Stürmen in den ersten Hafen ein, und warten dort günstigen Wind ab. Bei anhaltend gutem Wetter (was jedoch sehr selten ist) kommen sie oft in 5 bis 6 Tagen an. Die schnelle und angenehme Art mit Dampfschiffen zu reisen, führt viele Fremde hieher, die sich von da über Erzerum nach Persien oder Cirkassien und Georgien begeben. Wir sahen im Monat November den Prinzen von Joinville, dritten Sohn Louis Philipp's, hier, der mit dem österreichischen Dampfschiffe „Crescent“ ankam, vier Tage hier verweilte, und dann wieder nach Constantinopel zurückkehrte. Im selben Monate kam auch der von Europa nach Persien zurückkehrende persische Gesandte Hussein-Kan mit einer zahlreichen Suite, unter denen sich 13 französische Offiziere (einer starb hier an Brustwassersucht) befanden, die als Lehrer der Armee nach Persien

geschickt wurden, hier an. Einige Tage später kam die glänzende französische, nach Persien geschickte Gesandtschaft mit dem französischen Dampfschiffe „Le veloce“ hier an, und so vergeht keine Woche, wo nicht reisende Europäer Trapezunt heimsuchen. Vorzüglich wird der Handel durch die Dampfschiffe gehoben, und wahrscheinlich wird Trapezunt unter den Handelsstädten des Orients bald eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen, denn es ist der Stapelplatz für den Landhandel nach Kaukasien, Persien und Indien. Fast täglich kommen Karavaneen von 100 bis 200 Pferden hier an, die Waren von Erzerum, Bagdad, Kaleb, Tauris, Tiphlis, Diarbekir bringen, oder die von Constantinopel zur Messe angekommenen Waren zu Land dorthin transportiren. Dieser Transitohandel war früher die Hauptsache. Allein seit einiger Zeit werden auch die Producte Trapezunt's, als: Kupfer, Wolle, Honig, Wachs, Blutegel, Bohnen, Buchsholz, nach Europa gesendet. Die fränkischen Negozianten, und vorzüglich die Consulen von England und Rußland, die von ihren Regierungen die Erlaubniß haben, Handel zu treiben, haben diesen Ausfuhrhandel und zugleich die Einfuhr europäischer Produkte in's Leben gerufen. Im Monate August kam auch ein deutscher Negoziant, Herr Reinle, hier an, wie es scheint, von einem Wiener Handlungshause hergeschickt, um zu sehen, ob nicht Handelsverbindungen anzuknüpfen seien. Derselbe hielt sich über vier Wochen auf, zog genaue Erkundigungen ein, und ich glaube, sein Rapport wird vortheilhaft ausgefallen sein.

Der Gouverneur des Paschaliks, Osman Pascha, Pascha von drei Köpfschweifen, hat seinen Sitz hier. Er ist ein echter, alter Türke, hängt streng an dem Glauben seiner Väter und dem alten System, und ist ein Feind aller Neuerungen. Er haßt mithin die Christen und Franken, welsch' letztere er aber wegen ihrer Kenntnisse achtet, und die Consulen, namentlich den von Rußland, fürchtet, und ist gegen Quarantainen, taktische Truppen, Erkernung fremder Sprachen &c. Als einen lebenswerthen Zug an ihm muß ich seine Gerechtigkeitsliebe nennen, weswegen er auch in seinem ganzen Paschalik sehr geliebt ist. Genuß des Weines, Rauchens, Schnupfens, als Dinge, welche berauschen, nach dem Ausdrücke der Türken Kof (gute Laune) erregen und im Koran verboten sind, sind ihm ein Gräuel. Er hat einen zahlreichen Harem, d. h. viele Frauen. Seine zahlreiche Dienerschaft besteht, gegen die Sitten des Orients, aus gesetzten Männern und nicht aus unbärtigen cirkassischen Sklaven. Sein älterer Bruder, Memisch-Pascha, ist sein Stellvertreter in der Hauptstadt bei seinen häufigen Abwesenheiten, und sein jüngster, Abdullah-Bei, Gouverneur in Samschon, Provinz des Paschaliks. Die Einwohner Trapezunt's, dem Beispiele ihres Herrschers folgend, sind Feinde der Aufklärung und des

neuen Systems, haben ihre alten Sitten und Kleidung, Turban, weite faltige Hosen, Kaftan beibehalten. Auch sie hassen die Giauer (Ungläubigen). In wissenschaftlicher Hinsicht liegen sie in der tiefsten Dunkelheit. Doch befinden sich einige Gelehrte hier, d. h. Männer, die die alt-arabische und neu-persische Sprache lesen und schreiben, und den Koran verstehen. Geschichte, Mathematik, Geographie muß man bei ihnen nicht suchen. Die Raja's (christlichen Unterthanen) stehen in Hinsicht ihrer Bildung noch weit unter den Türken, namentlich die Armenier; unter den Griechen beginnt es kaum heller zu werden. Sie sind Feinde der Aufklärung, hassen mehr als die Türken die Franken; denn sie fürchten, jene möchten diese zu sehr aufklären, und ihnen so die Mittel rauben, sie, wie sie, an der Nase herumzuführen und zu betrügen. Sie besitzen die Fehler der Türken ohne ihre Tugenden, die Geradheit und Treue.

Ueber die vorzüglichsten Heilanstalten Italiens.

Bei dem jetzt in Europa vorherrschenden Geiste, durch das Ausenden wissenschaftlich gebildeter Männer in fremde Länder die Einrichtungen und geistigen Fortschritte derselben kennen zu lernen, muß man sich wundern, daß man zu wenig Rücksicht auf Erforschung der Spitäler und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten überhaupt genommen hat. Wenn eine solche Untersuchung auch kein anderes Resultat hätte, als die einheimischen Einrichtungen dieser Art nur desto mehr zu würdigen, so wäre schon diesfalls sehr viel gewonnen; allein auch in vielen anderen Beziehungen dürfte sich dem aufmerksamen Beobachter manches Nachahmungswerthe und Ausgezeichnete aufdringen, welches derselbe, in seine Heimat zurückkehrend, als Muster aufstellen könnte. Daher wäre die Mission, welche die vollkommene und genaue Untersuchung der Wohlthätigkeitsanstalten in den wichtigsten Staaten Europa's zum Gegenstand hätte, eine nur von wohlthätigen Folgen begleitete. Es wäre billig, auch im Interesse der kranken und leidenden Menschheit daselbe zu thun, was man der Wissenschaft und der Industrie zu Liebe mit so vielen Kosten in's Werk stellt. Indessen muß man das, was bis jetzt in dieser Beziehung geschehen ist, so unvollkommen es auch sei, zu würdigen wissen, und in dieser Beziehung machen wir unsere Leser auf eine, neuerlichst von Foucher, einem der eifrigsten Mitglieder des Conseil-général des hospices in Paris, herausgegebene Schrift aufmerksam, in welcher derselbe, nach seiner Rückkunft aus Italien, die über die dasigen Spitäler gemachten Erfahrungen mittheilt. Er beschäftigte sich vorzüglich mit dem Besuche der Spitäler, der Armen-, Irren-, Waisen- und Siechenhäuser, jedoch suchte er überhaupt von jeder Anstalt Kenntnisse zu erlangen, die den Zweck hat, der leidenden Menschheit Trost und Erleichterung zu verschaffen. Auch ist ihm die Untersuchung der anatomischen Säle, der Leichenhäuser, Kirchhöfe u. s. w. nicht entgangen. Ueberall suchte er mit eigenen Augen in die Details der Anstalten einzugehen, ihre Vor- und Nachtheile näher zu untersuchen, die Kranken und die Wärter selbst zu fragen, in die innere Oekonomie und Verwaltung einzudringen, und da, wo eine hartnäckige

Berschwiegenheit oder eine anbefohlene Zurückhaltung ihm jede Auskunft abschneidet, durch seinen eigenen Scharfsinn zu ergänzen.

Seine Reise ging über Genua, Pisa, Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Ferrara, Modena, Parma, Mantua, Venedig, Mailand, Turin, Chambery. In jeder dieser Stadt hielt er sich hinreichend lange auf, um jedes Spital, jede Wohlthätigkeitsanstalt überhaupt in Bezug auf Lage, Bau, Organisation u. s. w. zu untersuchen. Zunächst richtet er seine Aufmerksamkeit auf die Zahl der in einem Saale vorhandenen Betten, auf die Art und Weise der Lüftung, auf die Beschaffenheit des Lagers, der Kleider, Nahrung und Arzneien, auf das Dienst-Reglement, Disciplin, Oekonomie und Administration. Alle diese Punkte suchte derselbe mit solcher Genauigkeit auszumitteln, daß sein hierüber veröffentlichtes Werk ein wichtiger Beitrag zur Spital-Topographie genannt werden kann.

Die Spitäler Italiens bieten seiner Darstellung gemäß ein ziemlich befriedigendes Resultat. Ihr erster Vortheil besteht nach Herrn Foucher darin, daß sie fast alle nach einem Gesamtplan, welcher früher genau studiert wurde, gebaut worden sind. Der beträchtliche Zuwachs, welchen die italienischen Spitäler durch die Verbindung mit alten, aufgehobenen Klöstern nach und nach erhalten haben, wurde so berechnet, daß dieselben zwar an Umfang erweitert wurden, ohne daß jedoch der ursprüngliche Plan ihrer ökonomischen Einrichtung gestört ward. Nach Herrn Foucher besitzt ganz Frankreich kein einziges Spital, welches an Pracht und regelmässiger Architektur mit dem allgemeinen Krankenhause in Genua (Albergo de' Poveri), mit dem Versorgungshause St. Michael zu Rom, mit dem Spitale St. Maria nuova zu Florenz, und vorzüglich mit dem großen Spitale zu Mailand gleich kommt. Indessen scheint die allzu große Ausdehnung der italienischen Spitäler eine Quelle von Uebelständen, unter denen zunächst die allzu große Anhäufung ihrer Bevölkerung und die daraus entstandenen Schwierigkeiten eines genauen Dienstes gerechnet werden müssen.

Herr Foucher ist der Meinung, daß in Bezug auf Locale, Salubrität und auf Pflege der Kranken die kleineren Spitäler besser versorgt sind. Dieselbe Beobachtung drängte sich ihm auch in Bezug auf die einzelnen Krankensäle auf, indem die minder großen eine weit bessere Berechnung des Platzes und Vertheilung der Kranken zulassen, so wie die einzelnen Kranken vor gewissen Unbequemlichkeiten, die ihnen ihre Leidensgenossen verursachen, schützen. Besonders aber tadelt Herr Foucher die üblen Wirkungen, welche in einigen italienischen Spitalern im Falle der Noth das Einstellen von Betten in der Breite des Saales verursacht. Dieses findet vorzüglich in dem Spitale Santo Spirito zu Rom Statt.

Vorzüglich lobt Herr Foucher an den italienischen Spitalern die Keuschheit der Säle, den allgemein eingeführten Gebrauch der eisernen Bettstätten, die sehr gute Wäsche, deren Ueberfluß ihre häufige und tägliche Erneuerung bei den Kranken erlaubt. Herr Foucher war von der anständigen Kleidung der Greise und der Geisteskranken in den italienischen Spitalern überrascht, und konnte sich eines heimlichen Gefühls nicht erwehren, als er diesen Wohlstand an Kleidung und Wäsche mit den ärmlichen und ungenügenden Kleidungsstücken der Personen in den Versorgung-, Irren- und Findelhäusern Frankreichs verglich. In Rom, Florenz, Venedig, Mailand und Turin haben die Kranken, nebst ihren

gewöhnlichen Ueberrocken und Pantalons aus Wolkenstoff, noch Strümpfe und Pantoffeln. „Diese Gegenstände der dringendsten Nothwendigkeit,“ sagt Herr Foucher, „würden mich weniger überrascht haben, wenn ich dieselben in den französischen Spitätern zu sehen gewohnt gewesen wäre.“ — Die Art und Weise, wie die Kranken mit Nahrungsmitteln in den italienischen Spitätern versorgt werden, ist zweckmäßig, und bietet einen angenehmen Wechsel dar, indessen tadelt Herr Foucher den Mangel an Ordnung in den chemischen Laboratorien, in den Magazinen und anderen Depots der italienischen Spitäler, auch herrscht in den Leichenhäusern eine höchst sonderbare und tadelnswerthe Unordnung und Unreinlichkeit. Bei Aufzählung der interessanten Details über Einrichtung und eingeführte Behandlung in den Irrenhäusern Italiens erwähnt Herr Foucher die verschiedenen Methoden, welche Herr Dr. Fassetta in Venedig anwendet, um die Geisteskranken zu bessern und aufzumuntern, und zwar mit einigem glücklichen Erfolg. Auch erwähnt er des Umstandes, daß in dem Manicomio genannten Spitale in Turin die von Epileptischen eingenommenen Betten mit eisernen Vorhangstangen umgeben sind, welche um 2 Fuß die Höhe der Matratzen überragen, und deren ein Ende sich mit Charnieren öffnet, und zwar so, daß man die convulsivische Scene eines jeden Anfalls genau begrenzen kann.

Die Findel- und Waisenhäuser sind in Italien sehr zahlreich, und im Allgemeinen sehr gut gehalten. Die zu St. Michael in Rom sind die bemerkenswerthen, und gehören zu den vollständigsten, die man in Italien findet. Dagegen sind die Versorgungshäuser für alle Personen beiderlei Geschlechts in Italien minder zahlreich, und auch in kleinerem Umfang; nicht etwa, daß der öffentliche Wohlthätigkeitsgeist daselbst es an Unterstützung des Alters fehlen ließe; vielmehr erhält dasselbe reichliche Unterstützung, jedoch meistens auf Privatwegen, und mehr in die Wohnung. Die Pfarreien, die Klöster, die philanthropischen Vereine sorgen für das Bedürfnis des gebrechlichen Alters. In Italien hat die öffentliche Wohlthätigkeit sich so, wie in England, vorzüglich mit den für Kranke bestimmten Versorgungshäusern beschäftigt. Das gebrechliche Alter wird weniger in öffentlichen Anstalten als vielmehr zu Hause in seinem Familienkreise unterstützt, und diese Art Beistand scheint Herrn Foucher dem physischen und moralischen Zustande des Alters angemessener zu sein, als das System, welches mehrere Gebrechliche in einem Hause vereinigt. Bemerkenswerth ist, daß während England und Italien in Bezug auf Versorgung alter Personen dasselbe System häuslicher Unterstützung beobachten, dennoch ersteres Land durch eine gesetzliche Taxe die Wohlthätigkeit des wohlhabenden Bürgers zu Beiträgen zwingen mußte, während in Italien ohne Taxe und Gesetz die Wohlthätigkeit immer reichlich den Bedürfnissen der gebrechlichen Menschenklasse abgeholfen hat.

Die Art und Weise, wie die Kranken in Italien gepflegt werden, lobt Herr Foucher mit Wärme, und gibt bei dieser Gelegenheit den religiösen Corporationen, welche dieser mühsamen Aufgabe sich unterziehen, ein glänzendes Zeugnis. Er unterläßt bei dieser Gelegenheit nicht, eine Vergleichung zwischen den Spitätern, in welchen jene Corporationen den Dienst versehen, und zwischen jenen Krankenhäusern anzustellen, wo besoldete Laien den Krankendienst versehen. Diese Vergleichung fällt zu Gunsten der ersteren aus, und es zeigt sich offenbar der wohlthätige Einfluß der Religion auch hier. — Was die Organisation und obere

Leitung der italienischen Spitäler betrifft, ergab sich Herrn Foucher in dieser Beziehung keine allgemeine Regel, jede Anstalt hat ihre Administration, welche von der Controlle jeder anderen Behörde unabhängig ist. Die italienischen Spitäler erhalten sich durch ihre eigenen Quellen, oder durch die öffentliche Wohlthätigkeit, und die Regierung führt nur ihre allgemeine Ueberwachung, ohne sich in ihre innere Verwaltung anders, als mit der größten Zurückhaltung und Vorsicht zu mischen. Die Ordnung der Rechnungslegung ist eben so verschieden als die einzelnen Administrationen der Versorgungshäuser, es herrscht hier keine allgemeine legale Form, kein Budget für die Spitäler, sondern diese bilden eine Maschine, deren Gang nur durch eine einzige Triebfeder, nämlich durch das öffentliche Vertrauen, erhalten wird. Nur die öffentliche Wohlthätigkeit sorgt für die Unterhaltung der Spitäler, die religiösen Corporationen sehen meistens an der Spitze ihrer Verwaltung, und die Regierung läßt ihnen meistens freie Hand.

Gemeinnützige Nachrichten.

— (Wie sollen Mineralwasser geschöpft und gefüllt werden?)
 Dr. Carl Ludwig Sigmund, bekannt durch eine mehrfach belobte Monographie über Fùeds Mineralquellen und den Plattensee, erklärt (in einer Abhandlung in den k. k. medizinischen Jahrbüchern) sich gegen das unmittelbare Schöpfen des Wassers aus den, namentlich kohlen-sauren Mineralquellen, indem dabei weder das Eindringen von Staub und anderen Unreinigkeiten in dieselben, noch das Trübwerden der Quellen und das Entweichen einer beträchtlichen Menge kohlen-sauren Gases vermieden werden kann, auch das gemeinschaftliche Schöpfen und Trinken aus der Quelle oft aus einem Glase im Stande ist, Ekel zu erregen. Diesen Uebelständen mit einem Male abzuhelfen, hat Herr Dr. Sigmund eine, von ihm auch abgebildete Vorrichtung erfunden, mittelst welcher das Wasser ohne bemerkbaren Verlust seines kohlen-sauren Gehaltes in einen über dem Brunnen und dessen Fassung angebrachten, mit Hähnen versehenen Behälter geleitet wird, aus welchem nun Jeder sich sein Glas mit Mühe und Appetit füllen kann. Diese Vorrichtung besteht dem Wesentlichsten nach aus einem hohlen, mittelst eines Ventils geschlossenen Cylinder von Porzellan, welcher zur Hebung des Mineralwassers auf die beliebige Höhe dient, und in dieser Absicht mit dem über dem Brunnen placirten Mineralwasser-Behälter und mittelst einer anderen Röhre mit einer im Versteck angebrachten Luftpumpe in Verbindung steht, mit deren Hilfe, vermöge hydrostatischen Druckes, das Mineralwasser in das Reservoir über dem Brunnen getrieben wird, während zugleich durch das Eintreten der Luft in die mit der Pumpe in Verbindung stehende Röhre das Entweichen des kohlen-sauren Gases verhindert wird. Die angegebene Vorkehrung zum Füllen der kohlen-sauren Mineralwasser in Flaschen oder Krüge aber besteht in einer, in einen spitzigen Winkel ungleichschenkelig umgebogenen (ebenfalls abgebildeten) Röhre von Glas oder Eisentisch. Auf den kürzeren Schenkel desselben stürzt man nämlich die zu füllende Flasche mit Vorsicht, daß die Mündung des Schenkels in den höchsten Raum der Flasche zu stehen kommt, und versenkt Flasche und Rohr sehr langsam in den Brunnen. Das Wasser dringt nun ohne alle Erschütterung und mit der geringsten Luftberührung in die Flasche ein, während die Luft durch das Rohr aus derselben entweicht, so daß man das Rohr endlich aus der Flasche entfernen, und

diese, während sie noch mit der Mündung unter dem Niveau des Wassers steht, mit einem Stöpsel verschließen kann.

Miscelle.

— (Beschreibung eines Menschen, welcher auf allen Vieren geht, von Dr. Bartsch zu Warin in Mecklenburg.) Der in Rede stehende Mensch ist 37 Jahre alt, bei gänzlichem Mangel an Erziehung nicht ohne gesunden Menschenverstand, und hat nie anders, als auf allen Vieren (Füßen und Händen) gehen können. Er ist dem Trunke und der sogenannten Bettlerfaulheit ergeben, und leitet seinen Zustand von englischer Krankheit ab, obgleich er nicht das Mindeste von einem wirklichen Krankheitszustande aus seiner Jugend anzugeben weiß. Derselbe gleicht in seinen etwas unbeholfenen, doch ziemlich schnellen Bewegungen (die alle Eigenschaften des sogenannten „Passgangs“ haben) einem Bierfüßler. Er trägt dabei den Kopf sehr stark in den Nacken gezogen, so daß der kurze Nacken ganz zwischen den übermäßig stark ausgebildeten Schultern verschwindet. Eben so stark ausgebildet sind der Thorax und die Muskeln der obern Extremitäten, erst von der achten, neunten und zehnten Rippe fangen Abweichungen der Theile von ihrer normalen Lage und Form an. Er leidet nämlich an Scoliosis und Lordosis zugleich, der letzte Lendenwirbel hat eine widernatürliche Beweglichkeit, das Becken ist ungewöhnlich klein, und steht, obschon nicht verschoben, in der Stellung auf allen Vieren mit seiner linken Hälfte circa 2 Zoll höher als mit der rechten, und ist nur mit wenigen und sehr schwachen Muskeln (was besonders von den Glutaen gilt) bedeckt; die unteren Extremitäten sind weniger ausgebildet als die oberen, widernatürlich gerade, die Unterschenkel sehr dünn, die Knochen fast nur von der Haut bedeckt. Der linke Fuß ist Klumpfuß, der rechte Plattfuß, mit starker Ausweichung der gelenkten Tarsalknochen nach dem inneren Rande zu. Rechtes Hüft- und Kniegelenk sind außerordentlich schlaff, wodurch die Extremität, sich selbst überlassen und frei herabhängend, hin und her baumelt. Es kann dieser unglückliche Mensch, auf dessen nähere Beschreibung in allen ihren Einzelheiten wir hier nicht eingehen können, sich weder aus seiner Stellung auf allen Vieren, noch aus der sitzenden oder einer anderen Lage in die natürlich aufrechte Stellung erheben, und geschieht es ja, dies nur nach Art der Kinder und Affen; mit Hilfe der Hände durch Ergreifen eines hohen Gegenstandes, Heraufziehen des Körpers an diesem, mit gleichzeitigem Unterschieben des Beckens und der Beine unter den Rumpf, auf kurze Zeit bewerkstelligen, indem er nach wenigen Minuten schon zu zittern und zu stöhnen anfängt, und sich, um auszuruhen, sofort wieder auf alle vier Extremitäten niederläßt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Migt'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 24.

Montag, den 23. März 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne. — Ein Wort über Verhütung psychischer Krankheiten. — Einige Worte über die Zahl der zu gebrauchenden Bäder. — Wissenschaftliche Nachricht. — Miscelle.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheits-Zeitung“ werden höflichst ersucht, die Pränumeration für das zweite Quartal baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne*).

Im Jahre 1837 wurde in der Boston'schen Blinden-Anstalt Laura Bridgman, ein sehr hübsches, geistvolles und lebendiges Mädchen aufgenommen, das seit seiner ersten Kindheit blind, taub, stumm und fast ganz geruchlos, also auch von sehr abgestumpftem Geschmacke war. Denn es wird der Geruch ihr ganz nahe gebrachter Hosen oder kölnischen Wassers von ihr nicht wahrgenommen, wenn gleich scharfe und stechende Düste ihre Nerven anzugreifen scheinen. Geboren wurde dieses Mädchen in Hannover, in New-Hampshire, von achtbaren und

*) Während des letzten halben Jahrhunderts sind mehrere Beispiele von Taubstummen bekannt geworden, welche gleichzeitig blind waren. Das erste in diesem Zeitraume lebende Beispiel dieser Art ist der von dem schottischen Metaphysiker Dugald Stewart beobachtete englische Knabe James Mitchell. Das jüngste, hier oben folgende theilt Herr Dr. Julius in Hamburg mit, und zwar nach einer, von dem Vorsteher einer Blinden-Anstalt in Boston gemachten Mittheilung, so wie unter Benützung zweier Berichte der Boston'schen Blinden-Anstalt (siehe „Zeitschrift der gesammten Medizin,“ Bd. 13, Heft 1).

verständigen Eltern, und litt, als sie noch ganz klein war, an sehr schmerzhaften und gefährlichen Krämpfen (fits), deren eigentliche Natur, wie es scheint, nicht recht eingesehen wurde. Bis zum Alter von zwanzig Monaten blieb sie, wenn gleich hübsch und anziehend, äußerst schwach und hinfällig. Dann aber fing sie an stärker und ihre Gesundheit schien fester zu werden, ihre Geisteskräfte entwickelten sich rasch, so daß sie am Ende des zweiten Lebensjahres geschiedter und lebendiger als andere gleichalterige Kinder war, auch konnte sie schon einige Worte sprechen, so wie sie auch A und B zu unterscheiden vermochte. Aber nach einem Monate erkrankte sie heftig und war dem Tode nahe, als das Uebel nachzulassen schien und sich ganz auf die äußeren Sinneswerkzeuge warf; denn schon nach fünf Wochen entdeckte man, daß Gesicht und Gehör für immer zerstört waren. Sieben Wochen brachte sie in Schmerzen und Fieber zu, und genoß in dieser langen Zeit keinen Bissen Speise; fünf Monate lang mußte man sie in einem verdunkelten Zimmer lassen, und es verging ein Jahr, ehe sie ohne Unterstützung gehen konnte, zwei Jahre aber, ehe sie den ganzen Tag aufzubleiben vermochte. Vier Jahre alt geworden, hatte sie, da ihre Gesundheit und Kräfte sich befestigt, gelernt, im Hause umherzugehen, und zeigte, zwar nicht durch Blicke oder Worte, da sie blind und stumm war, den Wunsch, beschäftigt zu werden. Anfangs war sie noch im Stande gewesen, die wenigen früher erlernten Worte auszusprechen, verlor aber bald, da sie ihre eigene Stimme nicht hörte, die Sprache allmählig ganz, so daß das letzte Wort, welches man sie deutlich aussprechen hörte, Buch (book) war. Neben der Taubheit, Stummheit und Blindheit ward aber ihre Abschließung von der Außenwelt so vollständig, daß sie fast ganz des Geruches entbehrte, und nur die stechendsten Dinge noch zu riechen vermochte, was denn auch die Hälfte des Wohlgeschmackes zerstörte, so daß sie Gleichgiltigkeit in dieser Hinsicht an den Tag legte. Doch erstreckte sich diese völlige Umnachtung nicht auf ihren Geist. Sie wurde tagtäglich thätiger und heiterer, und fand, das Gefühl allein unverkümmert bewahrend, ihre größte Freude in der Erlernung eines neuen Stiches, einer neuen Art zu sticken oder auszunähen, in einem neuen Worte oder der Entdeckung der Anwendungsweise und des Nutzens eines neuen Dinges, für welche Erweiterungen ihrer Kenntniß sie das schnellste Fassungsvermögen äußerte.

Drei Jahre später kam die damals achttährige Kleine in die Blinden-Anstalt, und ist seitdem beständig in Bewegung, läuft im Hause umher, Treppe auf und Treppe nieder, ist mit den übrigen Kindern fröhlich und spielt mit ihrem Spielzeuge. Sie kann sich schnell und mit völliger

Ordnung aus- und ankleiden, und betrügt sich bei Tische, so wie sonst, ganz anständig. Jeden Hausgenossen erkennt sie durch Berührung, und hat große Zuneigung zu ihnen. Auch hat sie nähen, stricken und ausnähen gelernt, und ist vollkommen so fleißig und geschickt darin, als alle übrigen Kinder. Dabei hat sie aber ein lebhaftes Gefühl für alles Schickliche, ist reinlich, sucht Lob einzuernten, mag gern sauber und glatt gekleidet sein, und Anderen dies bemerken machen. Zur Nachahmung hat sie eine so starke Neigung, daß sie bloß deshalb im Stande ist, sich hinzusetzen, und ein Buch fest vor ihrem Gesichte zu halten, wie sie es bei Lesenden wahrgenommen. Schwierig ist es anzugeben, ob ihr Gefühl für Recht und Unrecht daher rührt, daß das Eine von ihren Umgebungen gelobt, das Andere getadelt wird, aber gewiß, daß sie nichts behält, was Anderen gehört, und ein von ihr gefundenes Stückchen Apfel oder Kuchen nicht ißt, wenn man ihr nicht durch Zeichen zu verstehen gibt, daß sie es dürfe. Es macht ihr augenscheinlich Vergnügen, im Scherz Andere zu necken oder in Verwunderung zu setzen. Der Wechsel ihrer Gefühle läßt sich deutlich auf ihrem Antlitze wahrnehmen, das von Hoffnung und Furcht, Vergnügen und Schmerz, Selbstbilligung und Reue um die Wette widerstrahlt, und wenn sie etwas zu ergründen sucht, den Ausdruck angestrenzter Aufmerksamkeit und Nachdenkens annimmt.

Als sie in die Anstalt kam, schien es zweifelhaft, ob es möglich sein werde, sie irgend ein regelmäßiges System von Zeichen zu lehren, durch welche sie ihre Gedanken auszudrücken oder die Anderer zu begreifen im Stande sein werde; indeß ward es für äußerst wünschenswerth gehalten, einen solchen Versuch anzustellen, der denn auch theilweise gelungen ist. Zuvörderst wurden häufig vorkommende Gegenstände, als ein Messer, Pöffel, Buch u. s. w. genommen, und deren Benennung in erhaben anzufühlenden Buchstaben an diese befestigt. Dann ließ man sie den Gegenstand nebst der daran gehefteten Benennung sorgfältig befühlen, darnach wurde ihr ein anderes Stück Papier mit der erhaben darauf gedruckten Benennung zum Betasten gegeben, welche sie so schnell mit dem Gegenstande verknüpfen lernte. Später gab man ihr die erhaben gedruckte Benennung des Gegenstandes in die Hand, wonach sie denselben unter einer Menge vor ihr ausgebreiteter Dinge finden und heraussuchen mußte. Konnte sie auf diese Weise z. B. keinen Schlüssel, den man ihr gedruckt vorgelegt hatte, auf dem Tische vor sich liegend finden, so pflegte sie aufzustehen, nach der Thüre hinzutappen, und, mit dem Ausdrucke besonderer Befriedigung, das Papier an den in derselben steckenden Schlüssel zu halten. Bei diesen Uebungen mit ihr hatte man keine Rücksicht auf die Zusammensetzung der Worte aus Buchstaben genommen, der nächste

Schritt war aber, daß man, um die Genauigkeit ihres Wissens zu prüfen, ihr metallene Schriftzeichen in die Hände gab, welche sie bald ordnen, und so das gesuchte Wort buchstabiren lernte.

Wenn der Lehrer z. B. des Kindes Ohr berührte, oder dessen Hand erst auf ein Buch und dann auf die Schriften legte, fing sie sogleich an, die einzelnen Buchstaben auszusuchen und in einem kleinen, zu diesem Behufe angefertigten Rahmen zu ordnen, worauf sie, wenn das Wort auf diese Weise richtig gesetzt war, ihre Zufriedenheit bezeugte, und ihren Lehrer dadurch versicherte, daß sie das Wort verstehe, daß sie sämtliche Buchstaben desselben an ihr Ohr oder an das Buch brachte.

Der nächste Schritt bestand darin, das Kind die Reihenfolge der Buchstaben im Alphabete zu lehren, worauf sie dann in dem Fingeralphabete der Taubstummen unterrichtet wurde, und schon, nachdem sie vier Monate in der Anstalt gewesen, war es eben so wunderbar als erfreulich zu sehen, wie schnell, genau und eifrig sie in ihren Arbeiten und in Vermehrung ihres kleinen Wörternvorrathes fortschritt. Wenn ihr Lehrer ihr einen neuen Gegenstand, z. B. eine Bleifeder, gibt, läßt er sie ihn erst untersuchen und von dessen Nutzen sich einen Begriff verschaffen, worauf er sie denselben buchstabiren lehrt, indem er die einzelnen Buchstaben mit ihren eigenen Fingern macht. Dabei greift sie noch ihre Hand, besührt die Finger, wie die verschiedenen Buchstaben gebildet werden, wendet ihren Kopf etwas seitwärts, wie ein aufmerksam Hörender, die Lippen sind geöffnet, sie scheint kaum Athem zu holen, und ihr anfangs ängstliches Gesicht geht, wie sie die Aufgabe begreift, allmählig in Lächeln über. Ist dies vorüber, so hält sie ihre kleinen Finger in die Höhe, und buchstabirt das Wort im Fingeralphabete, nimmt dann die Schriften und setzt die einzelnen Buchstaben derselben, worauf sie endlich, gleichsam zur Vergewisserung, daß sie Alles recht gemacht hat, sämtliche Buchstaben des Wortes nimmt, und es mit der Bleifeder oder einem anderen kennen zu lernenden Gegenstande in Berührung bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Wort über Verhütung psychischer Krankheiten.

(Von Dr. Joseph Camondo.)

Das Folgende soll nur einige Bemerkungen über den bezeichneten Gegenstand liefern, ohne allen Anspruch auf tiefere Forschung und ihr entsprechende Resultate, und sich so dem Zwecke dieses Blattes anschließen.

Psychische Krankheiten entwickeln sich wohl in der Regel nach und nach, wenn sie gleich plötzlich aufzutreten scheinen. Sie finden ihren Keim in gewissen sonderbaren, wenn gleich nicht immer auffallenden Stimmungen der Individuen, bei

denen sie sich hinterdrein auf besondere, vielbekannte Veranlassungen äußern, und sie gewöhnlich bis zum Grabe begleiten. Diese Stimmungen sind die hervorspringenden Erscheinungen am Menschen, selbst im zarten Alter, wo man ihn schon gut oder böse, fähig oder unfähig zu nennen pflegt, kurz, wo man ihm einen Charakter zuerkent und durch manches voreilige Urtheil ihn einem Schicksal überliefert, vor dem man ihn zu bewahren wähnt. Will man nun psychische Krankheiten verhüten, so muß man natürlich auf ihre Keime Acht haben und auf diese wirken. Zu dem Behufe mögen Eltern, besonders Mütter, ihre Kinder im Knaben- und Mädchenalter aufmerksam beobachten. Die lebhaften sind ernst zu beschäftigen, die stillen, die gerne müßig sind, in Unterhaltungsbüchern lesen, Erzählungen lieben und selbst erzählen, lange an Einem haften, sei es Spiel oder was immer sonst, sind zu passenden körperlichen Uebungen und Verrichtungen, Künsten, Handwerken &c. zu verhalten und auf eine schickliche Weise zu zerstreuen. Man bedenke, daß die Ersteren zur lustigen Narrheit (*moria*), die Letzteren zur traurigen (*melancholia*) incliniren. Für lebhafte Kinder, die lieber spielen, als lernen, nichts ernst anfangen, noch in Etwas beharren, wiggeln und kritisiren, ist überhaupt in der Beziehung wenig zu fürchten, wie auch sonst nichts Bedeutendes zu erwarten. Besondere Rücksicht verlangen die altklugen, sogenannten pedantischen Kinder, die gerne Schulmeister spielen. Sie sind disponirt zu fixem Wahnsinn (*monomanie*) und ebenfalls zur Melancholie. Sie sind auf eine kluge Art zu unterhalten und zu erheitern. Bei dem Einwirken zum Behufe der Verhütung psychischer Krankheiten muß Hauptaugenmerk sein, mehr handelnd als redend zu wirken. Das viele Reden ist besonders darum schädlich, weil es die Psyche, unter der wir Geist und Gemüth verstehen, überhaupt, und somit auch ihre leidende Seite unmittelbar trifft. Und man meidet doch so gerne in unserer Kunst die unmittlere, grelle Einwirkung des Heilmittels, was doch immer Reiz bleibt, auf den Krankheitsfiß. Jedoch dieses nur vergleichungsweise. Dies Wenige genüge für unseren Zweck in Betreff der Einwirkung auf die Stimmungen der Kinder. Die besonderen Rücksichten, welche die beginnende Geschlechtsreife, eine hochwichtige Epoche im menschlichen Leben, zu unserem Vorsatz erfordert, sind schon vielfach von Aerzten und Nichtärzten besprochen worden, und vieles Wahre und Treffende habe ich selbst darüber aus K. F. Burdach's darauf bezüglichen Werken gelernt. Erwachsene, die sich selbst beobachten können, werden durch ruhiges Nachdenken über sich und Andere, durch Aufmerksamkeit auf die Bemerkungen bewährter Freunde und verständiger Menschen, dann dadurch, daß sie genau prüfen, wie andere Menschen durch ihr Benehmen affizirt zu sein scheinen, leicht den wunden Fleck errathen, der unter gegebenen Umständen eine psychische Krankheit veranlassen dürfte. Hierauf wird sich ihnen natürlich ergeben, allfälligen Krankheitsanlagen entgegenzuwirken. Was das sogenannte diätetische Verfahren zu unserer Absicht anlangt, darf man wohl nach Hufeland nichts darüber schreiben. *Ilias post Homerum*. Schließlich aber muß ich dem Leser, der diesen Aufsatz einer Aufmerksamkeit werth findet, noch bemerken, daß ihn derselbe nicht zu übertrieben ängstlicher Beobachtung seiner Selbst und seiner Pflegebefohlenen verleite, und sich und Andere durch Furcht krank mache. Sonst könnte jener wie die griechischen Orakel wirken, die das Verhängniß, was sie abwehren wollten, durch schlechte Deutung nachgerade herbeiführten. Ein Trost mag auch sein, daß

ein gewisses Gefühl, was in jedem Menschen liegt, ihn meistens sicherer leitet, als alle ärztliche Anweisung. Diese fragmentarische Behandlung eines eben so wichtigen als interessanten Gegenstandes möge bei Erwägung der an die Spitze der Abhandlung gesetzten besonderen Auffassung unserer Aufgabe für unseren Fall strengeren Anforderungen in Etwas genügen.

Einige Worte über die Zahl der zu gebrauchenden Bäder.

(Von Dr. Joseph Brenner Ritter von Felsach, k. k. Salinen-Bezirks- und Badearzt zu Ischl.)

Wie viele Bäder gehören zu einer vollendeten Badefur in Ischl?

Das ist die Frage, die man so oft als Badearzt zu beantworten bekommt, oder welche die Kranken, schon beantwortet mit der Zahl 30, mitbringen.

Auf obige Frage läßt sich aber nie im Allgemeinen und mit Bestimmtheit antworten.

Erst während dem Badegebrauch ist der Arzt, aus den über jeden einzelnen Kranken gemachten Beobachtungen, im Stande, sich bestimmt zu entscheiden.

Die Zahl der Bäder hängt ab:

I. Von der Receptivität des Kranken für das Bad.

Es gibt Kranke, die 30 Bäder bedürfen, um erst in den Stand gesetzt zu werden, gegen das Bad reagiren zu können. Erst nach dieser Zeit fangen die Bäder an, bei solchen ihre wohlthätige Wirkung zu äußern, d. h. die heilende Naturkraft fängt jetzt erst an, sich zu Krisen vorzubereiten, gegen die Krankheit selbst streitend aufzutreten.

Setzt nun jetzt der Hilfebedürftige aus, entzieht er sich dem Zusammenwirken aller auf ihn günstig einwirkenden Umstände durch seine Abreise, so hat er sich keinen guten Erfolg zu versprechen, hat seine Reise, seinen Aufenthalt umsonst, ja manchmal zu seinem Schaden gemacht, während einige Bäder mehr sogleich oder in der Nachwirkung das glänzendste Resultat gegeben hätten. Es heißt dann: »Das Bad hat mir auch nichts genügt.« Man bedenkt aber nicht, daß man selbst die wohlthätige Wirkung durch eigensinnige Unterbrechung vereitelte.

Es gibt ferner Kranke, die so reizbar sind, daß sie anfangs die Bäder gar nicht vertragen, ja genöthigt sind, in Zwischenräumen von mehreren Tagen einzelne Bäder zu nehmen.

Bei diesen, haben sie sich den Aufenthalt von 30 Tagen festgesetzt, geschieht es häufig, daß sie gerade dann abreisen, wenn ihre Natur zu baden gelernt hat. Noch einige Bäder mehr, und sie wären gesund!

Die Zahl der Bäder kann bei sehr torpiden Individuen selbst bis auf hundert und darüber steigen, und es würde sie nicht reuen, so viele Bäder genommen zu haben.

Eine Badefur kann aber auch in einzelnen Fällen mit weniger als 30 schließen. Denn warum soll der Kranke mehr Bäder nehmen, wenn er mit dieser Zahl geheilt ist?

Daher, wenn es die Verhältnisse des Kranken erlauben, weg mit der bestimmten Bäderzahl!

II. Von der Krankheit.

Ist das Leiden schon alt, tief eingewurzelt, oder gar angeboren, mit dem Organismus innig verschmolzen, so leuchtet es von selbst ein, daß die Natur

größerer Anstrengungen zur Hebung des Uebels bedarf. In solchen Fällen ist die Zahl der Bäder nun vollends unbestimmt. Z. B. Flechten, Ekropheln, Verhärtungen jeder Art, besonders jene, die man Scirrhus nennt, erfordern eine lange Zeit, ehe nur die Natur Vorbereitungen zu ihrer Heilung macht. Fängt aber die Natur erst mit dem dreißigsten Bad an, thätig zu werden, und man fährt nicht fort, sie mit demselben Mittel, mit dem man ihre Thätigkeit anregte, zu unterstützen, so versinkt sie gar so leicht in ihren früheren Schummer wieder zurück. Daher kommt es auch, daß so Viele daselbe Bad alle Jahre besuchen müssen, um ihre relative Gesundheit zu erhalten.

Es ließen sich noch viele Gründe für meine Behauptung, die Wirkung der Bäder nicht nach der Zahl zu bemessen, anführen, allein es mögen vor der Hand diese Andeutungen genügen.

Sollten Manche dadurch bewogen werden, zu ihrem Vortheil anders zu handeln, so ist mein Zweck erreicht *).

*) Der denkende Leser wird wohl von selbst die Bemerkung machen, daß hier von dem Gebrauche der Soolenbäder in Ischl nur an und für sich die Rede ist, daß jedoch viele andere Heil- und Hilfsmittel in diesem trefflichen Kurplazze vorfindig sind, die den Gebrauch der Soole in viel anderen Formen, z. B. in Fußbädern, Waschungen, Umschlägen u. c. erforderlich machen, und auf die Anzahl der Bäder modificirend wirken. D. R.

Wissenschaftliche Nachricht.

Der „österreichische Beobachter“ enthält in Nr. 70 d. J. folgenden Artikel:

Seit der Veröffentlichung der Daguerre'schen Methode, Lichtbilder zu erzeugen, erwachte unter den Chemikern und Liebhabern der Physik eine ungemessene Thätigkeit. Hunderte nahmen diese große Erfindung unserer Epoche mit vieler Wärme in ihre Pflege, und bemühten sich, den Lichtbildern ihre natürliche Farbe zu sichern, oder dieselben durch irgend ein Verfahren zu vervielfachen.

Unter den mit Glück gekrönten Bemühungen der jüngsten Zeit muß aber besonders das bereits in unseren Blättern bekannt gemachte, für die Wissenschaft höchst wichtige Ergebniß der Forschungen der Herren Professoren Dr. Verres und von Ettingshausen, mittelst des vortrefflichen Schu'h'schen Beleuchtungsapparates Lichtbilder zu erzeugen, angesehen werden *).

Doch kaum sind von dem Augenblicke der ersten Bekanntmachung der hohen Wirksamkeit des künstlichen Lichtes auf die jodirte Silberplatte wenige Tage verfloßen, und schon sehen wir mächtige, ja ungläubliche Fortschritte auf der neu betretenen Bahn gemacht.

In der am 5. d. M. stattgefundenen Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, welche durch die höchste Gegenwart Seiner k. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Stephan, Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Wasa und vieler hohen Staatsbeamten und Fremden verherrlicht wurde, zeigte, nach Beendigung der eben so lehrreichen als höchst interessanten mikroskopischen Vorstellungen naturhistorischer Gegenstände des Herrn Schu'h aus Berlin, Herr Professor von Ettingshausen nicht allein das Daguerre'sche Verfahren zur Erzeugung der Lichtbilder öffentlich, sondern auch zugleich durch ein sehr gelun-

*) Siehe auch „Gesundheitszeitung“ Nr. 22 d. J.

genes Experiment, daß schon der Zeitraum von 5 Minuten hinreicht, um ein vollkommen scharfes Lichtbild mittelst des künstlichen Lichtes zu erzeugen.

Am Schlusse der Vorstellung wurde endlich eine, vom Herrn Professor Dr. Berres jüngst entworfene und von dem rühmlichst bekannten Optiker Plössl gelungen ausgeführte Vorrichtung zur öffentlichen Demonstration opaker Gegenstände, durch Auffassung des Lichtbildes auf einer weißen Wand, nicht allein gezeigt, sondern auch mit dem besten Erfolge angewendet. Prof. von Ettinghausen gibt sogar der Hoffnung Raum, auch diese Lichtbilder durch die Daguerreotypie fixiren zu können.

So tritt nun das gewöhnliche Lampenmikroskop aus seinem Verfallereeredt hervor, und wird in seiner neuen Umstaltung, statt magischer Unterhaltungen, mit dem Drummond'schen Lichte erleuchtet, künftig nicht allein transparente und opake Gegenstände aus dem Gebiete der Naturwissenschaften mit Klarheit darstellen, sondern auch die Blicke in das Innere der organischen Gebilde schärfen, und die neuen Lehren der Mikrotomie leicht faßlich machen, ja bei den Vorlesungen in den Collegien benützt werden.

In Plössl's Werkstätte wird daher bereits sehr fleißig gearbeitet, den Bestellungen baldigst entsprechen zu können.

Miscelle.

— In der Sitzung der Akademie zu Paris vom 16. October 1839 wurde Folgendes vorgetragen: Dr. Schneider, 27 Jahre alt, reiset mit seinem Freunde Reittinghausen in Frankreich, erkrankt und erhält von dem Homöopathen Dr. Laville de la Plaigne 6 Kügelchen Aconit, 4 Arsenik, 20 China, 12 Belladonna, 4 Rhus. toxicod., die Reittinghausen ihm darreicht. Nach einigen Tagen stirbt der Patient. Nach 8 Monaten schöpft man Verdacht, zieht Reittinghausen in Dijon ein, und da die ausgegrabene Leiche im Darmkanale Kupfer und Blei enthält, so erklären sich die Erfahrenen für Vergiftung. Reittinghausen erhängt sich, hatte aber zuvor die Acten zu seiner Vertheidigung an Orfila gesendet. Dieser erklärt die Krankheit, nach ihren Symptomen, für Typhus, nicht für Vergiftung, ferner daß die gefundenen Substanzen zu einer solchen nicht genügten, und durch Nahrungsmittel oder aus dem Boden des Begräbnißplatzes in den Körper gelangt sein könnten. Hierauf erklärte Herr Devergie, daß Herr Henry und er, eine angeblich vergiftete Leiche untersuchend, Blei und Kupfer entdeckten, vor ihrem Berichte aber vergleichende Analysen an anderen Leichen anstellten, und hier gleichfalls diese Salze antrafen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulstraße Nr. 851, im Hause der Wigots'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

N^o 25. Donnerstag, den 26. März 1840. IV. Jahrg.

Inhalt: Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne. — Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung. — Einige Bemerkungen über das zu Ratheziehen der Aerzte bei Einführung der Strafhäuser. — Miscelle.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheits-Zeitung“ werden höflichst ersucht, die Pränumeration für das zweite Quartal baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Reb.

Das wunderbare Mädchen mit einem Sinne.

(Beschluß.)

Ein Jahr später hatte Laura bereits großes Geschick im Buchstabiren des Fingeralphabetes der Taubstummen erlangt, wobei sie Worte und Sätze, die sie kennt, so rasch und kräftig buchstabirt, daß nur diejenigen, welche an diese Sprachweise gewohnt sind, mit den Augen den schnelleren Bewegungen ihrer Finger zu folgen vermögen. Aber so bewunderungswürdig auch die Schnelligkeit ist, mit der sie ihre Gedanken in die Luft schreibt, so ist es noch im höheren Maße die Leichtigkeit und Genauigkeit, mit der sie die auf die nämliche Weise von einem Anderen geschriebenen Worte liest, indem sie dessen Hand mit der ihrigen faßt, und jeder Bewegung seiner Finger folgt — einen Buchstab nach dem andern, wie er ihn ausdrückt, ihrem Gemüthe einprägend. So unterhält sie sich mit ihren blinden Gespielen, und nichts legt deutlicher die Gewalt des Geistes, den Stoff zu bewältigen, an den Tag, als wenn sie ihnen begegnet. Denn wenn schon großes Talent und Geschick für zwei in Geberden Sprechende erforderlich sind, ihre Gedanken und

Gefühle durch Bewegung des Leibes und der Gesichtszüge an den Tag zu legen, um wie viel größer ist nicht diese Schwierigkeit, wenn Finsterniß Beide umnachtet, und das eine Wesen nicht einmal hören kann.

Wenn Laura mit vor sich ausgebreiteten Händen durch einen Gang des Hauses wandelt, erkennt sie augenblicklich Jeden, dem sie begegnet, und geht an ihm mit einem Zeichen des Erkennens vorüber; ist es aber ein Mädchen ihres Alters, und vor Allem eine, die ihr lieb ist, so zeigt sich augenblicklich ein glänzendes Lächeln der Erkennung, ein Umschlingen der Arme, ein Fassen der Hände und eine schnelle Zeichensprache der zarten Finger, deren rasche Bewegungen die Gedanken und Gefühle von den Außenwerken eines Gemüthes zu denen des Anderen hinüberleiten. Es erfolgen Fragen und Antworten, ein Austausch von Freude und Betrübniß, Küsse und Abschiede, genau wie bei kleinen Kindern im Vollgenusse aller Sinne. Welche Lehre für die Weltweisen, welche die Ueberlegenheit des Menschen dem bloßen Besitze der äußeren Sinne zuschreiben, und ihn nur als das vollkommenste Thier gelten lassen!

Freilich darf man nicht glauben, daß dieses Mädchen eben so viel wisse, als andere Kinder ihres Alters; sie ist 9 Jahre alt, und ihre Sprachkenntniß ist nicht größer als die eines gewöhnlichen dreijährigen Kindes. Es hat keine Schwierigkeit gehabt, die Thatsachen, Eigenschaften der Dinge, Zahlen u. dgl. m. kennen zu lernen, aber dieselben bezeichnenden Worte, welche andere Kinder durch das Gehör mit der Sprache erlernen, müssen Laura immer auf einem langsamen Umwege mitgetheilt werden. Sie ist daher in allem, durch die verschiedenen Arten der Wahrnehmung erworbenen Wissen zurück, weil diese, ehe sie die Anstalt betrat, vermuthlich in einer Woche minder geübt wurde, als bei gewöhnlichen Kindern in einer Stunde. Was aber ihre geistigen und sittlichen Fähigkeiten anbelangt, so sind ihre Empfindungen und Neigungen, ihr Gefühl von Schicklichkeit, von Recht, von Eigenthum u. s. w. bei ihr eben so sehr entwickelt, als bei anderen Kindern.

Vollkommen ist Laura im Stande, kleine, Handlungen ausdrückende Sätze, wie „schließ die Thüre, gib mir ein Buch“ u. s. w., zu verstehen, oder, wie sie es ausdrückt, „schließ Thür, gib Buch,“ da sie die Bedeutung von „die“ eben so wenig als ein Kind kennt, das zu sprechen anfängt, und „die“ und „mir“ bloß aus Nachahmung einschiebt. Wenn man sie allein läßt, scheint sie mit dem Strick- oder Nähzeuge sehr glücklich, und kann sich stundenlang damit beschäftigen. Hat sie nichts zu thun, so belustigt sie sich augenscheinlich mit eingebildeten Gesprächen oder Auffrischung vorübergegangener Eindrücke. Sie zählt mit ihren Fingern oder buchstabirt die vor Kurzem gelernten Namen von Dingen im

Fingeralphabete der Taubstummen. Bei diesem einsamen Selbstgespräche stellt sie Betrachtungen an, denkt nach und folgert. Buchstabirt sie ein Wort mit den Fingern ihrer rechten Hand unrichtig, so schlägt sie dieselbe zum Zeichen der Mißbilligung augenblicklich mit der linken, wie es ihr Lehrer zu thun pflegt; hat sie es aber recht gemacht, so streichelt sie ihre Hand, und sieht vergnügt aus. Manchmal buchstabirt sie ein Wort mit der linken Hand absichtlich unrichtig, sieht dann einen Augenblick schelmisch aus und lacht, worauf sie mit der rechten Hand die linke schlägt, als wenn sie diese zu Recht weisen wollte.

Endlich schreibt im September desselben Jahres Dr. Howe über seine jetzt zehnjährige Schülerin: „Die kleine Laura hat jetzt einen großen Vorrath von Worten, der rasch zunimmt, weil sie einen unlöschlichen Durst nach Wissen besitzt, und unaufhörlich nach dem Namen von Dingen fragt, und neue Sätze erfindet. Einige von diesen Sätzen sind sehr merkwürdig, und werden, da ein umsichtiger und treuer Lehrer sie niederschreibt, für die Zukunft aufbewahrt. Ich glaube, daß die Beobachtung der Entwicklung ihrer Geisteskräfte auf manche physiologische Frage viel Licht werfen wird. In der letzteren Zeit hat sie angefangen zu lernen, mit einer Bleifeder zu schreiben. Jetzt kann sie nicht bloß ihren eigenen Namen schreiben, sondern auch kurze, von ihr selbst zusammengestellte Sätze. Sie ist augenscheinlich dahintergekommen, daß sie auf diesem Wege die Gedanken ihres eigenen Geistes dem Geiste eines Anderen mitzutheilen vermag. Keine Worte sind im Stande, Ihnen einen genügenden Begriff von diesem anziehenden Kinde zu geben, dessen Anblick jetzt von Geist strahlt, dessen Bewegungen verfeinert und anmuthig sind, das immer eifrig bemüht ist, etwas Neues zu lernen, indem es seine zierlichen Finger auf irgend einem neuen, wundervollen Gegenstande spielen läßt, oder das sanft wie ein Lamm, jauchzend unter seinen blinden Leidensgefährten umherspielt. Die Feinheit und Schärfe ihres Gefühles gleicht nur der wunderbaren Genauigkeit und Festigkeit ihres Gedächtnisses. Alle diese Dinge aber sind nur physisch, und werden auch bei Julia Brace, und vielleicht auch anderen Blinden, gefunden. Daß aber ein vollkommen blindes, taubes und von Kindheit auf geruchloses Mädchen, 8 Jahre alt, zu lernen beginnt, und in zwei Jahren die Mittel erlangt, sich einer künstlichen Sprache zu bedienen, Sätze zusammenzustellen und auszudrücken, ist wunderbar und beispiellos, und zeigt die Kräfte und die Hilfsquellen des menschlichen Geistes.“

Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

Wahr und tief gedacht ist der Satz: „Die Gewohnheit ist eine zweite Natur.“ Schon in der Wiege werden uns Gewohnheiten eingeimpft, und wenn wir später glauben, uns zu emancipiren, sind wir es selbst, die unsern Nacken unter ihr Joch beugen. Ist nun der Trieb zu ihr so unabweisbar, wie das Bedürfniß der Luft und Nahrung, so muß der Diätetiker wohl die Frage aufwerfen: welchen Einfluß hat seine Befriedigung auf unsere Gesundheit, und wie haben wir ihn zu unserem Wohle zu leiten und zu benützen? Ihre Beantwortung setzt aber voraus, daß wir etwas tiefer in das Wesen der Gewohnheit eingehen.

Die Fähigkeit, sich Gewohnheiten anzueignen, ist ein Prärogativ organisirter Wesen. Selbst die Pflanze ist nicht davon ausgeschlossen. Bekanntlich schließt die Sinnpflanze jede Nacht ihre Blätter und öffnet sie am Tage. Der berühmte Humboldt machte mit ihr den Versuch, und ließ sie an einen dunklen Ort stellen, den man zur Nachtzeit beleuchtete. Dennoch fuhr sie fort, trotz des Lichtes in der Nacht ihre Blätter zu schließen; erst nach einiger Zeit richtete sie sich nach dem Wechsel der äußeren Reize, und wachte zur Nachtzeit. Vor allen Thieren und Pflanzen aber besißt der Mensch die Gabe, Gewohnheiten anzunehmen, und ist auch dadurch zum Kosmopoliten geboren. Die ganze Vervollkommnung seiner willkürlichen Verrichtungen beruht auf Gewohnheit; denn was ist die Uebung Anderes, als ein oftmaliges Wiederholen derselben Akte, bis sie sich bewußtlos an einander reihen, und ohne unser Zuthun erfolgen. Das Sprechen, Gehen, die complicirtesten gymnastischen Uebungen scheinen zuletzt nur Bewegungen einer künstlichen Maschine, aber nicht eines freien Wesens zu sein. Wäre es möglich, so würde die Gewohnheit selbst das Talent ersetzen, und nicht selten wird das minder geübte Auge durch sie getäuscht. Sie ersetzt hier gleichsam die natürliche Anlage, oder veredelt sie doch; die organischen Verrichtungen aber weiß sie auf eine Art zu regeln und zu beherrschen, daß sie fast den angeborenen Instinkt überwältigt. Wir fühlen z. B. Schläfrigkeit, Hunger und Durst um die Stunde, in der wir es gewohnt sind; die Menge der Speisen, die uns sättigt, die Dauer des Schlafes, deren wir bedürfen, hängt von Gewohnheit ab. Sie macht uns körperliche Schmerzen erträglich, wo selbst die Kunst mit ihrer Hilfe zu Ende ist; bei eingewurzelten Leiden macht sie uns zu Stoikern, zu Meistern in der Geduld, die am ersten Tage schon zu erliegen schien. Der Erzieher baue darauf die Maxime, Kinder schon frühzeitig zu gewöhnen, leichte Schmerzen nicht zu achten, Diese Abhärtung ist die beste Vor-

schule für die Stürme im künftigen Mannesalter. Sehr treffend sagt Rousseau in seinem „Emil“: „es wäre ihm herzlich leid, wenn sein Zögling aufwüchse, ohne den Schmerz kennen zu lernen. Leiden ist das Erste, an das er sich gewöhnen muß, und in dem zarten Alter empfangt man den ersten Unterricht in der Geduld“.

Die Gewohnheit thut noch mehr, sie ist Ursache, daß selbst Krankheiten, z. B. Geschwüre, Ausschläge, bei langem Bestehen mit unserer Natur gleichsam verschmelzen, und wir mit ihrem Verschwinden ernstlich erkranken; sie macht also das Krankhafte, Regelwidrige zur Norm. Selbst den Krankheiten drückt sie ihren Stempel auf; ihre Anfälle kehren zu bestimmter Zeit wieder, und an diesem habituellen Erscheinen scheitert oft die ärztliche Kunst.

Durch die Gewohnheit werden uns mühsame Anstrengungen zum Bedürfnis, und seine Befriedigung schafft uns Vergnügen. Schon der alte Hippokrates sagt recht gut, daß die Dinge, deren wir uns gewöhnlich bedienen, wären sie auch die schlechtesten von der Welt, oft erträglicher scheinen, als die besten, aber ungewohnten. Der Kamtschadale und Lappländer stirbt vor Heimweh, wenn er seine Wüste verlassen muß; der Holländer sucht sein Paradies an dem Zuydersee. Und ist es ein Wunder, daß wir so am Leben hängen? ist es nicht die älteste, freundlichste Gewohnheit?

Scheinbare Extreme werden durch sie verwirklicht, sie stumpft unsere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke ab, und macht sie doch unentbehrlich; umgekehrt werden uns ungewohnte gleichgiltig oder unangenehm, und doch sind wir reizbarer für sie als je. Unter barbarischen Nationen war es einst eine bekannte Strafe, Gefangene nach einem langen Aufenthalte im finsternen Kerker plötzlich an's Sonnenlicht zu führen und dadurch zu blenden, das an Dunkelheit gewöhnte Auge ist das reizbarste für den Lichtstrahl. Ein Gefangener schmachtete 30 Jahre im Kerker, er aß nur schwarzes Brot und trank Wasser; als man ihn endlich frei ließ, da labte ihn weder eine reinere Luft, noch bessere Nahrung. Er fühlte sich erst behaglich, als er in ein kerkerartiges Verhältniß zurückkehrte.

Nicht genug, die Ausbildung der einzelnen Organe bleibt sogar ohne die Einwirkung des gewohnten Reizes und ohne wiederholte Thätigkeit durch Übung zurück. Das Auge verkümmert im Dunklen, die Athmungsorgane der Laubstummeln sind minder ausgebildet, weil sie nicht der Sprache dienen, die Muskeln der Blinden sind schlaffer und kraftloser wegen Mangel gehöriger Bewegung. Durch Entziehung einzelner Reize leiden also bestimmte Organe, durch einförmiges Gewohnheitsleben, besonders aber durch ein Entwöhnen aller stärkeren Einflüsse, der ganze Organismus. Das

ist der Fluch der Verweichlichung, daß gerade die unschuldigsten Dinge das ganze Spiel der Lebensthätigkeit in Unordnung bringen. Gleichsam getrennt von der Außenwelt, oder in einseitige Berührung mit ihr gesetzt, wird der künstliche Bau des Organismus noch zarter und gebrechlicher, — eine Treibhauspflanze, die auf dieser Welt keine Blüten treibt.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Bemerkungen über das zu Ratheziehen der Aerzte bei Einrichtung der Strafhäuser.

(Von E. Carriere.)

Wir haben schon in mehreren früheren Blättern dieser Zeitschrift auf die jetzt in Europa, vorzüglich aber in Frankreich, neuerlichst angeregte Frage aufmerksam gemacht, ob bei Bestrafung von Verbrechern das sogenannte Philadelphia'sche oder das Auburn'sche Strassystem für die körperliche und geistige Gesundheit der Sträflinge den Vorzug verdiene. Bekanntlich haben auch zwei berühmte Aerzte aus Genf statistisch nachzuweisen sich bemüht, daß eine gänzliche Isolirung der Sträflinge und das ihnen auferlegte Stillschweigen zur Erzeugung von Geisteskrankheiten bedeutend disponire, gegen welche Meinung Herr Christoph Moreau andere statistische Daten anführte, um das Unhaltbare der Behauptung der Genfer Aerzte nachzuweisen. Nun tritt Herr Ed. Carriere in einem an die „Gazette médicale“ gerichteten ausführlichen Schreiben gegen Herrn Moreau auf, um zu beweisen, daß man bei Beurtheilung dieser hochwichtigen Frage zu wenig die Kenntnisse und Ansichten der Aerzte berücksichtigt habe. Da dieses Schreiben manche, diesen Gegenstand beleuchtende Winke nicht bloß für Aerzte, sondern auch für Rechtsgelehrte enthält, so theilen wir aus demselben unseren Lesern in einer freien Bearbeitung das Wichtigste mit.

In dem Augenblicke, wo man sich ernstlich mit Verbesserung eines Strassystems beschäftigt, und in Frankreich dießfalls neue Gesetze und Einrichtungen beabsichtigt, muß es jeden Menschenfreund überraschen, daß man in einer Frage, wo es sich um die physische und geistige Natur des Menschen handelt, am wenigsten die Aerzte zu Rathe zieht, und jedem unbefangenen Beobachter muß dieses offenbar als eine traurige Inconsequenz erscheinen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß diese gegen den ärztlichen Stand begangene Ungerechtigkeit wesentlich beigetragen hat, daß die Gesetzgeber bis jetzt diese Frage so unvollkommen gelöst haben.

Der Arzt ist zwar keinesfalls der ausschließliche Schiedsrichter in Fragen, welche den Menschen und dessen eigenthümliche Natur näher zu berücksichtigen haben; allein man darf auch nicht vergessen, daß der Arzt nicht bloß die Heilung physischer Uebel zum Gegenstande seiner Kunst hat. Wer den Beruf des Arztes von einem höheren Gesichtspunkte auffaßt, wird einräumen, daß nicht bloß die physische Natur des Menschen, sondern auch dessen geistige, daher dessen Erziehung, Affecte und Leidenschaften ein Gegenstand ärztlichen Nachdenkens sind, und daß der Arzt gar oft eben so mit den geistigen als mit den physischen Geheimnissen

der Menschennatur vertraut sein muß. Vorzüglich aber ist dieses der Fall, wo es sich um Heilung geistiger Verirrungen des Menschen handelt, daher haben Männer, welche sich mit dem sogenannten „Systeme penitentiaire“ in neuester Zeit zuerst beschäftigt, diesen Gesichtspunkt des ärztlichen Wirkungskreises nie aus den Augen gelassen, aber leider nur zu wenig in's praktische Leben eingeführt. Als Livingston sein neues System der Reform der Strahhäuser bekannt machte, ging er von dem Grundsatz aus, daß der Verbrecher zugleich ein Verirrter sei, dessen gleichsam kranke moralische Natur durch die Strafe auf einen besseren Weg geführt, mithin geheilt, aber keinesfalls bloß durch Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft unschädlich gemacht werden müsse. Wie sollte daher eine Frage, in der es sich um Heilung geistiger Verirrungen nicht minder als um Bestrafung handelt, nicht auch in das Gebiet des Arztes fallen? Indessen hat man bei Lösung dieses Problems am wenigsten auf den Rath der Ärzte Rücksicht genommen; wäre Livingston von dem Wirkungskreise und den nöthigen Einsichten eines Arztes inniger durchdrungen gewesen, gewiß er hätte in der praktischen Anwendung seiner Theorie weit weniger Irrthümer begangen. Der Mensch muß, wenn man ihn strafen, das heißt bessern will, als ein Ganzes betrachtet werden, das heißt, man muß alle physischen und geistigen Anlagen, deren Harmonie das Ideal der Gesundheit bildet, bei demselben berücksichtigen.

Keinem Arzte wird es einfallen, den Geisteskranken und Verbrecher in eine Linie zu stellen, vielmehr tritt die Strafbarkeit des Letzteren um so klarer hervor, als derselbe zur Ausübung seiner Handlungen durch eine Reihe von Entschlüssen geführt wurde, welche beweisen, daß derselbe früher das, was er gethan, auch mit klarem Verstande und Berechnung überdacht hat. Allein trotz dieser, für die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft eben so wichtigen als wahren Ansicht sind einige Beziehungen nicht zu läugnen, welche zwischen dem Geisteskranken und dem Strafbaren sich dem Beobachter aufdringen. Wer kann es leugnen, daß die Schlechtigkeit des Verbrechers mit einer falschen Ansicht und einer geistigen Verirrung zusammenhängt, deren erster Keim in einer schlechten Erziehung liegt, und daß diese letztere schon lange das Verbrechen dadurch vorbereitet hat, daß sie nicht nur in der physischen Harmonie des Erzogenen eine Störung hervorgebracht, sondern auch dem Verstande eine falsche Richtung gegeben habe? Daher ist es in der Natur des Menschen gegründet, daß, er leide an einer moralischen oder physischen Krankheit, Mehr oft eine krankhafte Störung vorausgegangen ist, die ihn dazu disponirt und verleitet, die Sphäre seines ihm zugewiesenen gesellschaftlichen Standpunktes zu überschreiten. Gibt man nun zu, daß solche Verbrecher viel eher auf den Weg der Besserung gebracht werden, wenn man so viel als möglich die erste Quelle ihrer Verirrungen zu erkennen strebt; zeigt ferner die Erfahrung, daß diese Quelle nicht selten auch mit einem körperlichen oder geistigen Krankheitszustande theilweise zusammenhängt, so liegt es am Tage, daß die Ansicht des Arztes dem Gesetzgeber hier durchaus nicht fremd bleiben darf. Der Arzt wird ihm hier auch über Verschiedenheit des Temperamentes und der Individualität des Verbrechers einen klaren Aufschluß geben können; eine Verschiedenheit, welche Livingston bei Durchführung seiner allgemein geltenden Maßregeln ganz aus den Augen gelassen hat. Er vertheilt seine Sträflinge in enge Zellen, befiehlt ihnen ewiges Schweigen, verurtheilt sie zur strengsten

Einsamkeit, obwohl sie in zahlreicher Menge beisammen sind, ohne sich um die Folgen dieser allgemeinen Maßregeln auf die körperliche und geistige Gesundheit zu kümmern. Livingston hatte den Zweck, durch eine strenge, allgemein eingeführte Disciplin nach und nach aus dem Verbrecher ein sittliches Wesen zu bilden, und vergaß aber, daß eine und dieselbe Maßregel auf den Geist so vieler Individuen eben so wenig eine gleichförmige Wirkung hervorbringen kann, als dies eine bestimmte Diät in Bezug auf den Körper zu wirken im Stande ist. Man darf nur in dieser Beziehung folgenden Umstand als Beispiel anführen. Bei den Sträflingen, welchen ein absolutes Schillschweigen, als einer der wichtigsten Punkte der Besserung, auferlegt wird, tritt im Kehlkopf (Organ der Sprache) nach kurzer Zeit eine bedeutende Schwäche und Anspannung ein, indem nach einem bekannten physiologischen Gesetze jedes lange Zeit in Unthätigkeit erhaltene Organ endlich in eine krankhafte, reizbare Stimmung zu verfallen pflegt; nun aber ist von dieser Kränklichkeit des Kehlkopfes zur Tuberkelbildung in demselben nur ein kleiner Schritt, daher nur zu oft die Luftröhrenschwindsucht den Sträfling dahintraffen kann, und wirklich dahintrafft. Auch ist nicht zu vergessen, daß außer den mannigfachen Leiden des Gehirns, der Muskeln und der Unterleibsorgane, die sich so oft bei den Sträflingen entwickeln, eine der traurigsten Folgen für die Gesundheit der Sträflinge aus dem „Laster der Finsterniß“, dieser schrecklichen Ausgeburt der Einsamkeit und des Müßigganges, entstehet, und das Nervensystem zerrüttet.

(Der Beschluß folgt.)

M i s c e l l e.

— Die jüdische Bevölkerung im Gouvernement Grodno in Rußland wird eines gesetzwidrigen Verfahrens bei Bestattung ihrer Todten geziehen, welche sie nach den allgemein dafür im Reiche bestehenden Gesetzen nicht vor Ablauf von drei Tagen nach erfolgtem Ableben beerdigen darf, während es dort schon geschieht, wenn kaum die Symptome des Todes eingetreten und der Leichnam kaum erkaltet ist. Die örtliche Central-Regierung hat die strengsten Maßregeln zur künftigen Abwendung dieses Unfugs ergriffen. Durch die Ortsbehörden ist den jüdischen Stadt- und Landgemeinden, wie ihren Rabbinern, das bestehende Landesgesetz, keinen Todten vor Ablauf von drei Tagen zu beerdigen, in Erinnerung gebracht, dessen Nichtbeachtung die Uebertreter auf's schärfste zu büßen haben. Bei schnellen und dubiösen Todesfällen soll die Bestattung des Todten nicht vor angestellter Beschauung eines Polizei-Beamten Statt haben dürfen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der M i g o t'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonniert man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

N^o 26.

Montag, den 30. März 1840.

IV. Jahrg.

Inhalt: Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung. — Einige Bemerkungen über das zu Rathziehen der Aerzte bei Einführung der Strahhäuser. — Correspondenz-Nachricht. — Miscellen.

Pränumerations-Anzeige.

Die P. T. Herren Abonnenten der „Gesundheits-Zeitung“ werden höflichst ersucht, die Pränumeration für das zweite Quartal baldmöglichst erneuern zu wollen, damit die Auflage der Exemplare hiernach bestimmt werden könne.

D. Red.

Die Gewohnheit in diätetischer Beziehung.

(Von Dr. Weiglein in Grätz.)

(Beschluß.)

Unerkannte Schädlichkeiten werden durch Gewohnheit beinahe indifferent, sie benimmt den Giften ihre Tödtlichkeit und macht physische Uebel zu relativen Begriffen. Man beruft sich dabei auf die Opiumraucher, die Arbeiter in Bergwerken und Fabriken, auf die Säufer u. s. w. Allein dieser Glaube ist doch nur illusorisch. Je fremdartiger, je abstoßender gegen uns sich Dinge verhalten, an die wir uns gewöhnen, um so gewisser rufen sie eine neue Krankheitsanlage hervor.

Es ist wahr, der Bewohner der pontinischen Sümpfe athmet die giftigen Dünste der Mavemmen, ohne sogleich auf's Krankenlager gestreckt zu werden, während den Fremden schon in der ersten Nacht ein bössartiges Fieber ergreift; der Opiumraucher schlürft seinen Lieblingsrauch ohne vergiftet zu werden, der Säufer wird nach der gewohnten, eben nicht homöopathischen Gabe seines Getränkes erst lebendig. Die Gewohnheit entzieht sie der augenblicklichen Gefahr, verkürzt aber ihr Leben, und opfert sie

einem furchtbaren Siechthum. Der Bewohner der Maremmen ist blaß, aufgedunsen und kraftlos; der Opiumraucher wird nervenschwach, furchtsam und blödsinnig; das traurige Bild eines Säufers ist nur zu bekannt; der Fabrikarbeiter wird selten ein hohes Alter erreichen.

Gewohnheiten des Einzelnen zählen in der Regel wenig für das allgemeine Wohl; sind sie aber nationell und geheiligt durch Tradition, dann werden sie unantastbar. Der Einzelne sieht dann ihre Unvernunft entweder nicht ein, oder wagt es nicht, gegen den Strom zu schwimmen, denn vox populi vox Dei. Volksgewohnheiten sind es oft allein, welche den Endemien mancher Länder zu Grunde liegen. Es gibt Städte, wo es Sitte ist, die Nacht als Tag zu benützen, die gewöhnlichen Soirées beginnen um 9 bis 10 Uhr Abends, und enden ein paar Stunden nach Mitternacht. Braucht es wohl mehr als diese Sitte, um die zahlreichen Nervenübel zu erklären, die dort einheimisch sind? Und Beispiele anzuführen, die uns näher liegen? Die Mißbräuche der physischen Kindererziehung beruhen fast durchaus auf Volksgewohnheiten. Wenige denken im Traum daran, etwas für schädlich zu halten, das die allgemeine Sitte sanctionirte. Man trug die armen Kleinen im strengsten Winter meilenweit in die Kirche zur Taufe, man beförderte die Entstehung von Ausschlägen durch die ängstlichste Bedeckung und Einhüllung u. s. w., und zum Beweise ihrer Heilsamkeit beruft man sich auf die Tausende, die unter diesen Gebräuchen wachsen und gedeihen, als wenn eine kräftige Natur nicht oft die verkehrteste Behandlung überwände. Den Ruhm hat die Statistik der Medizin, dieser neu aufblühende Zweig unserer Wissenschaft, daß sie Einwürfe der Art durch Zahlen widerlegt; nichts imponirt auch dem Laien mehr als eine mathematische Gewißheit, die man der Medizin einzupfropfen versucht.

Aus diesen Prämissen nun einige diätetische Regeln gezogen. Vor Allem die Frage: Ist unsere Gesundheit besser geborgen bei einem starren Gewohnheitsleben, oder bei einem steten Wechsel der äußeren Eindrücke; sollen wir nur einzelnen Gewohnheiten huldigen oder uns an Alles gewöhnen? Eine feste, unabänderliche Norm für unsere Lebensweise, so daß ein Tag die Wiederholung des frühern sei, ein Jahr dem andern auf's Haar gleiche, gehört zu den leeren Wünschen, denn wir sind nicht unumschränkte Gebieter über die äußeren Verhältnisse, und gerade die edlere Natur sträubt sich gegen diese Herabwürdigung zur Maschine. Die Maxime aber, sich an Alles oder vorzugsweise an Nichts zu gewöhnen, setzte voraus, daß uns das Loos keine bestimmten Verhältnisse vorzeichnete. *Medium tenuere beati.*

Vor Allem gewöhne dich an vielseitigen Wechsel der unentbehrlichsten Einflüsse der Außenwelt; es sind jene Bedürfnisse, die nicht auf Gewohn-

heit beruhen, das ist Luft und Nahrung. Es gehört zur Charakteristik des Menschen, daß er sich an jede Nahrung, an jeden Himmel gewöhnen kann, und wir Bewohner der gemäßigten Zone sind vor Allen bestimmt, uns mit atmosphärischen Veränderungen und mit Launen der Witterung zu befreunden. An den Tropen-, selbst an den Polarländern sind sie gleichförmiger und geregelter.

Auch in Rücksicht auf Menge der Speisen, auf die Zeit und Dauer des Schlafes, auf Wärme und Kälte gewöhne man sich an eine gewisse Abwechslung.

Diese Angewöhnung muß in der Jugend geschehen; sie ist für den Wechsel der äußeren Einflüsse noch empfänglicher, ihr Organismus noch bildungsfähiger; das Alter lebt und webt in Gewohnheiten, es erhält den noch schwächern Lebensfunken durch Festhalten an bestimmte Reize. Fast Alle, die ein sehr hohes Alter erreichten, führten in der Jugend ein bewegtes, thätiges Leben; in ihren späteren Jahren herrschte einförmige Ruhe vor.

Willst du dich an bestimmte Eindrücke gewöhnen, so thue es allmählig; ein zu plötzliches Einstürmen verdirbt Alles. Träume nicht, zu einem Berufe tüchtig zu sein, dessen Beschwerden mit deiner früheren Erziehung und Lebensweise scharf contrastiren. Viele erben den Stand ihrer Väter, weil sie frühzeitig und spielend sich an seine Mühen gewöhnten. Die Kinder englischer Fabrikarbeiter ergreifen dasselbe Handwerk trotz des Elends, das sie vor Augen sehen, und so geht es fort durch Generationen. Vernünftiger bleibt es, sich Gewohnheiten anzueignen, die für unsere Individualität passen, nur so gelingt es, Krankheitsanlagen im Keime zu ersticken und selbst angeborne Gebrechen zu überwinden. Demosthenes war zu keinem Redner geboren, und doch erfüllte er noch die späteste Nachwelt mit seinem Ruhme auf der Tribune.

Verne auch die Schwierigkeit, Gewohnheiten abzulegen. Je eingewurzelter sie sind, je mehr sie ein Theil unseres Ichs geworden, um so schonender müssen wir sie behandeln. Einer leichten Uebertretung ihrer Gesetze folgt oft schwere Strafe. Man erzählt von einer alten Frau, die Jahre lang täglich gerade ein Pfund Fleisch verzehrte. Ein Loth darüber, das sie sich eines Tages erlaubte, brachte sie in's Grab. Ein Engländer, Thomas Parre, war berühmt durch sein hohes Alter. In seinem 152. Jahre wurde er vom König nach London berufen und dort prächtig bewirthet. Diese Aenderung der Lebensweise zog seinen baldigen Tod nach sich. Selbst dem Säuser darf man sein Lieblingsgetränk nicht plötzlich entziehen; auf Erfrorene darf die äußere Wärme nur allmählig einwirken, Ausgehungerte würde eine reichliche Nahrung tödten u. s. w.

Die letzte, aber vielleicht die wichtigste Maxime ist endlich die: Wir müssen die Gewohnheit beherrschen. Nie sollen wir vergessen, daß sie zwar nicht die Schnelligkeit aber die Macht eines Zaubers habe, und daß der Wille sie zwar hervorrufft und mit ihr spielt, doch endlich zu ihrem Sklaven herabsinkt. Erst dann, wenn wir die Kraft in uns fühlen, uns nach Willkür von ihr zu trennen, wird sie das beste Mittel sein, unsere physische Natur zu veredeln und unsere Gesundheit zu befestigen.

Einige Bemerkungen über das zu Natheziehen der Aerzte bei Einrichtung der Strafhäuser.

(Beschluß.)

Als man diese Uebelstände einzusehen begann, dachte man natürlich an Verbesserungen des Livingston'schen Straffsystems. Da man nämlich täglich die Erfahrung machte, daß entweder Krankheit und Tod diese von Livingston empfohlene moralische Behandlung unterbrach, oder daß Empfindungen von Haß, Zorn, Rache den Sträfling immer mehr gegen die Besserung und Erziehung widerspenstig, ja sogar daß Geisteskrankheiten seinem Dasein ein Ende machten, so modifizierte man die Vorschläge Livingston's, und das System Auburn's war das Muster, das man vorzüglich in Philadelphia einführte. Nach diesem System ward die gemeinschaftliche Arbeit den Sträflingen erlaubt, um in die Einförmigkeit ihrer Existenz einige Abwechslung zu bringen, wobei zugleich in jede Zelle eine Bibel gelegt wurde, um der beabsichtigten Besserung durch religiöse Ideen Nachdruck zu geben. Gleichzeitig wurde jedoch den Sträflingen das strengste Stillschweigen geboten. Allein das gemeinschaftliche Zusammenarbeiten ließ nur noch lebhafter das Bedürfnis der Mittheilung durch Sprache erwachen, da der Anblick eines Mitmenschen eben so zum Sprechen einladet, wie das Licht zum Sehen. Auch vergaß man, daß ein religiöses Buch ein todter Buchstab bleibt, wenn keine Mittelsperson vorhanden ist, welche den geistigen Inhalt des Buches dem so wenig für denselben empfänglichen Sträflinge annehmbar macht.

Allein trotz dieses Fortschrittes durch Auburn (wenn man sein System mit dem Philadelphia'schen vergleicht) wurde noch zu wenig auf die Kenntnisse und Ansichten der Aerzte Rücksicht genommen. Die gemeinschaftlich vorgenommene Arbeit hat wohl einige Abwechslung in das Leben der Sträflinge gebracht; allein das hartnäckig auferlegte Stillschweigen und die dadurch hervorgebrachten Krankheiten des Kehlkopfes blieben dieselben. Daher waren die Resultate des Auburn'schen Systems noch immer keineswegs glänzend. Man hat nun wieder einen Rückschritt zum Livingston'schen und zu dessen sogenanntem Philadelphia'schen System gemacht, und gründete eigene Straf-Colonien, wo dieses letztere in seiner größten Strenge und Consequenz gehandhabt wurde. Bald jedoch zeigte die zunehmende Sterblichkeit und der eigenthümliche Charakter der Krankheiten unter den Sträflingen, daß man keinesfalls auf dem rechten Wege ist, besonders aber fing man in Europa an, diesen Gegenstand vom ärztlichen Gesichtspunkte näher zu betrachten. Die Doctoren Goffe in Lausanne und Coindet in Genf haben sich vorzüglich gegen jenes Straffsystem erklärt, und nach ihnen haben auch

einige Aerzte in Amerika den schädlichen Einfluß dieser Verfahrungsweise auf die Gesundheit der Sträflinge nachgewiesen. Herr Dr. Bach in Cheryhill (Pensylvanien) hat sogar erklärt, daß die Trennung (Isolirung) und das Stillschweigen eine solche Schwäche hervorbringen, daß während eines noch so gelinden Winters viele Sträflinge ihre Füße sich abgefroren hatten, und zwar wegen des bei ihnen so geschwächten Reactionsvermögens.

Allein trotz dieser Beobachtungen der Aerzte haben die Bewunderer des amerikanischen Systems ihre Ansicht nicht geändert, besonders war es Herr Moreau, General-Aufseher der französischen Gefängnisse, welcher sich gegen die Ansprüche der Aerzte erklärt und den Versuch gemacht hat, die in Philadelphia eingeführte Praktik zu vertheidigen und auch Frankreichs Gesetzgebern warm zu empfehlen. In einer Schrift unter dem Titel: „De la mortalité et la folie dans le système pénitentiaire,“ suchte er die Gesetzgebung für diesen Gegenstand zu gewinnen, und die französische Akademie hat durch einen günstigen Bericht obgenannter Schrift noch mehr Wichtigkeit beigelegt. Diese Schrift hat zu ihrer Grundlage die Berichte von Gefängnisaufsehern benützt, eine Quelle, die keinesfalls den Werth von Beobachtungen haben kann, welche Aerzte gemacht haben. Zwar braucht man kein Arzt zu sein, um statistische Tabellen über Sterblichkeit und Bevölkerung zu entwerfen; allein um sich hinreichend von dem Einflusse Rechenschaft geben zu können, unter welchem die Sterblichkeit Statt findet, um ferner hieraus auf die Ursache derselben hinreichende Schlüsse zu ziehen, dürfte wohl kaum eine arithmetische Operation hinreichen, und nur die Wissenschaft des Arztes kann dieser todten Ziffer eine Bedeutung und einen logischen Zusammenhang geben. Herr Moreau leugnet den Einfluß der Gefängnisse auf die Sterblichkeit, und sucht die medizinischen Gründe des Dr. Bosse mit der einfachen Behauptung zu widerlegen, daß die Angaben, auf denen sich jener Arzt stützt, zu unvollständig sind, um daraus ein allgemeines Resultat ziehen zu können; allein indem Herr Moreau selbst in seiner Schrift die Krankheiten aufzählt, welche bei den Sträflingen vorzukommen pflegen, widerlegt er sich gleichsam selbst, indem die Natur dieser Krankheiten der Art ist, daß sie innig mit dem entnervenden und krankmachenden Einfluß zusammenhängen, welchem die in den Zellen gehaltenen Sträflinge ausgesetzt sind. Was die Behauptung des Herrn Moreau betrifft, daß nach den Berichten der Gefängnisaufseher die nach einigen Jahren entlassenen Sträflinge gut aussehen, so darf man nicht vergessen, daß ein gutes und gesundes Aussehen gar oft mit einem aufgedunsenen und durch krankhafte Fetterzeugung entstandenen, von dem Laien verwechselt wird. Herr Moreau leugnet den schädlichen Einfluß der Einsamkeit in Bezug auf Erzeugung von Geisteskrankheiten, und führt den großen deutschen Arzt Zimmermann an, der in seinem Werke „über die Einsamkeit“ die Vortheile der Einsamkeit auf den menschlichen Geist so meisterhaft dargestellt hat, als Gewährsmann an; allein schon die oberflächlichste Untersuchung zeigt, daß zwischen einer freigewählten Einsamkeit, die man aber liebt, weil man sie gewählt hat, und zwischen einer uns gewaltsam aufgedrungenen Einsamkeit durchaus keine Aehnlichkeit Statt findet, abgesehen von vielen anderen Bedingungen der reinen Luft, der Bewegung und anderer für die Gesundheit günstigen Umstände, die bei ersterer Statt finden; daher muß es kommen, daß eine mit Verstummen verbundene Zelleneinsamkeit

die schrecklichste Einförmigkeit hervorbringt, nach und nach zu einer fieberhaften Reaction disponirt, das Gemüth verstimmt, und endlich zu Geisteskrankheiten erzieht. Vorzüglich aber hätte Herr Moreau bei besserer Benützung ärztlicher Ansichten den wichtigen Umstand erkannt, daß ein in Amerika eingeführtes System nur mit strenger Rücksicht auf die Verhältnisse des Bodens, des Nationaltemperamentes und des Charakters der Franzosen in Frankreich eingeführt werden kann, daß bei der vorwaltenden Reizbarkeit seiner Landsleute eine weit größere Neigung zu Geisteskrankheiten bei ihnen Statt findet, und daß endlich die in Frankreich eingeführte Ernährungsweise der Sträflinge für die Sterblichkeit bei weitem günstiger ist, als die in Amerika stattfindende. Es ist daher am besten, den Sträfling nach Art und Weise seines individuellen Temperamentes zu bestrafen, seinen Charakter, besonders wie er sich aus seinem früheren Leben entwickelt hat, zu studieren, und nicht minder seine körperliche Beschaffenheit zu berücksichtigen, um den Zweck der Strafe, als solcher, und die damit beabsichtigte moralische Besserung zu erreichen. Hierbei reicht nicht ein allgemeines eingeführtes System hin, sondern man muß jedes einzelne Individuum gleichsam zu behandeln wissen. Ein für Alle eingeführtes gleichförmiges, und keine Modifikation zulassendes Isolirungssystem und allgemein eingeführtes Stillschweigen ist eben so wenig zulässig, als eine einzige Heilmethode in einem Spitale.

Correspondenz-Nachricht *).

Paris, im Februar 1840.

Ihr Wohlgebornen!

Gestern wurde in der Akademie der Wissenschaften eine der wichtigsten Fragen der neueren Medizin verhandelt. Sie wissen, daß in der letzten Zeit viel von der ansteckenden Eigenschaft der morve (Kozkrankheit) bei den Pferden gesprochen wurde. Fünfzehn Fälle sind bis jetzt in Paris bekannt, wo diese Krankheit an Menschen, die mit kranken Pferden zu thun hatten, beobachtet wurde und zwar von einigen sehr ausgezeichneten Ärzten, z. B. Andral, Bouillaud, Breschet, Mayer etc. Unter diesen Fällen kommen auch zwei vor, die an Schülern der Veterinärshule zu Alfort gesehen wurden. Es fragt sich also nun, ist die morve ansteckend oder nicht? Dieses ist eine sehr wichtige Frage, denn da jährlich mehrere tausend Pferde in den französischen Armeen an dieser Krankheit leiden, so handelt es sich um den Verlust von einigen Millionen, falls man diese Pferde tödten muß, um nicht die Menschen der Ansteckung auszusetzen. Herr Breschet kam nun gestern in die Akademie und las in seinem und des Herrn Mayer Namen eine Arbeit, die beweisen sollte, daß diese Krankheit ansteckend sei. Herr Magendie erhob sich gegen diese Ansicht, er bedauerte, daß sein College auf eine so positive Weise sich über eine so wichtige Frage entschieden habe, daß er ganz und gar entgegengesetzte Ansichten habe, und führte folgende Gründe an. Für's Erste sagte er, die Krankheit, die man jetzt an Menschen und Thieren beobachtet, und die man morve aigue (entzündliche Kozkrankheit) nennt, ist ganz und gar verschie-

*) Aus einem Schreiben des Herrn Dr. Mandl in Paris an Herrn Hofrath Ritter von Wixer.

den von der längst beobachteten und genau erkannten chronischen Rogkrankheit (morve chronique). Er bedauert, daß Herr Breschet beide Formen mit einander verwechselt, da sie doch beide von einander wesentlich verschieden sind. Es ist genau erwiesen, daß die morve chronique, und es ist die am häufigsten vorkommende, nie mal ansteckend ist, und Herr Larrey bestätigt diese Aussage, indem er sagt, daß er während seiner dreißigjährigen Dienstzeit im Kriege niemals gehört habe, daß ein Reiter von seinem Pferde diese Krankheit ererbt hätte. Was nun die entzündliche Rogkrankheit (morve aigue) betreffe, die, wie gesagt, wesentlich von der chronischen verschieden ist, so ist auch ganz und gar nicht erwiesen, daß sie ansteckend sei, denn wenn man auch sie an Menschen beobachtet habe, die mit Pferden zusammen lebten, so haben doch stets diese Menschen in denselben Umständen gelebt, sich stets im Stalle aufgehalten, schlechte Nahrung genossen &c., so daß man bis jetzt behaupten könnte, daß dieselben Umstände, welche diese Krankheit bei den Pferden entwickelten, sie auch bei den Menschen hervorbrachten. Die entzündliche Rogkrankheit, die stets tödtlich ist, äußert sich durch Abscesse auf den Schleimhäuten der Nase &c., im Zellengewebe, auf der Stirne &c. Es wurden in dieser Sitzung auch mehrere sehr schöne, nach der neuen Methode des Herrn Thibert ausgeführte Modelle, welche pathologische Präparate vorstellen, vorgezeigt.

Miscellen.

— Da seit Kurzem in Alexandrien neue Pestfälle vorgekommen sind, so hat der Pascha, obwohl er entschlossen war, um die Präntensionen der fremden Consuln sich vom Halse zu schaffen, die Quarantaine-Anstalt auf immer abzuschaffen, vor einigen Tagen befohlen, daß das Sanitäts-Reglement wieder in's Leben trete. Er hat zwar zu gleicher Zeit erklärt, er würde bereitwillig den Rathschlägen der europäischen Consuln in dieser Angelegenheit entgegenkommen, allein er hat positiv verlangt, daß die von ihm mit Ausschluß der europäischen Consuln ernannte Sanitäts-Commission einzig und allein mit der Handhabung des Quarantaine-Reglements beauftragt werde, wie aus nachfolgender Note, die er an Boghos-Bey deswegen gerichtet hat, zu ersehen ist: „Den 17. des Monats Sikkide 1255 (21. Jänner). Da im Lande die ansteckende Krankheit ausgebrochen ist, so glaube ich, daß man jede andere Berücksichtigung bei Seite legen müsse, um sich nur mit dem öffentlichen Gesundheitszustande zu beschäftigen. Dem zu Folge werden Sie dafür Sorge tragen, daß die so eben errichtete Sanitäts-Anstalt auf die Grundlage der vor Kurzem unter der Leitung der europäischen Handelsleute ausgemachten Bestimmungen wieder hergestellt werde, und zu gleicher Zeit werden Sie die europäischen Consuln von den deshalb getroffenen Maßregeln sofort in Kenntniß setzen, mit der Bemerkung, daß die Regierung, weit entfernt, sich irgend eine Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute anmaßen zu wollen, vielmehr die Beobachtung des Sanitäts-Reglements, so wie es von ihnen selbst niedergesetzt wurde, versprochen hat, und daß, wenn die Regierung von dem ihr zukommenden Rechte, die Gesundheits-Freiwandanten selbst zu wählen, Gebrauch macht, sie es vorzüglich deshalb gethan, weil eine unter dem Kaufmannsstande der verschiedenen europäischen Nationen vorgenommene Wahl dem Publikum und dem Auslande größere Bürgschaft darbietet. Abgesehen von der Gerichtsbarkeit, welche die europäischen

Consuln über diese Sanitäts-Anstalt, in so fern nämlich das wechselseitige Verhältniß zu ihren Landesleuten es mit sich bringt, ausüben werden — was in Bezug auf das Publikum nur eine gute Wirkung hervorbringen kann —, so können Sie den europäischen Consuln melden, daß die Regierung immer mit Freuden ihre Rathschläge aufzunehmen wird, sei es nun, daß dieselben irgend eine Veränderung in dem niedergeschriebenen oder in dem noch ungeschriebenen Sanitäts-Reglement wünschen.“

— Bei Gelegenheit des Jahreswechsels enthalten die Warschauer Zeitungen eine Uebersicht der vorjährigen Ereignisse und Zustände im Königreiche Polen, der wir Folgendes entnehmen. Die zu Wierzbno, bei Warschau, angelegten Gesundheitsanstalten dienen gar manchem Kranken zur Wiedergenesung, und die beabsichtigte Einrichtung eines Blinden-Instituts, für welches im Laufe des Jahres wohlthätige Beiträge gesammelt worden, wird Unglücklichen der traurigsten Art eine Zuflucht für den Rest ihrer Tage gewähren. Das Jahr 1839 war das zweite des Bestehens der Warschauer Wohlthätigkeits-Gesellschaft. Die Restaurirung und innere Einrichtung der dazu gehörigen kleinen Kirche, die Eröffnung eines neuen Zufluchtsaales, die Gründung zweier neuen Abtheilungen: für rechtmäßige Unterstützung und für Ausrottung der Bettelerei, der so wirksam auf die unglücklichen Weichsel-Anwohner ausgedehnte Schutz, die beabsichtigte Anlage von Zufluchtsälen für deren Kinder und eine Schule für Waisen, überhaupt die beständige, unermüdete Erweiterung der Unterstützung, des Rathes und der Hilfe hat so manche Thräne getrocknet, so manches Leiden gelindert. An allen diesen Werken hatten die Bewohner Warschau's großen Antheil; sie gaben Beiträge, sie brachten Opfer auf den Altar des Unglücks, sie steuerten durch ihr Talent oder ihren Einfluß zur Vermehrung der Einkünfte der Gesellschaft bei. Ein prächtiges Schauspiel, das zum Besten der Weichsel-Anwohner gegeben wurde, zwei Maskenbälle, deren Ertrag die Gesellschaft sehr unterstützte, eine Pfand-Lotterie, die den Fond für die Taubstummen vermehrte, haben ein bleibendes Andenken hinterlassen.

— (Ceylon-Moos.) Dr. Battley schickte an die medizinisch-botanische Gesellschaft in London Proben von *Fucus amylaceus* (Ceylon-Moos), nebst mehreren Stücken von Gallerten, die aus dieser Pflanze bereitet sind. Man hat dieses Nahrungsmittel in Calcutta in den Spitälern gebraucht, und gibt es namentlich auch den Müttern, während sie ihre Kinder stillen. Es ist ein Tang, den das Meer an den Klüften von Java in großer Menge auswirft, bildet einen bedeutenden Theil der in China so theuer bezahlten esbaren Vogelnester, und wird auch von den Chinesen als ein regelmäßiges Nahrungsmittel eingeführt.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Schulenstraße Nr. 851, im Hause der Migo'schen Erfrischungs-Anstalt, im 1. Stock, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird. Einzelne Blätter kosten 8 Kr. C. M. — Zahlungen werden nur im genannten Bureau (zwischen 10 — 3 Uhr) angenommen.